The background of the cover is a dark green, textured surface. At the top, a multi-colored rainbow arches across the sky. Below the rainbow, the title 'Am Throne Gottes' is written in a large, ornate, gold-colored Gothic script. The letters are thick and have decorative flourishes. In the middle ground, there is a large, dark green tree with a thick trunk and dense foliage. To the left of the tree, a large, light-colored building with a central dome and several windows is situated on a hillside. The foreground shows a rocky, uneven ground with some small, dark green bushes. The overall style is that of a classic book cover illustration.

Am Throne Gottes

Erzählungen
von
Ernst Evers.



THE NEW YORK

LIBRARY

OF THE CITY OF NEW YORK

ASTOR

LENOX AND TILDEN FOUNDATIONS

100 N. 5th St. New York, N.Y.



100 N. 5th St. New York, N.Y.

ERAINDE
PT2609
.V4
1899?

570



1020024351



Am Throne Gottes.

CENTRO CULTURAL ALEMÁN, A. C.
TEL. 48-46-04
HIDALGO 2052 PTE.
COL. OBISPADO
MONTERREY, N. L.

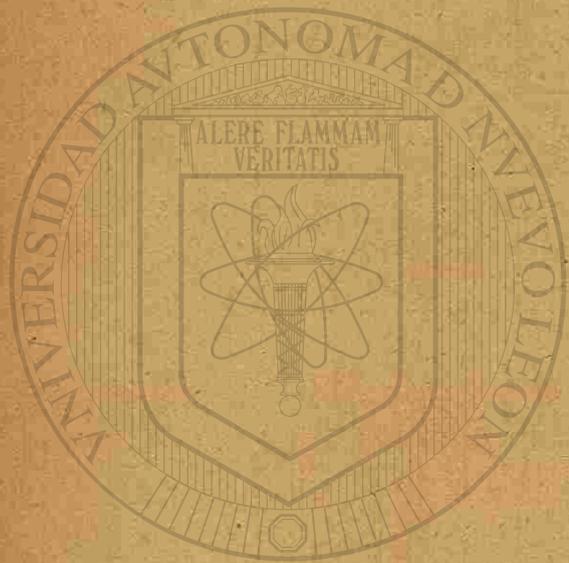
570

14 ABR. 1979

UNIVERSIDAD AUTÓNOMA DE NUEVO LEÓN

DIRECCIÓN GENERAL DE BIBLIOTECAS





Am Throne Gottes.

Erzählungen zum heiligen Vaterunser

von

Ernst Evers.

Vierte Auflage.

UNIVERSIDAD AUTÓNOMA DE NUEVO LEÓN

DIRECCIÓN GENERAL DE BIBLIOTECAS

Verlag von Carl Hirsch
Konstanz.

PT 2609

V4

1899?



Buchdruckerei Fidelitas, Karlsruhe.



ACERVO DE LITERATURA

154381

Vorwort zur ersten Auflage.

„Der Herr schauet vom Himmel, und siehet aller Menschen Kinder. Von seinem festen Thron siehet er auf alle, die auf Erden wohnen. Er lenket ihnen allen das Herz, er merket auf alle ihre Werke.“ In solchen Triumph des Psalmisten wollen die nachfolgenden Geschichten einstimmen und wollen denselben hineinpflanzen in die Menschenseelen. Dazu wollen sie das allerbeste Gebet, das der allergrößte Lehrmeister uns gelehrt hat, darstellen, wie es in den Herzen der Menschenkinder eine Macht geworden ist. Auslegen wollen sie das heilige Vaterunser nicht, aber hineinlegen wollen sie dasselbe in die warme Menschenbrust. So wollen sie mithelfen, daß den Seelen die Flügel wachsen, daß sie auffahren wie die Adler. Gott, der Herr, gebe ihnen sein Gnadengeleit und lasse seine Kraft in der armen Menschenschwachheit mächtig sein! Allen Betern gebe Gott ein fröhliches Amen! Alle Leser dieses Buches aber grüßt mit herzlichem Christengruß

der Verfasser.

Vorwort zur dritten Auflage.

Wie die Klänge einer Betglocke möchten die nachfolgenden Geschichten hineinziehen in die Häuser und Herzen der Menschenkinder; und da dies Buch nun durch Gottes Gnade zum dritten Male seine Straße durch die deutschen Lande ziehen darf, habe ich ihm keinen anderen Wunsch mit auf den Weg zu geben als den alten, daß vielerorten mit heiligem Ernst angenommen und beherzigt werde die Mahnung: Betet!

Berlin, am Ende des Jahres 1899.

Der Verfasser.

Inhalt.

	Seite
I. Fluten und Felsen	1
1. Werfet eure Netze aus, daß ihr einen Zug tut	3
2. Von nun an wirst du Menschen fangen	14
3. Und sie führten die Schiffe zu Lande	32
II. Krieg und Friede	41
1. Sturmgeläute	43
2. Kanonendonner	55
3. Friedensklänge	68
III. Zwischen Himmel und Erde	81
1. Hindurch durch die Versuchungswüsten	83
2. Hinaus aus dieser Erde Lüften	101
3. Hinein ins schöne Kanaan	125
IV. In Leid und Liebe	143
1. Alte Zeiten	145
2. Alte Leute	152
3. Junges Volk	162
4. Neue Zeiten	172
V. Von Gott beschert	185
1. Die Speise in den Furchen der Armen	187
2. Liebe hat ein gut Gedächtnis	203
3. Ich wart' des Glücks — hilf Gott und schicks	217

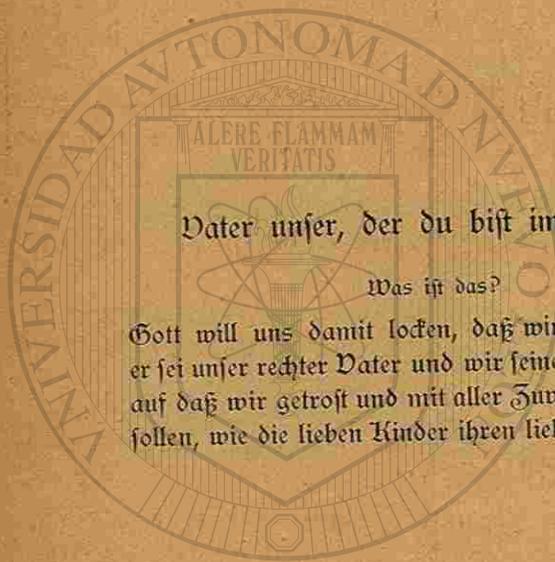
	Seite
VI. Am Waldesrand	225
1. Knospen	227
2. Waldesshatten	238
3. Dornestrüpp	247
4. Tannengrün	264
VII. König und Königin	277
1. Der arme reiche König	279
2. Die reiche arme Königin	296
VIII. Im Palmenschatten	317
1. Sonntagsfriede	319
2. Gewissensfriede	331
3. Ewiger Friede	343
IX. Frühlingstage	357
1. Sonnenschein	359
2. Wolken	369
3. Gewitter	378
4. Himmelsblau	386

I.

Fluten und Felsen.

UNIVERSIDAD AUTÓNOMA DE NUEVO LEÓN

DIRECCIÓN GENERAL DE BIBLIOTECAS



Vater unser, der du bist im Himmel.

Was ist das?

Gott will uns damit locken, daß wir glauben sollen, er sei unser rechter Vater und wir seine rechten Kinder; auf daß wir getrost und mit aller Zuversicht ihn bitten sollen, wie die lieben Kinder ihren lieben Vater bitten.

Fluten und Felsen.

I.

Werfet eure Netze aus, dass ihr einen
Zug tut.

Meine Seel' ist stille,
Denn mein Vater lebt,
Dessen heil'ger Wille
Mein Verhängnis webt.
Soll ich Schmerz erleiden,
Soll mir Freude blüh'n,
Ruhig blickt in beiden
Mein Vertrau'n auf ihn.

„Was ich Dir nun sagen wollte, Paul Erich Swensen, das will ich Dir heute — grade heute sagen, denn heute bist Du auf den Leuchtturm gestiegen, da man eine große Aussicht hat über die gewaltigen Fluten hinüber, Du Herzkind Deines Gottes, das er heute in heiliger Konfirmation an sein Vaterherz fest gelegt hat. Ich bin wetterfest, Paul Erich, aber heute ist der alte Fels hier drinnen in der Brust erbebt, wie wenn die Allgewalt ihn geschüttelt hätte. Du bist mein Konfirmand, Paul Erich, und mir ist's durch die Seele gerauscht wie brausendes Wasser, als der alte Pastor Kerner Dir das Wort

mitgab in die Fluten des Lebens hinein: „Wie sich ein Vater über seine Kinder erbarmet, so erbarmet sich der Herr über die, so ihn fürchten.“ Ja, Paul Erich, das ist ein Wort für Dich. Ich kenne kein besseres. Solches Wort ist eine winkende Hand. Wenn wir in den brandenden Wogen schwimmen, dann müssen wir solch' winkende Hand am Ufer sehen, die winkt: „Halt aus, halt aus!“

„Ja, Paul Erich, Gott will uns damit locken, daß wir glauben sollen, er sei unser rechter Vater, ja, er sei unser rechter Vater. Schau, Paul Erich, wir Kinder der See müssen es sonderlich lernen, den rechten Vater zu suchen, denn die See läßt viel weinende Waisenkinder an ihrem Gestade stehen. Wehe, wer da die Stimme nicht hören könnte: ich will euch nicht Waisen lassen. Aber die See lehrt es uns auch, sein Herz zu suchen und auf seinen Arm zu trauen. Groß und gewaltig ist das Meer. Ich habe die Berge gesehen, wie ihr Schnee in der Abendsonne leuchtet. Sie stehen da, wie erhobene Zeigefinger Gottes, die durch die Wolken zeigen; aber größer als die stillen Berge ist das brausende Meer. Wenn die Wellen sich türmen und der weiße Schaum ihre Häupter krönt, wenn die Wogen am Gestade branden, dann weist jede Woge in die Höhe, und mir ist's, als hörte ich aus den Wassern eine Stimme reden, die über den ganzen Erdbreis ruft: „ich bin der allmächtige Gott, wandle vor mir und sei fromm.“ Dann ist das Meer ein

Prediger mit donnernder Stimme. Aber wenn's am schönen Sommerabend stille daliegt und die langen Wogen leise auf den Strand gleiten läßt, dann redet es, wie wohl eine freundliche Mutter in der Dämmerstunde zu ihrem Kindlein redet, wenn sie ihm liebliche Geschichten erzählt.

Dazumal redete das Meer mit seiner Donnerstimme. Es brandete und brauste, es züngelte und peitschte um unsere kleine Insel herum, wie ein hungriger Wolf den einsamen Wanderer umheult, um im nächsten Augenblick sein Opfer zu zerfleischen. Ja, von „dazumal“ will ich Dir erzählen. Du weißt es, daß vor Zeiten die Insel größer gewesen ist; aber das Meer war ein gieriger Wolf, und wenn der Wolf hungrig war, dann schlug er seinen scharfen Zahn hinein in die schutz- und wehrlose Beute. Dazumal, ich meine die Zeit, davon ich Dir erzählen will, stand schon dies Haus auf der Westerlandzunge und blickte wie ein Seezeichen ins Wasser hinaus. Dazumal wohnten auch nicht mehr als hundert und dreiundfünfzig Leute in den zwei- unddreißig Häusern hin und her auf den Anhöhen der Insel. Dazumal hatte ich mein Schiff an den Wall gebracht, und weil die Lunge nicht mehr den Dienst tun wollte, und weil ich ein gutes Stück Geld aus dem stillen Ozean mit heimgebracht hatte, und weil ich mein Schiff gut an den Mann bringen konnte, darum legte ich mich hier vor Anker und bezog das Erbe meiner Väter, wie jene es vor

getan hatten, und fütterte meine Kuh, und kochte meinen Tee und las meine Bibel.“

„Lebte damals die Mutter noch?“ fragte der Knabe. „Vater, Du hast mir noch nie von der Mutter erzählt und hast mir immer gesagt, daß ich mit solchen Fragen warten solle bis zu meiner Konfirmation.“

„Höre nur, was ich Dir sage, Paul Erich, und ich denke, die Hochflut wird bald dein Herz durchwallen. Also dazumal saß ich auf meinem Auslug. Es sind schon reichlich dreizehn Jahr her. Die Wetter heulten und das Gebälk unterm Dache zitterte und bebte. Ich saß hier droben und sprach wie Hiob: ‚Die Säulen des Himmels zittern und entsetzen sich vor seinem Schelten, vor seiner Kraft wird das Meer plötzlich ungestüm, und vor seinem Verstand erhebet sich die Höhe des Meeres.‘ Ich lugte scharf aus, denn drüben hinter der Sandbank kämpfte ein stolzer Dreimeister schon zwei Stunden lang und wehrte sich gegen die Brandung, wie ein Jüngling sich gegen den Tod wehrt. Ich lugte scharf aus, ob's ihm gelingen werde, das breite Fahrwasser zu gewinnen. Dann war er geborgen. Die Dämmerstunde kam und ich lugte noch immer aus, obwohl nichts mehr zu sehen war. Mir war's so wundersam ums Herz, als müßte ich immer noch auspähen; mir war's, als ob eine Stimme rief: ‚gehe hinunter an die See.‘ Ich ging hin und stand eine Weile auf dem Riff, wo die Wellen um

meine Füße peitschten. Aber es war nichts zu sehen und nichts zu hören. Ich hatte wohl eine halbe Stunde dagestanden, hatte nichts gesehen, und wollte schon meinen Posten verlassen: da war mir's, als ob ich einen Schrei gehört hätte. Ich spähte schärfer, ich horchte hinaus. War's die Stimme der Meereswellen gewesen, die ich gehört hatte, oder war's ein Schmerzensschrei von Menschenlippen gewesen? Die Wellen brausten, und mein Herz pochte. Jetzt war mir's, als ob ich etwas aus den Wellen hätte auftauchen sehen. War's eine Planke von einem zer Schlagenen Schiff, oder war's der weiße Schaum, der wie ein Pfeil vom Bogen in die Höhe fuhr? Dort ist's! Es fährt vorüber: ein Balken, ein langer Balken. Ich war wetterfest, aber mein Herz pochte dennoch, und schärfer schaute ich hinaus; aber der Balken fuhr vorüber, und zu meinen Füßen spritzte der Schaum der Wellen. Was hatte ich jetzt noch zu suchen? Und doch suchte ich. Der Balken war vorüber gezogen, und ich sagte mir, daß er von jenem stolzen stattlichen Kämpfer herstamme, den ich immerdar im Auge gehabt hatte; und wo Brackholz vorüber treibt, da kann auch Brackholz antreiben. Da — was ist das? Hörte ich einen Laut, als wär's ein Seufzer von Menschenlippen? Und dort schwamm wieder ein Balken, drüben, ganz nahe am Riff vorüber. Da trat ich eilig noch drei Schritt vor und stand mitten im Wogenschwall. Ich sah es sich

bewegen auf dem Bruchholz. Es war ein Mensch. Nein, Paul Erich, es waren zwei Menschengestalten. Ich ergriff den Arm. Ich fühlte es, daß es der zarte schwache Arm eines Weibes sei. Ich packte den Arm. Aber die Macht des Sturmes war gar zu gewaltig, und jäh fällt das Riff hinunter ins Meer. Die Füße glitten mir weg. Ich kämpfte einen heißen Kampf mit den Wellen, und sie sind mir zu stark gewesen. Aber etwas wollte ich doch dem wilden Element entreißen: als ich den Arm fahren ließ, griff ich hastig noch einmal zu und hielt ein zartes Leben in meiner Hand, und mit der Linken klammerte ich mich an das Riff. — Ja, ja, es war ein harter Kampf, aber was ich jetzt errungen hatte, das hielt ich fest; und ich kletterte auf die Höhe. Ich konnte nicht daran denken, mehr zu retten, denn ich war völlig erschöpft. Was ich aber gerettet hatte, das war ein reicher Schatz.“

Der Paul Erich schaute mit leuchtendem Auge auf die Lippen des Kapitäns; seine Wangen glühten, seine Hände hatten sich fest hineingefügt in die Hände des Erzählers. Dieser hielt einen Augenblick inne und blickte den Knaben an. „Ich bin wetterfest,“ sagte er mit leisem Seufzer, aber als er's sagte, quoll ihm langsam eine leuchtende Träne über die Wange.

„Ja — ja,“ fuhr er fort, „Gott will uns damit locken, daß wir glauben sollen, er sei unser rechter Vater. Paul Erich, mein Junge, komm näher heran; ja, setze Dich auf meinen Schoß! So ist's gut; ja

so ist's gut! Lege nur Dein Ohr nahe an meine Lippen, denn das Wort bleibt mir in der Kehle stecken, und einmal muß ich Dir's doch sagen, ja, Du warst der reiche Schatz, den ich damals geborgen hatte aus der tiefen Flut. Ach, weine nur, mein Junge; ja, ich hab's mir immer gedacht, daß es Dir durch's Herz gehen müßte wie eine Dolchspitze, wenn ich es Dir sagen würde: 'siehe, dieser Dein Vater ist nicht Dein Vater.' Weine nur! Ich hätt's Dir vielleicht an Deinem Ehrentage nicht sagen sollen; aber einmal mußtest Du es wissen, und ich hatte es mir seit Jahren schon vorgenommen, es Dir an Deinem Konfirmationstage zu sagen, wenn Du Dich auf den ewigen Fels ganz festgestellt, wenn Du Dein Herz gepanzert hättest mit der Kraft des Glaubens, wenn Du stark wärest in der Kraft der Stärke Deines Herrn. Und wenn ich heute meinem Entschluß untreu geworden wäre, dann hätte ich das Wort verschoben von Tag zu Tag, und immer schwerer wäre mir die Last auf dem Herzen geworden, und immer schwerer wäre es mir geworden sie abzuwälzen. Nun weißt Du alles, mein Paul — mein Herzensjunge — ach — nicht mein Junge und doch mein, — mein immerdar, wenn auch der Mann wiedergefunden würde, der sich mit Zug und Recht Dein Vater nennen kann. Denn ich habe Dich aus der Flut geborgen, darum bist Du der Sohn des Kapitäns Swennesen. Nein, eine Mutter hast Du hier auf

der Hallig nicht gefunden, mein Junge, denn der Kapitän Swennesen ist all sein Lebtag ein Weiberfeind gewesen. Siehst Du, solch ein Weiberherz ist nicht wetterfest und kann darum nicht auf der Landzunge der Hallig wohnen, und solch ein Milchgesicht ist nicht von Eichenholz und taugt nicht für den Auslug, und solche sogenannte blühende Wange — merk's, mein Junge — die hält nicht so lange wie ein Pappdeckel. Damit habe ich Dir alles gesagt, mein Paul; — nein, noch nicht alles: ich holte Dich also aus der Flut. Es sind im letzten Herbst dreizehn Jahre her gewesen. Du wirst damals reichlich zwei Jahre alt gewesen sein. Ich holte Dich aus der Flut und barg Dich hier in meinem Heim, und am nächsten Tage forschte ich nach dem Kauffahrer; aber derselbe war verschwunden, und aus dem Meere redete die Stimme Gottes, aber Menschenstimmen, die mir über die Deinen hätten Auskunft geben können, könnten aus dem Meere nicht zu uns herüber. Drei Tage tobte hernach noch das Wetter, und als der Sturm nachließ, da kam der Frost. Der umschloß die Hallig wie mit eisernem Ring, daß niemand herauf noch hinunter kommen konnte. So saßen wir dazumal sechs Wochen eingeeist. Die Nachbarn kamen und sahen meinen Buben, und ich nannte Dich Paul Erich Swennesen, weil ich schon damals dachte, daß Du mein Kind bleiben würdest; und ich freute mich, wenn mein Essen Dir gut schmeckte, und wenn Dein Gesicht mich anlachte.

Als das Eis die Durchfahrt gestattete, fuhr ich auf's Festland, um zu melden, daß ich mein Reiz ausgeworfen und einen Zug getan habe, und um zu hören, ob da draußen Kunde gekommen sei von den Schiffbrüchigen. Aber auf all mein Fragen konnte man mir nur die eine Antwort geben, daß in derselben Sturmesnacht, in welcher ich den Knaben geborgen habe, auf Grönovg die Leiche einer Frau angetrieben und daß acht Tage später ein fremder Kapitän gekommen und die Kleider und den Ring der Frau besehen und an ihrem Grabe geweint habe, und daß derselbe Kapitän am Strande nach einer Kindesleiche geforscht, aber nichts gefunden habe. Doch ich will's kurz machen, Paul Erich, denn Licht bringt meine Rede doch nicht in all das Dunkel. Ich zweifle nicht daran, daß jener Kapitän Dein Vater gewesen ist, und ich habe dazumal redlich das meinige getan, um ihn zu erforschen, weiß auch, daß er Sohn Hesley hieß und aus Liverpool gebürtig war. Aber er hatte dort keine Angehörige und war mit seinem Schiff weit hinunter nach dem Süden gefahren. Die Behörden erließen in den Zeitungen Bekanntmachungen und zeigten bei den englischen Hafenverwaltungen an, daß der Kapitän Sohn Hesley seinen Sohn bei dem Kapitän Swennesen auf Lewensovg jederzeit wieder in Empfang nehmen könnte; aber von dem Manne hat niemand wieder etwas gehört noch gesehen. Zuerst, ja, da war mir's wunderbar, daß der einsame Mann auf

der Westerlandzunge solle ein Kindlein im Hause haben; aber nachher gewöhnte ich mich so sehr daran, daß ich um alle Schätze der Welt das Kind nicht wieder hergegeben hätte. Als in jener ersten Zeit der Aufruf in den Zeitungen erschien, würde ich mich gefreut haben, wenn der fremde Kapitän mich und sein Kind gefunden hätte; aber als man nach einem Jahre mich fragte, ob das Kind in die Heimat solle geliefert werden, da sagte ich ein sehr entschiedenes 'Nein' dazu; und als dann nach etlichen Jahren wieder ein Aufruf ergehen mußte, weil ich Dich an Kindesstatt annehmen wollte, und weil Du durch Recht und Gesetz meinen Namen erhalten solltest, da zitterte ich, wenn ich daran dachte, daß ein anderer dies Recht mir wieder nehmen könnte. Der andere kam nicht, obwohl die Bekanntmachung in deutschen und englischen Zeitungen stand. Ja, ja, Paul Erich, das hat viel Mühe gekostet, daß Du den Namen erzieltest, den Du heute trägst; und wenn Du nicht so aus der Flut gehoben wärst, und wenn es nicht gar zweifelhaft gewesen wäre, wie Du sonst heißen würdest, und wenn ich nicht mit aller Macht mich darum bemüht hätte und gar bis an den König gegangen wäre, so hätte ich es nicht erreicht. Aber ich hab's durchgesetzt; und Du bist mein Kind, Paul Erich, und trägst mit Recht meinen Namen, denn der König hat eigenhändig seinen Namen unter die Urkunde gesetzt. Du bist mein Kind, Paul Erich, und kein Mensch soll mir das

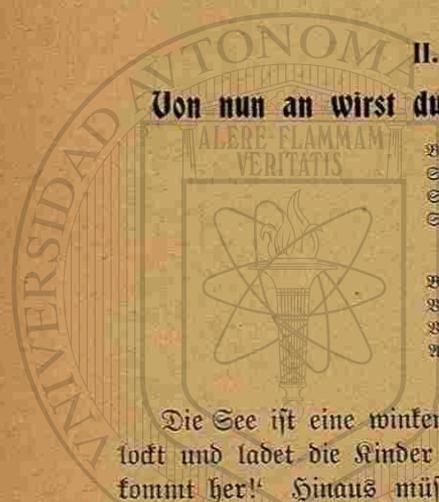
Herz meines Kindes rauben. Ja, ja, wenn der Kapitän Hesley käme, dann würde ich sagen: es ist Dein Kind und mein Kind. — Aber er wird nicht kommen.“

Fester zog der Mann den Knaben an sich. Diesem aber perlten die Tränen über die glühende Wange, und das Schluchzen drang ihm tief aus der Brust.

Ist er ärmer geworden, der Knabe, dem in dieser Stunde die Hülle von den Augen genommen ist, der da meinte einen Vater zu haben, und hat nun keinen Vater?

Ist er reicher geworden, der Knabe, dem in dieser Stunde der Blick geöffnet ist hinüber über das Herz des einen Vaters hinaus in das Angesicht eines anderen irdischen Vaters?

Der starke wetterfeste Mann zittert; eine Träne rollt ihm über die braune Wange; fester zieht er den Knaben an sich, und leise flüstern seine Lippen: „Gott will uns damit locken, daß wir glauben sollen, er sei unser rechter Vater.“



II.
Von nun an wirst du Menschen fangen.

Behüt' dich Gott, ein starker Hort,
 Sein Szepter reicht von Ort zu Ort,
 Sein Arm gebeut, sein Auge schaut,
 So weit der weite Himmel blaut;
 Behüt' dich Gott!

Behüt' dich Gott, und nun zum Schluß
 Von Mund zu Mund den letzten Kuß,
 Von Herz zu Herz das letzte Wort:
 Auf Wiedersehn hier oder dort —
 Behüt' dich Gott!

Die See ist eine winkende Hand, und jede Welle lockt und ladet die Kinder der Hallig: „kommt her, kommt her!“ Hinaus müssen sie fast alle, hinaus aufs wogende Meer, hinaus zum Erwerben, oder zum Sterben. Die meisten werden Schiffer, und wenn sie zwanzig Jahre in glücklicher Fahrt von dem geführt sind, dem Wind und Meer gehorsam sind, dann kehren sie heim und bebauen die Scholle. Etliche aber gehen als Menschenfischer über's Meer und werden Missionare. Das Volk der Halligen ist ein frommes Volk; darum sind diese Männer starke Helden im Kampf gegen das Meer und gegen die Menschen, weil sie im Glauben Kinder geblieben sind, die allezeit ihr Haupt ans Herz des Vaters im Himmel legen können.

Paul Erich Swennesen ist ins Missionshaus eingetreten, nachdem er drei Jahre lang das Zimmerhandwerk erlernt hatte. So war's der Herzenswunsch des Jünglings gewesen, und der Kapitän hatte „Ja“ dazu gesagt.

Welch' eine Freude war's, wenn zur Festzeit das große Boot vom Postschiff, das zu der größeren Insel hinüberfuhr, abschwenkte und in den kleinen Hafen der Hallig Lewensoog herein segelte. Welch' eine Freude war's, wenn dann der Kapitän vom Ufer aus seinen „Zungen“ erblickte und ihm mit seiner Mühe das Willkommen zuwinkte. Welch' eine Freude war's, wenn dann der Kapitän seinem Jungen gegenüber saß und sich von ihm erzählen ließ, wie es draußen in der Welt aussehe. Das wußte er längst, daß da draußen die Welt nirgends so schön sei, wie auf der Hallig Lewensoog, weil nirgends das Meer so brause, und der allmächtige Gott so rede aus den Wasserfluten wie grade auf der Westerlandzunge. Aber er hörte doch gerne, was man da draußen in der großen Welt treibe; er hörte auch gar zu gern, was sein Junge drüben im Missionshaus lerne; denn er selbst hatte eine stattliche Reihe schöner Bücher, und da war keins, das er nicht durchstudiert hatte vom Anfang bis zum Ende.

Und wenn nun der alte Pastor Kerner dazu kam, und der Greis im Silberhaar, und der Mann der Westerlandzunge, dem auch das Haupt schon aussah halb wie Schaum und halb wie dunkle

Wellen, und wenn dann der Paul Erich in ihrer Mitte saß und seine Weisheit austramte, und die beiden andern aus den langen Pfeifen den Qualm herausbliesen, wie im Hasen der Dampfer, der auslaufen will, ja, dann war das rechte Kleeblatt beisammen.

Das war dem Kapitän das „Allerunbegreiflichste“ in der Welt da draußen, daß mitten in der Christenheit eine Lehre gepredigt werde, welche den Heiland nicht mehr als einen Sünderheiland, sondern als einen Weisheitskrämer, nicht mehr als einen ewig lebendigen Herrn aller brausenden Wellen, sondern als einen toten Kompaß in den Fluten des Lebens ansehe. Das war ihm schier unbegreiflich, daß man auch im Missionshause sich um dies „Treibholz“ kümmere und sich nicht ganz einfach auf den ewigen Felsen stelle und den Felsen preise, und sich noch Zeit lasse, das Treibholz von dem Felsen zu stoßen, das doch demselben nimmer schaden könne.

„Nicht um des Felsens willen“, sagte der alte Pastor, „stoßen sie das Treibholz zurück, sondern um der Menschen willen, die am Ufer stehen, damit dieselben nicht vom Treibholz gestoßen, zerschlagen oder mit fortgerissen werden.“

Der Kapitän schüttelte das graue Haupt. „Das will mir nicht gefallen, mein lieber Pastor. Seht, wenn ich hier droben auf der Zunge wohne, und drunten wäre einer in Gefahr, dann würde ich ihn heraufrufen.“

„Richtig, Kapitän,“ sagte der Alte, „aber wenn er taub und blind wäre und stände schon bis unter den Armen in der reißenden Flut, und Ihr sähet das mächtige Wrackholz grad auf ihn zusteuern, so würdet Ihr hineinspringen, den Balken zur Seite stoßen und den Mann herausreißen.“

„Ihr habt wohl recht, Pastor Kerner; die geistlichen Dinge versteht Ihr besser als unsereins; für den Prediger draußen in der wüsten Christenwelt mag's nötig sein, sich wider Treibholz zu rüsten; warum es aber für den Missionar nötig sei, will mir nicht einleuchten.“

„Doppelt gewappnet grade wider die Einwürfe der verblendeten und irregeleiteten Vernunft muß der Missionar sein.“

Der Kapitän nickte. „Ja, ja, ich hab's auch schon kennen gelernt — das kluge Heidentum, das zumal, als ich auf Ostindien fuhr.“

„Ja, ja,“ sagte der alte Pastor, darin sind sie gleich töricht — das kluge Heidentum und das überkluge Christentum, daß sie beide einen Allvater haben wollen, aber meinen, die Tür zum Vaterhause springe von selbst auf, oder eine tote, lahme Jesushand könne sie uns austun. Man sollt's nicht glauben, daß die klugen Christen so töricht werden könnten, daß sie meinen, der Sohn des allmächtigen und ewigen Gottes sei aus der Art geschlagen und sei eine ohnmächtige Eintagsfliege wie unsereins geworden. Sie wollen selbst in den Himmel springen

und vergessen, daß der Sohn gesagt hat: „Niemand kommt zum Vater, denn durch mich.“

So redeten die Männer mit einander, und der Jüngling lauschte ihren Worten.

Manchmal saß auch die Christine, des Pfarrers einziges Töchterlein, mit in dem Rat. Sie führte dem Vater seit zwei Jahren, seitdem er Witwer war, den Hausstand. Das stand ganz fest bei dem Alten, daß, wenn der Paul Erich, der drei Jahre älter war als die Christine, dereinst hinausziehen und vor seiner Abreise ins Pastorat kommen und um des Pfarrers einziges Töchterlein bitten werde, daß er sie dann mit einem großen Vatersegen werde hinausziehen lassen zu den Heiden. Weder der Paul Erich noch die Christine haben jemals davon gesprochen, daß sie zusammen gehören wollen: sie ziehen in den Ferien mit einander ihre Straße und leben wie Nachbarkinder, aber ob sie jemals einander näher treten werden, danach scheinen sie das eigene Herz noch nie gefragt zu haben. Der alte Pastor aber kennt sein Kind, er kennt auch den Paul Erich, er sieht den Finger Gottes, der das eine Herz heranwinkt an das andere.

Wie die Blätter im Herbststurm vom Baume wehen, eins noch eiliger als das andere, so schwinden die Tage dahin; und wie die Sterne erbleichen, einer neben dem andern, wenn die Sonne aufgehen will, so ziehen die Jahre dahin. —

Ein schöner Sommertag ist's; da ist die Kirche neben dem Missionshause dicht gefüllt, und der Prediger

hat den großen Missionsbefehl ausgelegt und hat im Namen der Gemeinde dem Heiland geantwortet: Ja, Herr, ich muß, ich darf, ich kann, ich will die Mission treiben. Die Sonnenstrahlen umleuchten das Kreuz auf dem Altar. Auf den Stufen des Altars aber knien sechs junge Männer, und die Alten legen ihnen die Hände auf die tiefgebeugten Häupter und weihen sie zu dem heiligen Dienst, denen zu predigen, die in Finsternis und Todesschatten sitzen. Den einen der Alten kennen wir: es ist der Pfarrer Kerner von Lewensoog; und den einen der Jungen kennen wir: es ist der Paul Erich Swennesen. Und dicht vor den Stufen des Altars, dicht hinter den knieenden Jünglingen beugt ein Schiffersmann sein graues Haupt, und neben ihm steht eine Jungfrau. Derselben gleiten heiße Thränen über die bleichen Wangen.

Drei Tage danach aber hat der Kapitän seinen Jungen gefragt:

„Paul Erich, willst Du alleine hinausziehen?“

„Wie meinst Du das, Vater?“ fragte der andere.

„Ich meine, daß geschrieben steht: ‚es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei.‘ Ich bin zwar selber ein Weiberfeind. Verstehst mich, Paul Erich, und weißt, wie ich's meine, 's ist auch nicht so arg gemeint. Ich meine, ob Du alleine auf die Station ziehen willst?“

Da sah der Junge ihn zuerst mit großen Augen an, und dann sagte er:

„Vater, wenn Eine mit mir hinausziehen sollte, dann müßte es Christine Kerner sein. Ich habe wohl daran gedacht, aber dann mußte ich auch immer wieder an unsern alten lieben Pastor denken, wie er dann so alleine hier wohnen würde. Auch weiß ich nicht, ob die Christine mich so lieb hat, daß sie so weit mit mir hinausziehen würde.“

„Junge,“ sagte der Kapitän und legte die beiden derben Fäuste seinem Kinde auf die Schulter, „Junge, wir Alle haben Dich lieb, und die Christine sollte Dich nicht lieb haben? Und mein lieber alter Pastor, Paul Erich, ja, der bleibt nicht einsamer zurück, als Dein Vater, oder bleibt er nicht bei mir, und bleibe ich nicht bei ihm? Überlege es Dir, mein Junge, und sage mir morgen Bescheid, ob ich hinüber gehen soll, oder ob Du selber bei der Christine anklopfen willst.“

Er zog es vor, selber anzuklopfen. Er mochte befürchten, daß der alte Seemann mit vollen Segeln dreinfahren und mit der Tür ins Haus fallen werde.

Bierzehn Tage darauf ist die ganze Gemeinde in ihrem kleinen Gotteshause versammelt gewesen. Der Pastor Kerner hat am Altar gestanden, und vor dem Altar haben zwei junge Menschen gekniet. Die segnenden Hände des Vaters haben gezittert, aber sie haben doch gerne und reichlich gesegnet, die zitternden Lippen des Vaters haben geseufzet, aber durch das Seufzen hindurch ist ein freudiger Dank

hinaufgezogen zu dem Thron der Gnade, und das Herz ist voll Lob über den Herrn gewesen, der ihn gewürdigt hat, sein Kind in den Dienst seines Reiches zu stellen.

Am andern Tage aber standen alle Bewohner der Hallig am Ufer. Sie mußten ihren Lieben das Geleite geben. Sie waren in treuer Liebe vereint mit dem Paul Erich Swennesen und der Christine Swennesen, gebornen Kerner. Das große Fährboot hatten sie bekränzt und die Masten hatten sie mit bunten Bändern geschmückt. Die flatterten lustig im Winde. Am Ufer aber gab's ein Händedrücker und ein Umarmen und Schluchzen und Grüßen, wie man es nimmer gesehen und gehört hatte. An dieser Stätte hatten sie Alle schon gestanden mit ihren Scheidegrüßen; aber ein solches Scheiden wie heute hatten doch auch die Alten noch nimmer gesehen. Der Paul Erich war ja nicht eigentlich das Kind des Kapitäns: er gehörte der Insel — er gehörte ihnen Allen, und Pastors Christine, die hatte ihr Herz hineinschlagen lassen bis zu dem Säugling in der kleinsten Hütte; darum schlugen Aller Herzen in warmer Liebe für die Christine.

Im Vordergrunde der großen Schar, dort wo die Wellen mit den Muscheln spielen, steht der alte Pastor neben dem Kapitän.

„Noch einen Kuß, meine Kinder! Seid stark, wie wir stark sind! Wer auf dem Felsen steht, wird selbst ein Fels — stark und wetterfest.“

„Noch einen Kuß! Auf Wiedersehen!“

„Auf Wiedersehen hier oder dort!“

Das Boot stößt ab. Die Segel blähen sich im Winde, die Wimpel flattern, die weißen Tücher winken und legen sich über die Augen. —

„Auf Wiedersehen — hier oder dort!“

Dann haben sie lange nichts gehört von den Kindern ihrer Liebe. Nach langen Monaten kam ein Brief, welcher meldete, daß sie in Ostindien auf der Station wohlbehalten angekommen seien, daß sie sich zunächst auf der älteren Station an Land und Leute gewöhnen und dann weiter vorrücken sollten. Die Gemeinde versammelte sich am Sonntag Abend im Pfarrhaus, um den Brief zu hören und zu bereden. So war's die Sitte auf der Hallig, daß am Sonntag Abend das Pfarrhaus der Sammelplatz der Gemeinde war. Da saß dann der Pastor Kerner wie ein Vater in der Schar seiner Kinder, nahm wie ein guter Haushalter Altes und Neues aus seiner Schatzkammer und teilte es ihnen aus; und die Erlebnisse seiner Kinder waren auch Körnlein aus der Schatzkammer, die ihnen das Herz erfreuten. Von jener Zeit an kamen häufig Nachrichten aus Indien.

Reichlich ein Jahr nach Ankunft des ersten Briefes kam die Meldung, daß der Christine ein Sohn ge-

schenkt sei, und daß die Elternfreude sehr groß sei. Der Missionar war unterdessen weiter in's Innere des Landes vorgerückt, und sprach die Befürchtung aus, daß die Gegend nicht gesund sei; aber der Befürchtung stand die große Hoffnung gegenüber, daß ihnen hier eine Tür weit aufgetan werde, und daß bald viele Hände nach dem Kreuz des Herrn und nach der Krone des Lebens sich ausstrecken würden.

Wiederum nach einem Jahr kam die Meldung, daß der Christine nun auch ein Christinchen beschert sei. Da hatte sich das Angesicht des alten Pfarrers verklärt und er hatte in seinem Antwortschreiben in dem Tone des Psalmisten jubiliert: „Deine Kinder werden dir sein, wie die Ölzweige um den Tisch herum.“

Der Kapitän äußerte wohl dann und wann den Wunsch, die Kinder einmal in ihrem Glück zu belauschen. Dann pflegte der Pfarrer mit dem weißen Haupte freundlich zu nicken, und zu sagen:

„Ja, Ihr könnt's noch erleben, Kapitän Swennejen, daß dereinst, wenn die Kinder sich in der Glut Indiens müde gearbeitet haben, daß sie dann heimkehren und sich im Vaterlande einen Wirkungskreis suchen; aber ich möchte es nicht mehr erleben. Ich freue mich, ihr Wirken aus der Ferne mit ansehen und für ihr Wohlergehen beten zu dürfen. Mein Haupt neigt sich, und der Schnee auf dem Scheitel mahnt an das Grab, das mir bald wird gegraben werden.“

So pflegte der Alte zu sprechen; und ein mildes

Licht leuchtete ihm aus den Augen, als wär's der Widerschein des Sternenlichtes aus der Höhe.

Die Winterstürme hatten wochenlang die Hallig umtobt. Seit langer Zeit war keine Post vom Festlande herübergekommen. Da brach die Frühlingssonne durch's Gewölk, das Treibeis segelte am Ufer vorüber, und vom Postschiff trennte sich drüben auf der See das große Boot. Die Halligbewohner standen am Gestade des Meeres, denn es sollte ihnen Kunde kommen aus der Welt da draußen, und das war ein großes Ereignis.

Jetzt wird der Post sack ans Land gebracht, und jeder erhält das Seine. Da ist auch ein großer Brief aus Indien an den Kapitän Swemmesen. Der Brief ist umfangreicher als gewöhnlich, und ein Brief von der Hand der Christine an den Vater-Pastor liegt drin.

Nun sitzen sie traulich bei einander — der Pfarrer und der Kapitän. Der Kaffee, der von dem Kapitän selbst bereitet ist, dampft und duftet auf dem Tisch, und aus den langen Pfeifen steigt's auf wie aus dem Schornstein der Steinkohlenqualm. Pastor Kerner blickt zuerst eine Weile in den Brief des Paul Erich hinein, dann liest er langsam und deutlich dem alten Freunde vor:

„Ihr lieben Väter! Nicht an einen von Euch will ich mein Schreiben richten, sondern an beide, weil Ihr in einer gemeinsamen Liebe zu uns verbunden seid. Heute habe ich Euch etwas besonderes mit-

zuteilen und überlasse es meiner Christine, all das andere zu berichten. Ich aber will nur über das Eine schreiben, was meine Seele tief erschüttert hat, und will dabei von vorne anfangen. Ich hatte, um Einkäufe zu machen und um mich mit den Brüdern zu besprechen, eine Reise in die Hasenstadt zu machen. Ich freute mich dieser Reise, weil sie mir Ruhe bringen sollte nach einer langen arbeitsvollen Zeit, und brüderliches Beisammensein nach den Tagen des einsamen Lebens. Die Brüder hatten allerlei neue Einrichtungen gemacht, deren ich mich freute, hatten zumal das kleine englische Krankenhaus übernommen und ließen die Kranken durch eingeborene Diakonissen verpflegen. Gerade jetzt lagen mehrere Schwerkranke in dem Hause, Heiden, die in der Dunkelheit ihres Leides sich darnach sehnten, den Stern von Bethlehem zu sehen, und Christen, die diesen Stern in ihrem ganzen Leben noch nicht gesehen hatten, oder die ihm längst den Rücken gewandt hatten und nun dahinlebten in ihrer Finsternis, die dunkler war als das Heidentum. Viele geduldige und friedvolle Kranke waren in unserer Anstalt nicht zu finden. Wir gingen hin und her an den Betten, um zu trösten und zu ermahnen; aber unser Wort schien auf die Herzen niederzufallen wie ein Tropfen auf den heißen Stein. Auf der Fieberstation hatte schon seit vierzehn Tagen ein alternder, aber noch kräftiger Mann gelegen. Wilde Phantasien hatten bisher sein Hirn umtobt. Seit einigen Tagen war

der Kranke zwar ruhiger geworden, aber dem Zuspruch aus unserm Munde war er nicht zugänglich. Er war ein Schiffer und war lange Jahre in den südlichen Gewässern dahin und daher gefahren. Die Ärzte hatten wenig Hoffnung für ihn. Er hatte schon mehrere Male das Fieber gehabt und sagte selbst, daß dasselbe immer heftiger aufgetreten sei.

Ich saß an seinem Bette und fragte ihn, ob ich nicht ein Vaterunser beten solle, und ob er nicht mit mir beten wolle? „Nein, Herr,“ antwortete er barsch, „ein Vaterunser will ich nicht beten, weil ich an keinen Vater unser glaube.“ Wenn man seine fünfunddreißig Jahre auf den Wellen hin und her geworfen ist, dann hat man es gelernt: Selbst ist der Mann. Und wenn man sein Lieb und sein Leben in die Meerestiefe hat sinken sehen und hat's erleben müssen, daß all das Erdenglück von dem nassen Grab verschlungen wird, dann weiß man, daß das keine Vaterhand ist, die uns solches Los bereitet, sondern daß es das blinde Schicksal ist, das uns schlägt. „Halten Sie ein,“ sagte ich zu ihm, „wissen Sie denn nicht, daß ein Vater sein Kind züchtigt, grade weil er es so lieb hat? Wissen Sie nicht, daß wir beten zu einem Vater im Himmel? Und daß darum sein Auge weiter reicht und schärfer sieht als unser Auge? Wissen Sie nicht, daß seine Gedanken so viel höher sind als unsere Gedanken, so viel der Himmel höher ist als die Erde? Wissen Sie nicht, daß, wenn ein Vater uns etwas nimmt

oder versagt, daß wir trogige und törichte Kinder sein würden, wenn wir dann mit dem Fuße stampfen und ihm den Rücken kehren würden? Wissen Sie nicht, daß er ein Vater im Himmel ist und daß wir's nicht auf Erden, aber ganz gewiß im Himmel erfahren werden, warum er uns den Kreuzesweg führt, wo wir auf Rosen pilgern wollen?“ Er lehnte sein Gesicht zur Wand und ließ mich ohne Antwort stehen. Ich aber kam am andern Morgen wieder und fragte ihn, was er draußen auf dem Meere erlebt habe? Da erzählte er mir, daß er vor bald dreißig Jahren ein junges blühendes Weib gehabt habe und einen zweijährigen Knaben. Das Weib und der Knabe seien die Schätze seines Herzens gewesen; er habe sie mit sich genommen auf's wilde Meer. Als er aber droben im kalten Meere des Nordens, zwischen England und Deutschland, einmal ein arges Wetter gehabt habe, da habe er gerade das Boot lösen, das Schiff verloren geben und sein Weib und Kind retten wollen. Alles sei bereit gewesen, als plötzlich eine Sturzwelle über's Deck gegangen sei und ihm sein Weib und sein Kind genommen habe. Die Leiche seines Weibes habe er später auf einer kleinen Insel wieder gefunden, sein Kind ruhe tief im Meeresschoß. Ich zitterte und bebte, als der Mann mir diese Geschichte erzählte. Ich hatte bisher nicht nach dem Namen des Kranken gefragt. Jetzt fragte ich ihn mit bebender Lippe, und als er mir antwortete — o, teure

Väter, erlaßt mir die Schilderung der Gefühle, die dann mein Herz durchzogen! — ja, als er mir antwortete, da hatte ein Kind seinen Vater gefunden. Sohn Hesley hieß der Mann. Ich wankte hinweg von dem Bette; ich warf mich draußen dem Bruder Philipp in die Arme und mußte mich ausweinen. Dann erzählte ich es den Freunden, und wir beteten mit einander und berieten, was nun geschehen solle. Wir zogen den Arzt in unsern Rat. Derselbe erklärte, daß der Kranke wahrscheinlich keine Woche mehr leben werde. Er übernahm es selber, den Vater ganz allmählich auf das große Wiedersehen vorzubereiten. Erst am nächsten Tage, als die Freunde ihm schon Stück für Stück die ganze Geschichte erzählt hatten, konnte und durfte ich selber vor ihn hintreten und ihm sagen, was Du, mein heißgeliebter Vater, an meinem Konfirmationstage mir mitgeteilt hattest. Und als ich's ihm selber sagte, ging es wie ein furchtbares Erbeben ihm durch das arme Herz. Er krümmte sich auf seinem Lager. Er klagte seinen Gott im Himmel an, der ihm im Sterben gebe, was das Glück seines Lebens gewesen sein würde. Er schrie: 'Du bist es nicht, Du bist nicht mein Kind!' Und dann schrie er wieder: 'Ja, ich erkenne Dich, Du bist meines Weibes Sohn; denn Du hast ihre hohe Stirn und ihre blauen Augen — ja, Du bist mein Sohn — ha — ha — eines Mannes Sohn, der jetzt keinen Sohn mehr braucht.' Dann sank er erschöpft zurück, lag ganz

stille und seufzete nur. Von jener Stunde an habe ich noch drei Tage lang am Bette meines Vaters mit meinem Gott gerungen und habe ihn nicht lassen wollen, bis ich ihn übermochte, wie einst Jakob ihn übermochte, da die Morgenröte anbrach. Ich rief ihm in das Herz hinein, daß er unser Vater, also auch der Vater meines Vaters sei, und daß auch das gefallene Kind dennoch sein Kind sei, und daß ich zu ihm flehe im Namen dessen, der sein Blut für arme Sünder vergossen habe. Der Vater aber schien das Flehen an seinem Bette nicht zu hören: er lag fast immer teilnahmslos da; aber wenn er das Auge zu mir hinwandte, dann schossen nicht mehr die wilden Blicke heraus; und zuletzt habe ich es sehen dürfen, daß mein Wort — nein, meines Gottes Wort — ihm wie Balsam in das Herz gefallen ist und wie ein Sonnenstrahl in die Seele. Und als ich sah, daß ihm die Augen brechen wollten, habe ich ihn gefragt, ob ich beten solle im Namen des Heilandes, der auch für die Sünden meines armen Vaters das Kreuz getragen habe, zu dem Vater, der Alles lenke nach seinem Rat. Da flüsterten seine Lippen: 'Beten! beten! Mein Sohn — mein Kind — Zum Vater! Er hat alles wohl gemacht.' Dann habe ich meinem Vater die Augen zugeedrückt. Ich hoffe, daß seine kranke Seele sich gesund getrunken hat an der Quelle, die nie versiegt. Ich habe an seinem Grabe gestanden und habe zu meinem Gott gesprochen: 'Herr, du bist ein Gott, der Wunder

tut; deine Wege sind wunderbar, aber du führest es Alles herrlich hinaus.'

Weiter habe ich Euch, Ihr teuren Väter, heute nichts zu schreiben. Hinter dieser Geschichte macht die Feder Halt und will nicht weiter; die Hände müssen sich immer wieder darüber falten. Wenn ich's recht bedenke, erscheint mir diese ganze Geschichte als eine schöne Gebetserhörnung, denn von jenem Konfirmationstage an habe ich zum Herrn gefleht, daß er mir ein Wiedersehen gebe mit meinem Vater: anders hatte ich es mir freilich vorgestellt, aber der Herr hat's recht gemacht."

Die Christine schrieb, daß sie schwer krank gewesen sei, und daß ihnen ein totgeborener Knabe auf dem Gottesacker der Missionsstation ruhe, sie schrieb von dem Fragen und Zagen, das durch die Heidenwelt gehe und von den Strömen des Gottessegens, die sie durch die Station fluten und von der Station ausfließen sehe. Es waren Briefe, welche viel zu reden, viel zu danken und viel zu beten gaben; und an manchem Sonntagabend noch hörte man die graubärtigen Schiffer über den Vater des Paul Erich mit dem Pastor reden, und wenn einer vom Wintersturm ans Land geworfen wurde und bei den Seinen ausruhen wollte von den Mühen der langen Fahrt, und nun seinen Besuch bei seinem lieben Pastor machte, wie es dort Sitte war, dann holte der Alte den Brief hervor, und der andere las ihn, schüttelte den Kopf dazu und sagte wohl:

„Wenn's der Paul Erich nicht geschrieben hätte, dann würde man es nicht glauben.“

„O,“ erwiderte dann der liebe Alte und nickte mit dem weißen Haupte, „Steuermann, Du und ich haben es auch schon viel hundert Mal erfahren, daß Gott der Herr die Seinen mit Vaterhänden führt, und daß seine Wege auch durch Meereswogen gehen.“

Bald darauf kam aus Indien ein Brief, der ihre Herzen mit tiefer Trauer erfüllte. Wieder hatten die ferneren Lieben einem totgeborenen Kindlein auf dem Gottesacker die Stätte bereiten müssen, aber nicht dem totgeborenen alleine: — ach, neben die zwei totgeborenen hatten sie die beiden blühenden Rosen hinlegen müssen. Da lagen die vier kleinen Hügel neben einander, und darinnen schlummerte alle Erdenhoffnung der Elternherzen, darinnen schlummerten ihre Kinder allzumal. „Wir haben vieles, sehr vieles hingeben müssen,“ schrieb die Christine. „Unsere Augen weinen und unsere Herzen bluten; aber durch die Tränen hindurch sehen wir dem Heiland in sein Angesicht; er hat uns hierher geschickt, er hat uns diese Opfer auferlegt, und wir bringen sie ihm gerne. Ich wußte es, als ich in den Dienst der Mission trat, daß ich vieles werde hingeben müssen, und ich weiß auch, daß ich meine Kinder jetzt in Vaterarme gelegt habe.“ Am Schlusse des Briefes hatte Paul Erich hinzugefügt: „Wir sind angefochten, aber wir werden getröstet; wir sehen hier, wie der Heiland die Heidenwelt

beseigt, wie sollten wir ihn nicht über unsere Herzen herrschen lassen? Auch das Herz unserer Christine steht in dieser Trübsal fest wie ein Fels im Meer; sie ist selber so getröstet, daß sie auch andere trösten kann. Es ist ein köstlich Ding, daß das Herz fest werde, welches geschieht durch Gnade.“



III.

Und sie führten die Schiffe zu Lande.

Ich liege still zu deinen Füßen,
Und kann nichts wollen und nichts tun
Als deine treuen Hände küssen,
Und loben, danken, warten, ruhn.

Ich will dir danken, willst du trösten,
Ich will dich loben, tust du's nicht;
Will loben, danken, wenn am wehsten
Zum Kampf das eigne Leben bricht.

Seg' mir das Kreuz auf, gib mir Flügel,
Führ' in die Hölle, trag' hinaus,
Nur laß mir deiner Kindschafft Siegel,
Und bring' mich heim in's Vaterhaus.

Sie führten die Schiffe zu Lande. Zuerst tat's der alte treue Pastor auf Lewensoog. Er hatte schon lange das Land in Sicht gehabt, wo der ewige Frühling lacht und wo die Rosen der Liebe nimmer welken. Er hatte das Steuer seines Schiffes schon seit langen Jahren dahingerichtet; nun konnte er mit dem Simeon sprechen: „Herr, nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren.“

Als er auf seinem Sterbebette lag, war noch ein Brief aus Indien gekommen mit trauriger Nachricht. Sie wollten es ihm verschweigen, er aber las es aus ihren Augen heraus. Da sagten sie ihm, daß sein Kind schon lange leidend gewesen sei und jetzt habe an die Küste gebracht werden müssen, daß ihr Mann zwar noch auf der Station weile und nicht weichen wolle, daß aber auch ihm die Sumpflust jener Gegend schon ins Herz gedrungen sei, und daß seine Füße ihn kaum noch tragen könnten.

„Die Briefe sind lange unterwegs gewesen,“ sagte der Sterbende, „wer weiß, ob ich die Kinder nicht heute schon droben treffe. Herr Gott, ich danke dir, daß du mich gewürdigt hast, in deinem Dienste meine Liebe, und Leben von meinem Leben zu opfern. Dein Kind ist das Opferlamm für unsere Sünden geworden.“

Dann hat der Knecht des Herrn seine Heimfahrt gehalten in die Seligkeit. Aber an jenem Tage hat er droben am Vaterherzen seine Kinder nicht getroffen. Der Missionar hat auch die Station verlassen müssen, auf welcher er zehn Jahre lang in großem Segen gearbeitet hatte. Wochenlang hat er neben seinem treuen Weibe in demselben Krankenhause gelegen, in welchem er vor wenigen Jahren seinem Vater die Augen zugedrückt hatte. Dann aber hatte der Arzt erklärt, daß weder der Mann, noch die Frau in der Glut Indiens genesen werde, daß aber die Hoffnung nicht ausgeschlossen sei, daß

daheim im Vaterlande die Jugendkraft dem Tode die Beute abjagen werde, und daß eine Seereise den beiden keinen Schaden tun könnte.

So sind sie heimgekehrt.

Das war um jene Zeit, als in den Zeitungen zu lesen war: „Wegen mangelnder Bewerbung wird das Pastorat auf der Hallig Lewensvoog hiemit zum zweitenmal als vakant ausgeschrieben, und werden etwaige Bewerber aufgefördert, ihre Gesuche mit Zeugnissen innerhalb sechs Wochen dem königlichen Konsistorium einzusenden.“

Kaum sind die sechs Wochen verflossen, da regt sich's und bewegt sich's am Gestade der Hallig. Die Alten kommen dahergeleucht, gestützt auf ihren Eichenstock, und die Mütter haben ihre Säuglinge auf dem Arm.

Vom Fährschiff stößt wiederum das große Boot ab. Es ist reich bekränzt, und die Wimpel und die bunten Bänder flattern im Winde. Am Ufer, wo das Boot anlegen soll, ist aus Latten eine Ehrenpforte erbaut, welche die Inschrift trägt: „Der Herr segne Euren Eingang und Ausgang von nun an bis in Ewigkeit!“

Jetzt legt das Boot an. Der Kapitän Swenneesen steht drin. Er ist hinüber gefahren aufs Festland und ist mit dem Postschiff wiedergekommen. Jetzt tritt er auf das schwankte Brett, das als Schiffsbrücke dient. Nein, er tritt nicht alleine darauf: er trägt in seinen Armen eine süße Last. Und näher drängen

sich die Bewohner der Insel an das Ufer; und lauter wird das Schluchzen und das Grüßen. Da tritt die alte Antje vor, die Matrosenwitwe, welche schon Kinderfrau bei den verstorbenen Pastorsleuten gewesen ist, und welche die Christine aus den Windeln gepflegt hat. Die tritt nun vor, nimmt dem Kapitän die Last ab und spricht zu ihm:

„Nun gebt nur her, Kapitän, jetzt gehört sie mir, — 's ist meine Christine.“

„O, Antje, laß mich mit anfassen,“ sagte der weißhäuptige Steuermann; 's ist doch unsere Frau Pastorin.“

„Aber meine Christine ist sie.“

Die blasse Frau legt ihren Arm der Antje um den Nacken, und die Alte geht langsam mit ihrer Last vom Ufer hinweg. Die bleiche, kranke Frau schaut sich mit weinendem Auge rings im Kreise um und nickt den alten Bekannten freundlich zu. Ihr Angesicht ist so bleich und so verklärt wie eine weiße Lilie, in deren Kelch der Himmelstau hineingefallen ist.

Die Antje neigt ihr Angesicht auf die blassen Lippen, und küßt sie und sagt im zärtlichen Ton: „Du siehst bleich aus, meine Christine, aber warte nur, ich will jetzt für Deine Gesundheit beten, wie ich im letzten Jahr für Deine Heimkehr gebetet habe. Ei, schau nur Eimer, wie die bösen Heiden da draußen das Angesicht meines Kindes bleich gemacht haben! Warte nur, mein Herzensschatz, bist jetzt unter

Christenleuten: die wollen's wohl schaffen, daß Dir bald auf den Wangen die Rosen wieder blühen.“

Die Frau hatte das Auge zu der Antje aufgeschlagen, und wirklich schienen schon jetzt die Rosen auf ihren Wangen zu erblühen. Da stand die Antje einen Augenblick stille und legte sich die Last zurecht.

„Ich werde Dir zu schwer, meine Antje.“

„Nein, nein, Christine, gönne es mir — mir ganz allein, daß ich mein Kind heimtrage; aber darf ich's noch sagen: mein Kind? Muß ich Dich nicht ‚Frau Pastorin‘ heißen und Dich mit ‚Sie‘ anreden?“

„Antje!“ sagte die Frau im vorwurfsvollen Ton. Da neigte die Alte sich wiederum hernieder und küßte „ihr Kind.“

Eine Schar der Frauen hatte sie umringt, und wenn der Arm der Alten erlahmte, dann griff eine der anderen zu und trug die Frau Pastorin eine Strecke Wegs. Aber lange duldete es die Alte nicht.

Hinter ihnen kam der neue Herr Pastor in der Schar der Männer daher geschritten. Er sah auch leidend aus, aber Freude strahlte aus seinem Angesicht, und immer wieder mußte er nach rechts und links hin den alten Bekannten die Hand drücken.

So hat Paul Erich mit seinem Weibe Heimkehr gehalten.

So ist aus dem Heidenmissionar ein Halligpastor geworden.

Das war köstlich anzusehen, wie die Gemeinde am Sonntagmorgen sich um den Hirten sammelte

und sich von ihm führen ließen auf grüne Auen und zu frischen Wassern des großen Erzhirten. Und das war wiederum köstlich anzusehen, wie sie am Sonntagabend im Pastorat sich sammelten wie die Bienen um ihre Königin. Da ging die freie Rede dahin und daher; denn die Männer kannten das Gotteswort, und die meisten von ihnen kannten auch die weite Welt da draußen; und der neue Herr Pastor wußte fein und lieblich zu reden von dem Reichtum des Gotteswortes und der Armut des Heidentums.

Und wenn sie dann alle beisammen waren, dann führte der Kapitän Sweeneyen die Frau Pastorin herein. Sie bedurfte noch immer einer Stütze, und des Vaters Vorrecht war es, sein Kind zu stützen. Dann schauten seine Augen, wenn er ihr den Stuhl zurecht schob, wohl in die Versammlung, als wollte er fragen: Seht ihr mich? Und er nickte seiner lieben Pastorin zu und murmelte in den Bart:

„Sollt' man garnicht glauben, daß der alte Kapitän von der Westerlandzunge solch' ein Weiberfeind gewesen ist sein Leben lang; ei, was er ist, das bleibt er! — Spreu, Spreu — viel Spreu, all das Weibervolk! — Aber ein Weizenkörnlein unter all dem Spreu, und dies Körnlein hat mein Paul Erich eingeheimset.“

Der Herr Pastor hatte sich bald wieder erholt, aber die Frau Pastorin kränkelte noch Jahre lang, wenn sie auch ganz allmählich kräftiger wurde. An eine Rückkehr nach Indien war nicht zu denken.

Die Oberbehörde hatte dem treuen Halligpastor ein Amt auf dem Festlande angeboten; er aber hatte geantwortet:

„Wenn ich fortginge, würden die Kinder meiner Heimat eine hirtelose Herde sein; auch kann die Fremde mir dasjenige nicht bieten, was mir die Heimat gibt.“

Vier Jahre ist jetzt der Paul Erich Swennesen Pastor in seiner Heimat gewesen. Ein Sonntagabend ist's. Die Sonne geht hinter den schäumenden Wellen unter und sendet ihre letzten goldigen Strahlen hinein in die Fenster des Pfarrhauses auf der Hallig. In der Wohnstube sind die Bewohner der Insel versammelt, Kopf an Kopf, wie sie es gewohnt gewesen sind bei ihrem alten Pfarrer und bei dem jungen. Der helle Sonnenglanz fällt in seinem Scheiden in die Fenster, der Friede Gottes lagert über der Versammlung, heilige Stille schaut ihnen allen aus den Augen heraus.

Der Kapitän und der Pastor stehen Hand in Hand neben dem Fenster. Leuchtet ein feuchter Glanz ihnen aus den Augen heraus?

Schweigend schauen sie alle den beiden Männern ins Angesicht, schweigend schauen sie zur Tür der Schlafstube. Jetzt öffnet sich diese Türe und auf den Arm der alten Antje gestützt tritt die Pastorin herein. Bleich ist ihr Angesicht, aber helle Freude strahlt daraus; und aus den Augen leuchtet der lichte Widerschein der scheidenden Sonne. So tritt

sie herein, gestützt auf den Arm der Antje. Aber was trägt denn die Alte in ihrem anderen Arm?

Jetzt hat sich die Pastorin in den Sessel niedergelassen, und die Antje hat von dem anderen Arm ein Tuch zurückgeschlagen und hält ihre Last hoch in die Höhe. Da leuchtet die Sonne Gottes einem Kindlein ins Angesicht, und sie kommen alle, und legen die Hände auf das Haupt der Kleinen und grüßen sie:

„Gott segne Dich, Du unser teures Pastorkind.“

„Christine soll sie heißen,“ murmelte der Kapitän.

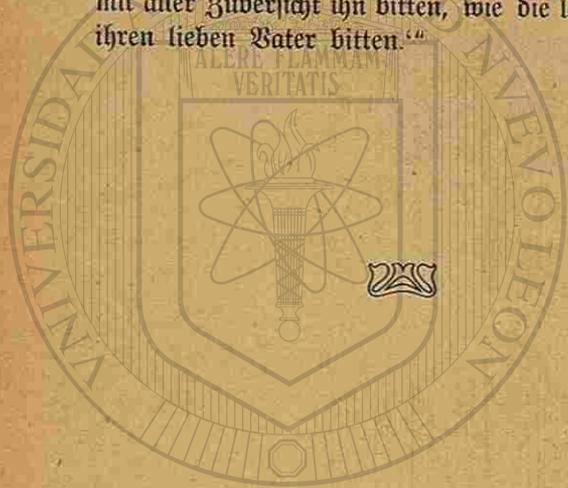
„Ja, Christine muß sie heißen,“ wiederhallte es im Chor.

Dann legt die Antje die Kleine in den Schoß der Mutter, setzt sich neben die Frau Pastorin, schaut dem Kind ins Auge und streichelt der Mutter die Wangen.

Der Pastorin aber leuchten die Augen, ihr glühen die Wangen; sie neigt ihr Antlitz zu der Antje und flüstert ihr ins Ohr: „O, Antje — das ist ein großer Gottessegens — ja, ein großer Gottessegens, all dies, was uns umgibt, und alles, was wir in unserer Hand halten, aber weißt Du, welche Inschrift all der Gottessegens trägt? Ich will Dir's sagen: Daß wir getrost und mit aller Zuversicht ihn bitten, wie die lieben Kinder ihren lieben Vater bitten.“

Da hebt die Antje das Kind in die Höhe und sagt zu der Versammlung:

„Kinder,“ sagt sie, „seht Ihr's leuchten, das Kinderauge? Das ist ein Widerschein aus dem Auge seiner Mutter. Wißt Ihr aber auch, was solcher Glanz predigt? Ich will's Euch sagen; Ihr aber vergeßt es nimmermehr: Daß wir getrost und mit aller Zuversicht ihn bitten, wie die lieben Kinder ihren lieben Vater bitten.“



II.

Krieg und Friede.

UNIVERSIDAD AUTÓNOMA DE NUEVO LEÓN

DIRECCIÓN GENERAL DE BIBLIOTECAS

Seheiliget werde dein Name.

Was ist das?

Gottes Name ist zwar an ihm selbst heilig; aber wir bitten in diesem Gebet, daß er auch bei uns heilig werde.

Wie geschieht das?

Wo das Wort Gottes lauter und rein gelehrt wird, und wir auch heilig, als die Kinder Gottes, darnach leben. Das hilf uns, lieber Vater im Himmel! Wer aber anders lehret und lebet, denn das Wort Gottes lehret, der entheiliget unter uns den Namen Gottes.

Davor behüte uns, lieber himmlischer Vater!

Krieg und Friede.

I.

Sturmgeläute.

Ach Scheiden und Meiden, du bitteres Kraut!
Wer hat dich zuerst im Garten gebaut?
Kommt' er nichts Besseres ziehen?
Er hat dich mit seinen Augen betaut,
Davon bist du gebiechen.

Die alte Linde neigte ihr dichtes Gezweige hernieder und ein linder Hauch säufelte in den Blättern; die Käfer summten um den mächtigen Baum und die Fledermäuse eilten im schnellen Fluge dahin und daher. Die Meise sang ihr Abendlied, und vom Dorfsteich her näselten die Frösche nach uralter Melodie ihren altbekannten Sang.

Die Schar, die sich unter der Linde versammelt hatte, hörte nicht nach den Sagen und Geschichten, welche der alte Baum flüsternd erzählte; jene Geschichte war's jetzt, da dereinst der Dorfschulz die Väter des Dorfes versammelt hatte, vor etwa siebenzig Jahren, und zu ihnen gesagt hatte: „Kinder, der gierige Geier ist über den Rhein ge-

flogen und hat seine Krallen hineingeschlagen in das Herz unseres Volkes. Nicht lang wird's dauern, dann werden wir seine Fittige um die Dorfslinde rauschen hören; und sein scharfer Schnabel wird sich in die Brust der Unfern stoßen.“ „Kinder,“ fuhr dazumal der Alte fort, „es helfen nicht Kasse noch Keifige, aber eins weiß ich, das hilft: geht heim und betet im Kämmerlein; betet für das Dorf und für das Reich, betet für den König und die teure Königin. Wir und sie haben nur einen Stab, darauf wir uns jetzt noch stützen können, das ist das Gebet.“

Solche alte Geschichte weiß die Linde zu erzählen. Sie hat's selber mit erlebt. Sie hat's mit erlebt, daß der französische Marschall hier vor dem Gasthaus „Zum Lamm“ auf seinem Schimmel gehalten und an die deutschen Bauern eine französische Rede gehalten und von ihnen verlangt hat: sie müßten dafür sorgen, daß sie französisch verstanden.

Wie flüstert's heute so leise im Gezweige der alten Linde, und in den Blättern säuselt es, als ob ein milder Klage-ton hindurchziehe. Aber die Schar, die unter der Linde versammelt ist, hört nichts von den alten Geschichten.

Noch einen Schoppen, Lammwirt,“ gurgelte der Goldhofsbauer, „ist's der vierte, oder der fünfte?“

„Das halbe Duzend wird voll sein,“ erwiderte der Lammwirt.

„Es ist ein schwüler Tag, Goldhofsbauer,“ sagte

der Pfennig-Peter, „da gleitet's rascher durch die Gurgel. Na, was ich Euch sage, dem da drüben überm Rhein ist nicht zu trauen, und wenn die roten Hosen ans Marschieren kommen, dann wird's eilig gehen.“ —

„Als ob wir auch nicht den Sturmschritt gelernt hätten,“ fiel der Herr Schulmeister in die Rede. „Ich will Dir sagen, Pfennig-Peter: wenn's einmal losgehen sollte, dann fliegen wir eher über den Rheinstrom, als die Franzosen.“

„Ja, Ihr Schulmeister mit Euren sechs Wochen Soldatpielen habt's Fliegen gelernt. Gelt, Herr Leisching, nichts für ungut, — aber ich stehe dafür ein, daß Du eher der Brigitte des Lammwirts ans Herz fliegst, als den Franzosen in ihre Hauptstadt hineinkommst.“

„Das mag sein, Weizenklaus, aber das will ich Dir sagen, daß ich mit muß, wenn's losgeht, ebenso gut wie meine beiden Schwäger, des Lammwirts Christian und Eduard; und das weiß ich, daß wir in den letzten sechzig Jahren weiter gekommen sind in der Aufklärung, und daß ein aufgeklärter Soldat, der Bildung in den Augen und Mut und Vaterlandsiebe im Herzen hat, sich besser schlägt, als einer, der in der alten Dummheit fortlebt.“

„Das lob' ich an Dir, Schulmeister, daß Du von dem alten Plunder, den sie Gottessucht, oder Wunderglauben, oder so dergleichen nennen, nichts wissen willst und unseren Zungen mit den alten

Fabeln nicht den Kopf vollproppst; weiß Gott, Du bist kein Spielverderber und läßt nichts anbrennen; und wenn der Lammwirt Dir seine Tochter gibt, dann tut er's, weil Du mit uns der Fahne folgst, welche die Kreuzkrist trägt: Leben und leben lassen."

"Ich habe auch meine Religion," erwiderte der junge Lehrer, „aber, Pfennig-Peter, Du verstehst mich, wenn ich sage, daß ich die Bibel mit dem Lichte der Aufklärung beleuchten will! die Welt ist noch nicht gebildet genug, um das fassen zu können, aber —“

„Aber,“ fuhr der Lammwirt drein, „mein Junge, laß das den alten Pfarrer nur nicht hören, denn noch bist Du nur der Gehilfe unseres alten Präzeptors, der noch das Szepter führt. Darum Vorsicht, mein Junge! Weiß Gott, meine Brigitte geb' ich Dir gern; denn die hat manchmal Mucken im Kopf — weißt Du — von meinem Eduard, der's mit den Pfaffen hält; aber ein gescheiter Kerl, wie Du, wird's ihr schon austreiben. Na, na, Leute, an den Krieg wollen wir nun noch nicht glauben, denn das würde mir doch hart angehen, meine beiden Buben hinausziehen zu lassen. Und unser Lehrer käme auch nimmer frei, denn er hat keine feste Stelle. Aber scheint's Euch nicht auch, daß wir darauf drängen, daß der Präzeptor abgeht?“

„Ei, Lammwirt,“ warf der Goldhofbauer ein, daß Dich die Katz' heiß! Es würde uns ein Heiden-geld kosten, wenn der Alte abginge; schau, wenn

Dein Schwiegersohn die Brigitte heimführen will, laß ihn sich um die Stelle in Wildbruch bewerben.“

„Seht, da kommt der Simpelhans die Straße herunter. Er hat's eilig; er ist heute zur Stadt gewesen; laßt uns hören, welche Nachricht die lebendige Zeitung mitgebracht hat.“

Keuchend trat der Simpelhans in den Kreis unter der Linde und wischte sich den Schweiß von der Stirn.

„Grüß Gott, Ihr Herren,“ sprach er hastig, „habt Ihr's gehört? Der Krieg ist erklärt. Der König will's dem Franzmann zeigen, wie die deutschen Kanonen aussehen.“

Sie waren aufgesprungen. Sie umringten den Boten:

„Du machst Geschichten, Simpelhans. Wer hat's gesagt? Womit kannst Du es beweisen?“

„Hier! hier!“ sagte der andere. „Wenn der Lammwirt die Lampe unter die Linde stellt, dann könnt Ihr's selber lesen. Ich habe das Extrablatt für einen Groschen aus der Druckerei geholt, damit Ihr's selber lesen könnt: Der König ist soeben von Ems kommend in Berlin eingetroffen. Frankreich hat den Krieg erklärt. Alle waffenfähigen Mannschaften werden unter die Fahne gerufen.“

Der Lammwirt wettete und fluchte. Zwei Söhne und ein Schwiegersohn gehören zur waffenfähigen Mannschaft. Der Goldhofbauer grunzte und gurgelte, ließ das halbvolle Maß stehen und keuchte heim

ohne Abschied genommen zu haben, denn auch sein Jüngster mußte mit, und seine beiden Ältesten gehören zur Landwehr, und auch davon hat der Sempelhans gesprochen, daß die Landwehr und gar der Landsturm einberufen werde! Daß sich Gott erbarm'! Und nicht einmal ein Bittgesuch des reichsten Bauern im Dorf Wittenstein wird unter diesen Umständen Gehör finden.

Zwei Tage darauf kam wieder ein schwüler Abend. Unter der Linde lagerte es bleischwer, und bleischwer lagerte es sich auf die Menschenherzen. Etliche der Jungen waren wohl heute Mittag singend zum Dorf hinausmarschirt, hatten bunte Bänder an den Mützen gehabt und hatten die Stöcke und die Mützen in die Luft geschwenkt und gejauchzet: „Zuchhei, wir ziehen über den Rhein! Es lebe der König!“

Aber die Väter und die Mütter, die Schwestern und die Bräute hatten mit weinendem Auge der Schar eine Strecke Wegs das Geleit gegeben, waren auf dem nächsten Berge still gestanden und hatten mit Schluchzen und mit Segenswünschen die Ihren ziehen lassen, hatten noch einmal die Tücher geschwenkt und waren heimgekehrt, — heimgekehrt mit ihren Tränen und ihren Seufzern. Es ist Abend geworden: durch's grüne Laub der Linde säuselt der Wind, und die alten Geschichten ziehen im Geflüster aus dem Wipfel heraus. Wer hört die alten Geschichten von anno dazumal, als der

alte Schultheiß von den Geierstrahlen geredet und den Wittensteinern gesagt hatte: „Kinder, geht heim und betet!“ Dort abseits, wo die Linde ihr riesiges Gezweige zum Garten des Lammwirts hinüberneigt, steht die Haselnußstaude. Sie hat auch die Franzosenzeit schon gesehen, und ihre Spitzen sind erstorben, aber die Wurzel hat immer neue Triebe ausschließen lassen und unter dem dichten Laubwerk ist's still und lauschig wie in einem Hinterstübchen. Schon hat die Dämmerstunde mit ihrem stillen Frieden die Linde und die Haselstaude umwoben; die Sterne flimmern aus der Höhe, und ein Leuchtkäfer schleicht langsam unter der Hecke.

Auf der kleinen Bank unter der Haselstaude, die der Lammwirt im Frühling selbst gezimmert hat, sitzt ein Pärchen Hand in Hand. Die Jungfrau hat ihr Haupt dem Jüngling an die Brust gelegt. Er hat sich zu ihr hernieder gebeugt und flüstert ihr gute Worte in's Ohr.

„Ja, wenn ich wiederkomme, Brigitta,“ spricht er, „dann werde ich Lehrer in Wittenstein, und Du wirst mein Weib, mein teures, süßes Weib!“

„Aber wenn Du nicht wiederkommst? — Hugo, mir ist so bange. Ich zittere, wenn ich daran denke, daß die Kugeln um Dich pfeifen werden.“

„Nicht jede Kugel trifft, Du Herzensmädchen, tröste Dich! ich habe immer Glück gehabt, ich vertraue auch diesmal meinem günstigen Geschick.“

„Ich höre lieber, was unser Eduard sagt,“ er-

widerte sie. „Derfelbe sagte: ich will in Jesu Namen hinausziehen und in seinem Namen gefaltene Hände aufheben; dann wird der Herr selber mein Schutz und mein Schirm sein, und wenn ich falle, falle ich in seine Hand und an sein Herz.“

„Jeder redet wie er's gelernt hat,“ erwiderte er, und ein leiser Ton des Spottes klang durch seine Worte hindurch, „was Eduard sagt, sagen wohl auch meine Worte so ungefähr; ich kann mich nicht so gewähnt und fromm ausdrücken.“

„Ich will für Dich beten, wenn Du fort bist. D,“ sagte sie, „ich habe oft tagelang nicht gebetet; — tagelang — ach, wochenlang habe ich die Hände nicht gefaltet; aber jetzt will ich täglich — stündlich für Dich beten.“

„Und Du willst mich nicht vergessen, Brigitta, und willst mir treu bleiben, ob ich auch viele Monate, ja, ob ich jahrelang fernbleiben müßte?“

„Wie sollte ich Dich vergessen und Dir untreu werden, wenn ich für Dich bete?“

Fester legte sie den Kopf an seine Brust; heiße Tränen rollten ihr über die Wangen, ein Zucken und Zittern zog durch ihren Körper. Fest hielt er sie umschlungen. In der alten Linde säufelte der Abendwind, und wie leises Geflüster zog es durch das Gezweige, und zu dem Paare redete der alte Baumriese seine alten Geschichten, die Geschichten von der Väter Kriegsnot und Kriegsgebet, von der Väter Leid und Kraft. Zu ihnen redet er es; —

keine Menschenseele ist heute unter der Dorflinde, als das einsame Paar. Hören sie das Säufeln, Flüstern und Erzählen? Hören sie es, wie der Baum erzählt: „Das ist immer so gehalten worden von der Väter Zeit her, daß über eines Menschen Eingang und Ausgang die Worte standen: Im Namen Gottes! Das ist immer so gehalten im Dorf Wittenstein, und wenn dann auch der Ausgang in das Grab hineinging, und die Herzen derer, die dem stummen Pilger das letzte Geleite gaben, bluteten, dann habe ich doch gehört, wie sie unter Tränen jauchzeten: dein Name ist wie eine ausgeschüttete Salbe, welche blutende Wunden heilt. Im Namen Gottes! pflegte der alte Dorfschulz zu sagen, und dann schaute er zum Himmel hinauf und sprach feierlich, als wär's ein heiliges Gebet: Dort steht dein Name, dort droben! — Allmächtiger — so heißt du: — die Himmel erzählen die Ehre Gottes und die Feste verkündigt seiner Hände Werk; — und dort steht dein Name: — hier drunten in den Lebenswegen der Menschen, — Liebe heißt dein Name, — und ob ich schon wandere im finstern Tal, fürchte ich kein Unglück, dein Name ist mein Stecken und Stab; wenn ich nur dich habe, so frage ich nichts nach Himmel und Erde.“

Hören die zwei Menschenkinder die alten Geschichten? Hören sie das Mahnen des alten Riesen neben ihrem Sitz? Oder haben sie nur Ohr für ihr eigenes Wünschen und Hoffen, Leiden und Lieben?

Die Sterne flimmern über dem hohen Wipfel der Dorfkinde, und ihre Strahlen brechen sich in den Tränen der Jungfrau. Und die Sterne ziehen ihre Bahn, und reden ihre Sprache und rufen es den Menschen zu: er führet uns auf rechter Straße um seines Namens willen! Hört ihr's? Hört ihr's, ihr Menschekinder? — Hören sie es?

Sie hören noch einmal das Getöse ihrer Liebe, und das Gelübde der Treue, und die Herzschläge drinnen in der Brust. Sie hören noch einmal die Seufzer der Lippen und ein tieftrauriges „Lebewohl — Lebewohl!“ Und die eine entwindet sich seiner Umarmung, und die Thür des Gasthauses „zum Lamm“ öffnet sich leise und schließt sich leise; und der andere geht tiefgebeugten Hauptes die stille Dorfstraße entlang dem Schulhause zu.

Am andern Mittag zog wieder eine Schar zum Dorfe hinaus. Die Brigitte sah sie aus ihrer Kammer an der Linde vorüberziehen, setzte sich in die Ecke und weinte sich die Augen rot. Der Lammwirt, und der Goldhofbauer, der Pfennig-Peter und etliche andere gaben ihnen das Geleite. Über die Fluren braust das kräftige Lied:

„Der Schwur erschallt, die Woge rinnt,
Die Fahnen flattern hoch im Wind;
Zum Rhein, zum Rhein, zum deutschen Rhein!
Wir alle wollen Güter sein.
Lieb' Vaterland, magst ruhig sein,
Fest steht und treu die Wacht, die Wacht am Rhein.“

Aus etlichen Kehlen klang's hell heraus, und aus etlichen tönte es wie aus einer unwickelten Glocke; und etlichen blieben die Töne in der Kehle stecken. Als sie drüben angekommen waren, wo der Weg die Biegung macht, und die alten Eichen den Pfad überschatten, da wurde manches Mannesauge feucht, denn es wurde Abschied genommen, und der Schatten der Eichen fiel den Männern über die Häupter, aber die Schatten der Zeit fielen ihnen auf das Herz; da wurde es dunkel vor manchem Auge, und der Lammwirt muß sich an die knorrige Eiche lehnen, denn es flimmert ihm vor den Augen. Da stehen sie nun vielleicht zum letzten Mal vor ihm, seine beiden Söhne und der junge Lehrer, der sein Schwiegerjohn werden soll. Ja, da stehen sie: der Christian so stark und kräftig an Gestalt wie ein Eichbaum. Er schaut mit trüben Blicken drein. Der Leisching macht ein Gesicht, als ob er sagen wolle: „Was nicht anders kann sein, da füg' dich nur fröhlich drein. Wenn diese Minuten vorüber sind, dann sind wir wieder die lustigen Gefellen, die wir bisher gewesen sind.“ Er streicht den wohlgepflegten Schnurrbart nach rechts und links, gibt dem Lammwirt einen Kuß und mahnt zur Eile. Der Eduard aber, seines Vaters Jüngster, kann's nimmer so kurz abmachen. Er hat des Vaters Hand erfaßt, und drückt sie und drückt sie immer wieder, und seine Hand zittert. Der Eduard ist ein stämmiger Bursch von vierundzwanzig Jahren, er ist

ernster gerichtet als die andern; denn er ist zwei Jahre Knecht beim Herrn Pfarrer in Drehberg gewesen, und als er heimkehrte, brachte er den stillen Geist des Pfarrhauses mit in das Gasthaus. Der Lammwirt und seine Gäste haben manchmal über ihn den Kopf geschüttelt, und der Hugo Leisching hat oftmals mit ihm sein Gespötte getrieben.

„Vater,“ sagt der Eduard, er sagt es so laut, daß die andern es hören müssen, „Gott, der Herr, zieht mit uns, wohin wir auch ziehen, darum fürchten wir uns nicht; aber es ist eine große Zeit, und wenn gute Früchte aus der Blutsaat erwachsen sollen, dann müssen wir beten: ihr für uns, und wir für euch. Unsere Losung heißt: Mit Gott für König und Vaterland!“

Der Eduard sah ernst drein, aber rasch wandte er sich ab und sagte: „Vorwärts, Kameraden! Mit Gott für König und Vaterland! Laßt es uns kurz machen! Wir ziehen auf guter Straße: das soll uns und die Unfern stärken.“

Sie blickten staunend den Eduard an. Sie hatten gedacht, daß der Lehrer der Wortführer sein werde. Sie hatten zumal solche Worte, die fast wie ein Schlachtruf klangen, aus dem Munde des ernstesten, frommen Genossen nicht erwartet. Rasch bewegte sich die Schar der Jungen die Straße entlang. Die Alten standen unter den Eichen und wischten sich die Tränen von den Wangen, winkten mit den Tüchern, und schauten hinunter ins Thal, ja, schauten

hinunter, so lange sie die bunten Bänder an den Mützen flattern sahen, und so lange der Ruf zu ihnen herübertönte: „Mit Gott für König und Vaterland!“

II.

Kanonen Donner.

Vom Rhein gefahren
kam fromm und stark
Mit Deutschlands Scharen
Der Held der Mark.
Die Banner flogen,
Und über ihm
In Wolken zogen
Die Cherubim.
Ehre sei Gott in der Höhe!

Drei Tage brüllte
Die Völkerschlacht,
Ihr Blutranch hüllte
Die Sonn' in Nacht;
Drei Tage tauschte
Der Würfel Fall,
Und bangend tauschte
Der Erdenball.
Fürchtbar bräute der Erbfeind!

Das war eine Freude für den Lammwirt, bei all' den Sorgen, daß die drei, die er draußen stehen hatte im heiligen Kampf für's Vaterland, fast Schulter an Schulter marschierten. Sie standen mit einander in einem Bataillon, der Christian und

der Hugo Leisching waren treue Kameraden in der zweiten und der Eduard stand bei der dritten Kompagnie. Der Hugo Leisching hatte zuerst einen Posten an einem Lazarett übernehmen sollen, aber er hatte selber über die Hasenfüße gespöttelt, die sich hinter die festen Mauern verkröchen, wenn die Kugeln anfangen zu pfeifen. Als er nun vor die Front gerufen wurde, um abkommandiert zu werden, da fühlte er, wie die Augen der Kameraden sich auf ihn richteten, und wie ihre Blicke fragten: was er nun, der mutige Herr Lehrer, wohl tun wird? Das Blut stieg ihm jäh ins Angesicht. Er dachte an die Brigitte, und er dachte an die fragenden Blicke der Genossen; da fuhr's ihm durch das Herz hindurch, und es funkelte ihm aus den Augen, und er bat, daß der Herr Oberst gestatten möge, daß er bei der Kompagnie bleibe. So wurde statt seiner ein anderer zum Lazarettendienst beordert, und Hugo Leisching zog mit dem Christian dem Feind entgegen. Hei, das waren lustige Kameraden miteinander. Hei, wie es fröhlich hinaus schallte ins schöne, stolze Frankreich hinein, das Lied der deutschen Krieger:

„Sie sollen ihn nicht haben,
Den freien deutschen Rhein,
Ob sie wie gier'ge Raben,
Sich heiser darnach schrein,
So lang er ruhig wallend
Sein grünes Kleid noch trägt,
So lang ein Ruder schallend
In seine Wogen schlägt.“

Hei, wie war's ein lustiges Leben, wenn sie in der lauen Sommernacht am Wachtfeuer saßen und der lustige Schulmeister ihnen seine lustigsten Geschichten erzählte! „Wahrlich, der Kerl hat Mut in der Brust, und leichtes Blut fließt ihm durchs Herz,“ pflegte der schnauzbärtige Unteroffizier zu sagen. Der Schulmeister aber scherzte und spottete über Freunde und Feinde, über Menschen und Tiere, über Leben und Sterben; ach, er scherzte und spottete hinweg, was ewig war, und wenn einmal ein ernster Ton am Wachtfeuer angeschlagen wurde, und ein Auge sich hinauf richtete zu den lichten Sternen, die ihre Bahnen zogen, und herniederleuchteten auf die Blutströme des Kriegs und auf die Augen, die sorgenvoll zu ihnen hinaufschauten, und auf die Lippen, die gebetsvoll zu ihnen hinaufriefen, dann mußte der Hugo Leisching seine Meinung drein mischen; und sein Wort legte sich wie Mehltau auf die junge, grüne Saat.

Weiter, immer weiter zogen sie vom deutschen Strom hinweg, hinein in die Lande, die einst unter deutschem Szepter gestanden hatten, und sich nun selber eine Perle Frankreichs nannten. Schon hatten die Fünfundachtziger die Türme der stolzen Feste Metz über die Mauern ragen sehen.

Gewitterschwüle lagerte über der Flur. Die Herzen der Krieger wagten kaum aufzuatmen. Hier und da sah man eine härtige Gestalt sitzen und die Schriftzüge studieren, die ihm Botschaft der Liebe

von daheim brachten und ihn betteten und retteten in den Schuß und Schirm dessen, der den Wolken und Winden, den Kugeln und Schwertern ihre Bahn bestimmte. In der Ferne hörte man es knattern und knallen; dann und wann fauste es an ihnen vorüber wie der pfeilschnelle Flug der Schwalbe, nein, wie der funkelnde Blitz aus dunkler Wolke. Sie zuckten zusammen und schauten mit ernstern Angesichtern drein. Sie saßen neben einander, hatten den Tornister auf dem Rücken und das Gewehr im Arm. Es ging die Nachricht durch die Reihen, daß auch sie ins Feuer müßten, wenn der Kampf heftiger werden sollte. Und sie hörten es: immer mächtiger donnerte es in der Ferne; und näher und näher kam die gewaltige Schlacht.

Jetzt wird zum Aufbruch geblasen. Vorwärts! Vorwärts! Ein General sprengt die Reihen entlang. Mit weithin schallender Stimme ruft er: „Vorwärts, Kinder! Heute wird's heiß hergehen. Ihr werdet dem deutschen Heere keine Schande machen! Vorwärts mit Gott für König und Vaterland!“

Wie der Sturmwind braust das Regiment dem Feinde entgegen.

Einen Blick noch werfen die Brüder einander zu. Dort steht die zweite Kompagnie, dort neben ihr die dritte. Dort steht der Eduard: ernst und entschlossen schaut er aus den Augen. Dort steht der Christian, dort der Hugo! Wie sehen sie so bleich aus!

Vorwärts — vorwärts!

Hui, wie es blitzt und kracht!

Hui, wie der Sensemann seine Sichel schärft! Hört ihr's, ihr Väter daheim im fernen Vaterlande? Hört ihr's, ihr Mütter und ihr Schwestern, und ihr hangen Bräute? Seht ihr's, wie der König der Schrecken auf seinem schwarzverhangenen Thron sitzt und sein Szepter schwingt über die blühende Jugend? Seht ihr's, ihr weinenden Augen? Seht ihr die Pforten der Ewigkeit für eure junge Liebe offen stehen? Für die junge Liebe, die euch die Lebenszeit mit Freud' und Frieden ausfüllen sollte?

Hui, wie der grimme Tod durch die Reihen der Helden eilt. Hier sinkt ein bleiches Gesicht zu Boden: ein Blutstrom färbte ihm die Schläfe rot, — dort sinkt ein Mutterkind lautlos zusammen. „Mutter!“ war das letzte Wort. — Als ihm das Herz durchschossen war, war seiner Mutter wohl das Mutterherz gebrochen. Dort liegt ein Kopf ohne Rumpf, und dort ein Rumpf ohne Kopf; hier sind dem jugendfrischen Jüngling beide Beine weggerissen, dort geht ein Köcheln aus bleichem Mund: zwei Augen brechen.

Hui, wie der Sensemann die Sichel schärft! Vorwärts! Durch Blutströme geht der Weg; über klaffende Wunden und bleiche Leichen schafft das siegreich stürmende Heer sich die Bahn.

Halt inne, ach, nur einen Augenblick, daß der Freund dem Freunde die Augen zudrücke! Halt inne, ach, nur einen Augenblick, daß der Bruder aus

dem Todesröcheln seines Bruders die letzten Grüße herauslausche, die er daheim dem Vaterherzen bestellen soll! Halt inne!

Nein, vorwärts — vorwärts! Ein siegendes Heer läßt einen Gottesacker hinter sich, wenn es nach Lorbeerkränzen greift und um die Friedenspalme kämpft.

Vorwärts! Schau, wie das Auge funkelt in dem bleichen Angesicht! Es ist das Angesicht des Hugo Leisching. Dort seitwärts von ihm, nur fünf Schritt von ihm entfernt, steht der Christian. Zwischen ihnen ist schon eine weite Lücke von den tödlichen Geschossen gerissen; sie sind einander näher, immer näher gekommen. Eben hat der Christian wieder geladen. Hugo hat's gesehen.

Aber jetzt — wo ist die hohe breitschulterige Gestalt — wo ist sie?

Größer, immer größer wird die Lücke zur Rechten des bleichen Kriegers. „Christian, wo bist Du?“ Vorwärts geht's im heißen Kampf, aber der Hugo springt zur Seite und forschet mit fragendem Auge: „Christian, wo bist Du? Als wir auszogen, ist es das letzte Wort unseres Vaters gewesen, daß wir zu einander stehen sollen wie treue Brüder; ich will es halten. Christian, wo bist Du?“ Ach, dort liegt die breitschulterige Gestalt. Das Auge der Liebe hat sie erpäht. Aus dem Auge ist der Spott gewichen. Hugo kniet neben dem Christian. Ist er tot? Tot der starke Mann, die Gestalt voll Jugendkraft, die Hoffnung seines Vaters? Ein Blutstrom

quillt ihm durch den Waffenrock hindurch aus der Brust heraus. Hugo öffnet die Uniform; er findet die Wunde mitten in der Brust. Er schiebt seine Linke ihm unter das Haupt, die Rechte tröpfelt aus der Feldflasche einige Tropfen auf die bleichen Lippen. Da schlägt der Christian die Augen auf; matte, müde Augen sind's; aber sie haben noch einen freundlichen Blick für den, der seine Hand ihm als Sterbekissen unter das Haupt geschoben hat.

„Beten — beten,“ flüstern bittend die bleichen Lippen. Noch einmal flehen sie: „Beten — beten!“ Aber der Hugo hat die Linke ihm unter das Haupt geschoben, und die Rechte hat sich auf die Wunde gelegt, als ob sie den Blutstrom hemmen wolle, der unaufhaltsam aus der Brust hervorquillt. Wie soll er nun die Hände falten? Und all' die Gebete, die er in der Schule seine Kinder gelehrt hat, hat er jetzt selber vergessen. Was soll er beten?

Und die bleichen Lippen flehen wieder — fast stürmisch flehen sie: „Beten, beten!“

Da fällt ihm plötzlich ein, daß er das Vaterunser wisse. „Vater unser, der Du bist im Himmel.“

Da ist's aus. Der Mann zittert und bebt.

„Dein — Name“ — O, der Name Gottes funkelt wie ein Kriegsschwert über seinem Haupte. „Dein Name,“ — nein, er kann nicht weiter, denn der Name Gottes leuchtet wie ein heller Stern hinein in das Leben eines Spötters, eines Zweiflers, eines

Ungläubigen, eines Leichtsinigen, — eines Mannes, der im heiligen Amte Seelen hat weiden sollen, und der sie vergiftet hat — vergiftet mit seinem Unglauben und seiner Gebetslosigkeit. — Daß wir auch heilig als die Kinder Gottes danach leben — so verlangt es die Bitte. Er hat's nicht getan. — — Aber was geht ihn jetzt sein vergangenes Leben an?

Beten — beten! ist die Forderung der Gegenwart. Seine Weisheit geht heute zu Ende an den Torheiten der Vergangenheit.

Sünder — Sünder, hast Du einen Gebetsaltar? Hast Du einen Heiland, in dessen Namen Du anklopfen kannst, daß des Himmels Pforte aufspringen muß?

Nein, er hat's nicht. Und flehend ist ein brechend Auge auf ihn gerichtet: „Beten — beten!“

Vorüber stürmen die Scharen der Krieger. Die Kanonen donnern, die Sterbenden röcheln, die Blutströme tränken das Erdreich. Dort liegen die beiden auf dem Rasen, beide in Todesangst, beide gleich arm, bettelarm, weil ihnen das eine fehlt: das Beten.

Plötzlich neigt sich zu den beiden ein drittes Angesicht hernieder. Es ist ein ernstes, bleiches Menschenantlitz, aber ihnen erscheint es, als wär's eines Engels Angesicht.

„Eduard,“ — der Sterbende will die Hand aufheben, aber sie sinkt nieder. „Beten! —“

Da hat der Eduard ein Schächergebet gebetet: „Herr, gedenke nicht der Sünden meiner Jugend;

gedenke meiner nach Deiner Barmherzigkeit und vergib mir meine Schuld! Gib mir Schächergnade! Gedenke meiner, wenn Du in Dein Reich kommst! In Deinem Namen, Herr Jesu! Dein Name heißt Friedefürst auch auf dem Schlachtfelde. Gib Frieden — gib ewigen Frieden! Amen.“ Dann hat der Heiland zu den Lebenden gesagt: „Ich bin bei euch alle Tage — ja heute auch!“ und zu dem Sterbenden hat er gesagt: „Heute wirst du mit mir im Paradiese sein.“ Und seliger Himmelsfriede hat sich auf das bleiche Antlitz gelagert. Vorwärts stürmt das siegende Heer: über Sterbende und über Gestorbene geht der Weg.

Der Bruder hat dem Bruder das Auge zuge-
drückt. Des Schwagers Linke war sein Sterbekissen.

Sanft lassen sie das Haupt auf den Rasen niedergleiten; dort dicht neben ihnen liegt ein Reiter-
schwert: das stecken sie in die Erde und heften ein Tuch dran. Dort, zehn Schritt entfernt, steht eine Eiche. „Hier sehen wir uns wieder, wenn die Schlacht gewonnen ist.“

Vorwärts!

Es war ein heißer Tag.

Als der Abend kam, flackerte hier eine Flamme und dort eine Fackel auf.

„Es ist entschieden,“ hat der General gesagt, und hat's dem König gemeldet.

Die Trompete bläst zum Sammeln. Ist's jene Trompete, von welcher der Dichter singt:

„Nur ein klanglos Wimmern, ein Schrei voll Schmerz,
Entquoll dem metallenen Munde;
Eine Kugel hatte durchlöchert ihr Erz, —
Um Tote klagte die Wunde.“

Ist's jene Trompete, oder ist's eine andre?
Jedenfalls ist ihr Sammetruf ein Schmerzensschrei.
Wo ist der Freund, der an der Seite des Freundes
sucht? Wo ist der Kamerad, dem der fallende
Nebenmann die Grüße an die Seinen aufgetragen
hatte? Tot! Wo sind die Lippen, die allzeit so
fröhlich scherzten? Sie sind stumm geworden. Und
die roten Wangen, die wie lauter Gesundheit aus-
sahen? Sie sind bleich geworden.

Hin und her lagern sie sich am Bivakfeuer.
Wer einen Bruder verloren hat, darf ihn suchen.
Der Eduard ist zuerst zur zweiten Kompagnie ge-
gangen und hat nach dem Hugo Leisching gefragt.
Sie haben denselben eine Weile neben sich gesehen,
und nachher hat ihn niemand mehr gesehen. Der
eine meinte, er habe ihn fallen sehen; aber der
andere will's nicht glauben. Der Eduard aber
zieht mit seinen Fragen durch die Kompagnie und
durch das Bataillon, und findet keine Antwort.
Die Nacht ist gekommen und hat mit ihrem
Schatten die Bilder des Sammers zugedeckt. Dort
unter der Eiche steht ein junger Krieger. Er hat
sich einen Spaten von einem Trainsoldaten geben
lassen; er gräbt und gräbt. Er gräbt ein Grab für
seinen Bruder. Der Trainsoldat hilft ihm. Sie

senken den Leichnam in die Tiefe. Aus den Zweigen
der Eiche schlagen sie zwei starke Stäbe heraus.
Mit einem Bande binden sie dieselben kreuzweise
zusammen. Das ist das Kreuz auf dem Grabe
des Christian.

Der Eduard steht dabei, hat die Hände gefaltet
und flüstert: „Herr — Herr, ich danke Dir, daß
Du ihm Deinen Namen in das Herz gesenket hast;
Dein Name im Herzen des Sterbenden ist Leben.“
Und was der Eduard sonst noch geredet hat, das
hat kein Mensch gehört; aber die Engel haben es
hinaufgetragen und haben die Worte niedergelegt
vor dem Gnadenthron des ewigen Königs. Das war
ein stiller Gottesdienst. In weiter Ferne verhallten
die letzten Schüsse: das war das Grabgeläute.

Als er nun dem Bruder den letzten Liebesdienst
erwiesen hatte, zog er übers Schlachtfeld die Bahn,
die sein Bataillon gezogen war. Er suchte und
suchte, ob er nicht einem andern noch, der ihm auch
an's Herz gewachsen war, Leib und Seele retten
könne. Er suchte vergebens. Er kam wieder zur
zweiten Kompagnie, er ging wieder von der zweiten
Kompagnie hinweg. Auf dem Schlachtfelde lodern
hin und her die Wachtfeuer auf. Der helle Rauch
steigt in der linden, stillen Sommernacht in die
Höhe. Wunderliche Gestalten sind's, die über den
Wachtfeuern hinaus zu den Sternen ziehen. —
Siehst du sie hinausziehen, all die Seelen, die das
Vaterhaus hinieden verlassen haben, um droben das

Vaterhaus zu suchen? Es flammt und leuchtet übers Gefilde: Sind's Fackeln, welche den Tod helle machen und auf das Licht der ewigen Seligkeit hinweisen wollen? Stille, du Menschenherz! Dort liegt einer, der seine Seele aushauchen will. Laß heilige Gebetsstille sein kühles Sterbebett umsäumeln! Weh, dort schreit einer auf in seinem Schmerz, und dort liegt einer, der nur noch leise seufzen kann. Wo ist die Christenliebe, die Öl und Wein und Erbarmen für die klaffenden Wunden hat? Siehe, da eilt sie übers Schlachtfeld. Hier ein starker Mann, dem Samariter gleich, der durch die Wüste zog, — dort schwache Weiber, Lichtgestalten in dunkler Nacht. Stille! Tritt zur Seite! Störe sie nicht in ihrer Liebesarbeit! Furcht und Bangen, legt euch schlafen! Frevel und Roheit, tretet beiseite! Die Engel des Schlachtfeldes ziehen ihre Straße; sie kommen im Namen dessen, dem sich aller Kniee beugen sollen, und dessen Name über alle Namen ist.

Husch, husch, was zog dort übers Feld?

Ist es das Grüßen der Sterbenden, das im Abendhauch von dannen zieht, weit weg über den Rheinstrom hinüber?

Husch, husch, wie zieht es übers Gefilde!

Klopft es an die Türe der Witwe, die einsam wacht auf ihrem Lager und in ihren Sorgen zu den Sternen aufblickt? Klopft es an ihre Tür und grüßet sie: „Grüß Gott, du Mutterherz, hier schieden wir, dort droben sehen wir uns wieder?“

Husch, husch, wie flattert's am Wachtfeuer vorüber!

Tickt es leise ans Fenster, dort im Schlafkammerlein, wo die liebende Braut den Heißgeliebten eben ans Gottesherz legt? Tickt es leise ans Fenster: „Gott zum Gruß und den Herrn Jesum zum Trost! In ihm sind wir vereinet ewiglich?“

Husch — der Abendhauch zieht übers Gefilde und nimmt die letzten Seufzer und Grüße, das Todesröcheln und den Schmerzensschrei mit sich gen Osten und legt's hinein in das Bangen, Sorgen und Ahnen der Väter und der Mütter, der Brüder und der Schwestern, der Freunde und der Nachbarn, und flüstert leise: „Lebt wohl, lebt wohl!“

Stille sitzen sie um die Wachtfeuer herum. Sie schlafen nicht. Der milde, gute Schlaf hat seinem finsternen bösen Bruder den Platz eingeräumt. Der hat den Kriegern das Bett bereitet, nachdem sie sich müde gearbeitet hatten in blutiger Mühe.

Drüben am Wachtfeuer der dritten Compagnie der Fünfundachtziger sitzt einer, der hat sein Briefpapier auf den Tornister gelegt und schreibt mit Bleistift an die Seinen. Sein Brief beginnt also:

„Es ist in keinem andern Heil, ist auch kein anderer Name den Menschen gegeben, darinnen sie sollen selig werden, denn allein der Name Jesu Christi. Laßt euch von ihm trösten, mein Vater und meine Schwester, sonst müssen wir trostlos bleiben. Unserm Christian habe ich das Grab ge-

graben und habe ihn selber hineingelegt; unsern Hugo habe ich noch nicht gefunden; ob er tot oder verwundet ist, das muß ich in den nächsten Tagen — vielleicht schon morgen erfahren, und werde es euch sofort mitteilen.“



III.

Friedensklänge.

Friede bauet, Friede richtet,
Krieg zerreiſet, Krieg vernichtet.
Was bringt Friede? Blut und Gut.
Was bringt Kriegen? Feur und Blut.

Friede ſtammet aus dem Himmel,
Aus der Höl' das Kriegsgetümmel;
Was iſt Friede? Gottes Kind.
Was iſt Kriegen? Lauter Sünd'.

Was bringt Friede? Wohlergehen!
Was bringt Friede? Feſteſehen!
Jeſu, Herr des Friedens, Du,
Send' uns Deinen Frieden zu.

In langer Reihe ſtehen die Betten in dem großen Saal an der Wand entlang. Junge Männer liegen in den Betten. Vor kurzer Zeit waren ſie geſund und jugendſtark, heute ſind ſie elend und krank, heute ſind ſie Krüppel. Dort im letzten Bette hinten in der Ecke liegt eine bleiche Geſtalt. Wie ſchmerz-erfüllt iſt das Antliß, und wie bekannt ſind uns doch dieſe Züge. Ja, wir haben den Krieger geſehen, damals als er dem Genoffen ſeine Linke als Sterbe-

riſſen unter das Haupt legte und ihm mit der Rechten die blutende Wunde zudrückte. Er hat ſchon lange hier gelegen. Manchmal iſt's, als ob das Leben entfliehen wollte, und manchmal iſt's, als ob's wieder helle aufflackern wolle in der alten friſchen Jugendkraft. Aber wenn das Lampenlicht verlöſchen will, dann flackert's auch hoch auf, und ſinkt nieder und ſtirbt.

Der Arzt tritt alle Morgen an das Bett und unterſucht alle Morgen die Wunde. In den erſten Wochen hat er gemeint, daß eine Operation möglich ſei und hat danach geſorcht, welchen Weg die Kugel, die immer tiefer ſinkt, nehmen werde, in der letzten Zeit ſcheint er alle Hoffnung aufgegeben zu haben. In der erſten Zeit hat der Jüngling dann und wann gefragt, ob man nicht bald das böſe Stückchen Blei faſſen könne, jetzt fragt er garnicht mehr. Er liegt ſtill und geduldig in den Riſſen; ſeine Gedanken ſcheinen oft in der Ferne zu weilen. Beſchäftigen ſie ſich mit einem Sterbenden, der mit bebender Lippe ruft: „beten — beten?“ Oder beſchäftigen ſie ſich mit den Lebenden? In der erſten Zeit hat er einſam und verlaſſen dagelegen, nur dann und wann iſt die „Schweſter“ an ſein Lager getreten und hat ſich nach ſeinen Schwerzen erkundigt, hat ihm die Wunde verbunden und die Riſſen zurechtgezogen; aber ſeit vier Wochen iſt der Stuhl an ſeinem Bette faſt immer beſetzt.

Der Lammwirt in Wittenſtein war zwar ſeit

Zahen ein Witwer, und die Brigitte führte ihm den Hausstand. Als er aber sah, wie die Brigitte sich um den Verwundeten härmte, und wie ihre Wangen immer bleicher wurden, und als er aus den Briefen des Hugo herauslas, wie er sich nach der Geliebten seines Herzens sehnte, da sagte er selber: „Brigitte, ich werde mit der Magd alleine fertig werden; in Kriegszeiten muß man sich zu helfen und einzurichten wissen, ziehe hin und pflege den Hugo. Spare nichts, denn der Lammwirt in Wittenstein will nichts an seinem Schwiegersohn abknappen, da er es selber reichlich hat; bringe ihn nur bald heim, und sage ihm, er solle sich hier bei uns bald wieder herausessen; und wenn er auch ein Jahr lang das Haselzcepter nicht führen könne — es schadet nicht: der Lammwirt hat nur die beiden Kinder mehr. Ach, der Christian schläft in fremder Erde! — Und die Wirtschaft und die schönen fruchtbaren Äcker ernähren auch mehr als zwei Familien.“ So hatte die Brigitte ihren Vater noch nimmer reden hören. Da war sie hinausgezogen, hatte sich an das Bett des Verwundeten gesetzt und hatte ihn gepflegt Tag und Nacht in treuer Liebe.

Wie war der frische Lebensmut ihm in das Herz gezogen, als er ihr in das liebe Antlitz hatte schauen dürfen und als er die Botschaft vom Lammwirth gehört hatte. Wie hatte sie ihm mit ihrer linden Hand alles so schön und freundlich zu ordnen gewußt. Wie hatte sie sein mattes Herz mit neuer

Hoffnung belebt; wie hatte sie den leiseften Schimmer guter Aussicht, den der Arzt gab, zu einem hellen Lichte ansfachen können.

Oft war's der Brigitte wohl so weh ums Herz, daß sie hinausseilen und weinen mußte, aber dann wieder leuchteten helle Strahlen der Erdenhoffnung ihr aus den Augen. Dann und wann sprach auch der Arzt die Meinung aus, daß man die Kugel durch eine Operation herausnehmen könne, aber wenn sie darauf drängte, die Operation vorzunehmen, dann schüttelte er den Kopf und erklärte, der Kranke sei zu schwach dazu.

So gingen die Wochen dahin zwischen Bangen und Hoffen.

Die Märzsonne lächelte freundlich zu den hohen hellen Fenstern herein. Von den Thürmen der Stadt läuteten die Glocken im festlichen Klang.

„Nest wird der Friede eingeläutet,“ flüsternten die Lippen des Verwundeten. — „Friede — Friede!“ Dann erfaßte er die Hand der Brigitte, zog sie an sich und sagte:

„Das ist köstlich, Brigitte, wenn der Friede ein Land grüßt, und wenn die Bürger nun wieder ruhig wohnen können unter dem sicheren Dach, und nicht fürchten müssen, daß das blutige Schwert die Pflugschar vertreibe und sie zwingt, in der Scheune zu rosten; aber köstlicher ist es, wenn eine Seele den Frieden hat, jenen Frieden, den kein böses Schwert uns rauben und kein Erdensturm uns

stören kann, den Frieden, welcher höher ist als alle Vernunft.“

„Es strengt Dich an, mein Hugo,“ sagte sie, „Du mußt nicht mehr sprechen.“

„Ich muß Dir aber noch danken,“ fährt er fort, „Brigitte, für die schönen Wochen, die Du mir hier bereitest hast. Ach, könnte ich das verlorne Leben zurückrufen, ich wollte es anders anfangen. Welch' schlechte gebrechliche Stütze, welches Irrlicht bin ich den Kindern gewesen. Wie habe ich geschöpft aus unreinen Quellen und gelebt in der Luft der Welt! In dieser Zeit, da ihr das Gotteswort an meinem Bette aufgeschlagen habt — der Herr Pfarrer und Du — habe ich es erst erfahren, daß beides zusammen gehört: Daß das Wort Gottes lauter und rein gelehret wird, und wir auch heilig als die Kinder Gottes danach leben; ja nun habe ich es erfahren, daß nur aus lauterer Quelle reines Wasser fließt, und daß Lehre und Leben miteinander verwachsen sind wie Wurzel und Stamm.“

„Aber, mein Hugo,“ mahnte sie, „Du darfst nicht so viel reden.“

„Ich weiß es wohl, Brigitte: Als ich diese Nacht hustete, habe ich Blut aufgebracht. Die Kugel wird in die Lunge eingedrungen sein. Du weißt es auch, aber Du hast es mir nicht gesagt, Du starkes Mädchen. Gott stärke Dich, daß Du Deines Bräutigams Sterben mit ansehen kannst. Wir hatten uns das Leben anders vorgestellt, meine Herzensbraut, aber so ist's auch gut.“

Sie neigte sich zu ihm hernieder und küßte ihm die blutlosen Lippen, und ihre Tränen fielen ihm auf die bleichen Wangen.

Die Sonne lächelte durch die hohen Scheiben, und die Friedensglocken läuteten über die Dächer, — nein, in die Herzen der Menschenkinder; ja tief hinein in Menschenherzen drang das Geläute.

Der Pfarrer trat in den Saal. Die Augen der Verwundeten und Kranken richteten sich auf das milde, ernste Gesicht des jungen Mannes. Er hielt eine kurze Andacht: er sprach von irdischem Frieden und von ewigem Frieden; und ein jauchzendes Dankgebet für den irdischen Frieden, und ein herzinniges Bittgebet für den Frieden der Seele strömte ihm über die Lippen. In dem letzteren gedachte er sonderlich auch seiner lieben Kranken und Verwundeten.

Das Glockengeläute von den Kirchtürmen her schlug mächtig an die Herzen, und des Pfarrers Gebet wurde das Gebet derer, die in den Betten lagen, und drang ihnen tief in die Seele, und fand die Bahn zum lichten Thron der Gnade droben im Himmel.

Dann trat der ernste Mann an die Betten und hatte für jeden, der darin lag, ein Wort des Trostes oder der Mahnung. Zuletzt kam er zu dem Hugo Leisching. Er hatte in der letzten Zeit gerne an diesem Bette geweiht. Er hatte es gesehen, wie ein heißer Kampf und ein seliger Friede durch das Herz des Mannes im Bette und der Jungfrau am Bette gezogen war. Heute stand er staunend still. Eine

wunderbare Veränderung ist im Angesicht des Verwundeten sichtbar. Was ist das?

Da streckt sich ihm die magere durchsichtige Hand aus dem Bette entgegen, und das Auge schaut ihn so bittend an, und dem Prediger ist's, als ob die bleichen Lippen immer nur ein einziges Wörtlein flüsteren, das kleine Wörtlein: „Beten — beten.“

Da zieht es den Prediger nieder auf die Kniee, und noch einmal klopft er in Jesu Namen an die Himmelsporte. Aber was ist das? Ein Zucken geht durch das bleiche Gesicht des Verwundeten. Was ist das? Ein dunkler Blutstrom entquillt seinem Munde. Ein Blick voll Herzensdank trifft die Brigitte — er trifft aus brechendem Auge; ein Blick voll Himmelsfrieden zieht aufwärts, aufwärts über alle Höhen dieser Erde. Die Brigitte hat sich schluchzend über das Bette geworfen, und hat ihre Hand auf den Mund des geliebten Mannes gelegt. Der heiße Blutstrom quillt ihr zwischen den Fingern hindurch; sie kann ihn nimmer hemmen.

Die Friedensglocken läuten und die unsterbliche Seele des Kriegers ziehet ein in die Burg des ewigen Friedens.

* * *

Ich hab' einmal meinen Wanderstab in die Hand genommen und bin durch deutsche Lande gepilgert. Da bin ich um die Mittagsstunde in ein Dorf gekommen, das lag anmutig auf der Höhe. Knorrige

Eichen und schöne Linden beschatteten die Häuser; ich aber hatte Verlangen nach kühlem Schatten und nach einem kräftigen Imbiß. Unter der stolzen dicht belaubten Linde stand ich und hielt Umschau nach einem Menschen, der mir ein Gasthaus zeigen könnte; da hörte ich, wie eine kräftige Stimme sagte: „Nein, guter Freund, Braantwein wird hier nicht geschenkt, und ob ich als Gastwirt ohne Teufelstrank bestehen kann oder nicht, das ist meine Sache; aber dabei bleibt's heute und allezeit, solange sie mich den Lammwirt nennen: hier wird kein Braantwein geschenkt; wollt Ihr aber eine kräftige Tasse Kaffee oder ein billiges Mittagsbrot, so soll's alsbald da sein.“

Einen jungen Burschen sah ich hohnlachend an der Linde vorüberreiten; den Wirt vom Gasthaus zum Lamm sah ich dicht neben der Linde in den Garten gehen.

Ich ging ihm nach; ich wußte, wo ich einen Wirt nach meinem Sinn finden, und nicht bloß für einen deutschen Wagen, sondern auch für ein deutsches Herz Erquickung erhalten könnte. Da ging ich mit dem jungen Lammwirt durch seinen wohlgepflegten Garten. Er zeigte mir seine Blumen und seinen Kohl und hatte eine herzliche Freude an allem, was sein hieß.

Als aber seine Buben in den Garten kamen, wurde ihm erst recht das Auge helle, und er nannte mir ihre Namen: Christian, Hugo und Eduard, und hinterhergetrippelt kam die kleine Brigitte. „Mutter's Herzblättchen“ nannte sie der Vater.

Der Christian wurde in die Küche geschickt, daß er auch für den Gast die Mahlzeit bestelle. So saß ich zu Tisch mit den Herrschaften und den Diensthoten, mit den Eltern und den Kindern; und es schmeckte mir im Gasthause zum Lamm, traum, ebenso köstlich, als wenn mein Herzensweib daheim dem Väterchen das Leibgericht gekocht hätte.

An meiner Seite saß der Großvater des Hauses, der alte Lammwirt. Der sagte nicht viel, aber seine Rede war mit Salz gewürzt. Der junge Lammwirt, den seine Ehefrau ihren Eduard nannte, der ließ mich einen Blick in die Kriegsgeschichte und Siegesgeschichte der Seinen tun, und was er mir bei Tisch erzählte, dazu hat er beim Kaffee unter der weitästigen Linde die Fortsetzung gemacht; und wovon er schwieg, das hat sein biederer Weib mir berichtet, als der Hausherr die Brauen anschirren half; denn es war die Zeit der Heuernte.

Weil es aber gar zu schattig unter der schönen Linde und gar zu staubig auf der Landstraße war, blieb ich an jenem Tage im Gasthause zum Lamm, und habe auch die Eichen gesehen, wo dazumal die Alten den Jungen das Lebewohl nachriefen, als diese hinausziehen in den großen Krieg. Der alte Lammwirt hat mir die Stätte gezeigt. Er wohnte bei seinen Kindern im Hinterstübchen. Als ich ihn in seinem trauten Heim, das die Kindesliebe ihm gar wohllich gemacht hatte, aufsuchte, und er den Rock anzog und den großen Krückstock sich aus der

Ecke holte, da warf er einen Blick hinüber zu dem Buche, das aufgeschlagen auf seinem Tische lag. Dort hat er gerade auf dem Blatte, das er eben gelesen hat, zwei Stellen mit rotem Stift gezeichnet. Ein Spruch war's und ein Vers. Ich habe sie nicht vergessen. Den Spruch kennst Du auch: „Es ist in keinem andern Heil, ist auch kein anderer Name den Menschen gegeben, darinnen wir sollen selig werden, denn allein der Name Jesu Christi.“ Und der Vers lautet also:

„Ein Nam' ist mir ins Herz geschrieben,
Den keine Zunge würdig spricht.
Auch wenn mich Alles will betrüben,
Ist er mir Salbe, Trost und Licht.
So oft ich Jesum höre nennen,
Will mir das Herz im Leibe brennen.“

Sollte nun der geneigte Leser von dieser Geschichte noch nähere Kunde haben wollen, dann muß er beim Lammwirts von Dorf Wittenstein Nachfrage halten; und was ich etwa falsch berichtet habe, das muß der Leser dem Lammwirts in die Schuhe schieben. Aus dessen Auge aber leuchtete es wie lauter Treue und Wahrheit. Sollte aber hie und da der junge Lammwirt gar zu hell gezeichnet sein, — ja — ja, dann muß es der liebe Leser dem Geschichtenmacher auf die Rechnung schreiben, denn der Lammwirt hat sich selber nimmer geschmeichelt, aber der Geschichtenmacher hat ihn immer lieb gehabt.

Am Abend jenes Tages saß ich noch lange unter der Dorfsinde in Dorf Wittenstein; ei, was wußte der alte Baumriese zu erzählen von dem Kriegen und Siegen der Väter und von dem Kriegen und Siegen der Kinder, von Sorgen und Segen dereinst und jetzt, vom Beben und Beten der Alten und der Jungen.

Horch, wie durch die Blätter der Abendhauch rauscht; schau, wie unterm Laubdach der Pilgersmann lauscht!

Am andern Morgen aber nahm ich Abschied und zog meine Straße. Dieselbe führte mich in die große Stadt, wo der Freund meines Herzens Pastor war, nicht an einer Stadtgemeinde, sondern an einer Hausgemeinde.

Dort auf der Höhe lag das große stattliche Haus; die Morgensonne leuchtete in die Fenster. Weit hinaus schaute ihr heller Glanz über die Lande. Ueber der Tür des Hauses grüßte den Wanderer in goldigen Lettern das goldene Wort:

„Dienet dem Herrn mit Freuden.“

Dem Freunde lag ich an der Freundesbrust. Dann pilgerte ich durch seine Gemeinde: Das waren die Siechen und die Kranken, die Gepflegten und die Pflegerinnen.

Ja, des Freundes Arbeitsfeld war das Diakonissenhaus.

Dort grüßte ich die lieben Kindlein. Wie sie mich so freundlich wieder grüßten! Die Freundlichkeit haben sie von ihrer Pflegerin gelernt. Ja, wie

ihr der sonnige Himmel aus den Augen lacht — recht wie es bei einer Pflegerin der Kinder sein muß!

„Wie heißt die freundliche Schwester?“

„Brigitte heißt sie.“

„Und stammt aus Wittenstein?“

„Ei ja, es ist die Tochter des Lammwirts von Wittenstein.“

Da habe ich ihr noch einmal die Hand gedrückt und habe ihr die Grüße der Ihren bestellt. Und am Abend desselben Tages hab' ich sie noch einmal aufgesucht in ihrem trauten Heim im Kindersaal und habe dies und das mit ihr geredet, und sie hat mir Kriegs- und Siegs-, Kampf- und Friedensgeschichten erzählt, Geschichten der Ihren und die Geschichte ihres eigenen Herzens.

Da habe ich sie gefragt:

„Schwester Brigitte, leuchtet's Ihnen denn immer so freundlich und sonnig aus den Augen? Woher nehmen Sie die Kraft, durch Not und Tod mit solchem strahlenden Antlitz hindurchzugehen?“

Sie sah mich an mit fragendem Auge, als wollte sie fragen: „Danach fragst Du mich, — Du, der Pfarrer?“

Und ihr Auge leuchtete hell und freundlich, und ihr Finger wies in die Höhe, und ihre Lippen jauchzeten, — ja, ein Jauchzen war die Rede ihres Mundes:

„Sie wissen es, Herr Pfarrer: Sein Name muß in uns sein und von uns ausstrahlen; und von uns Schwestern muß es immerdar heißen:

In meines Herzens Grunde
 Dein Nam' und Kreuz allein
 Zunkelt all' Zeit und Stunde,
 D'rauf will ich fröhlich sein!

„So muß es von euch Schwestern heißen und
 von andern Leuten auch.“ —

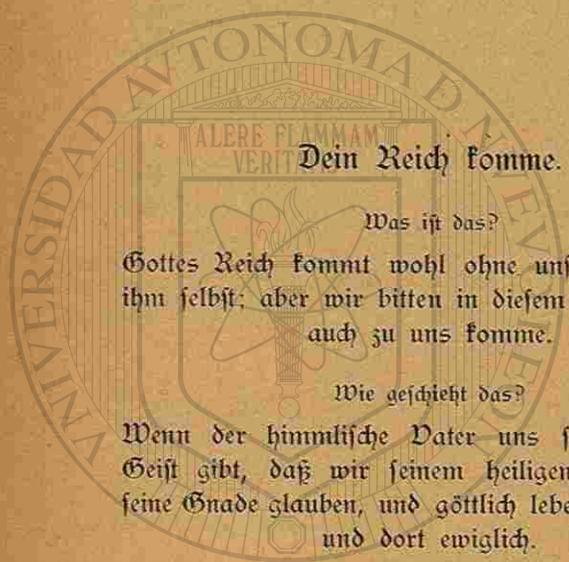
Spät kam die Ruhe an jenem Abend, und früh
 kam die Morgensonne am andern Morgen, und als
 ich weiter zog von jener Stätte dem Gebirge zu,
 da lag die ganze Welt im Sonnenglanze vor mir,
 und das Heer der Waldsänger umjauchzete mich;
 ich aber zog gar stille meine Straße, und aus
 meinem Herzen stieg von neuem ein altes Gelübde
 auf, das lautete also:

„Herr, mein Gott, über lichte Höhen und durch
 dunkle Täler soll mein Wanderstab sein Dein heiliger
 Name.“

III.

Zwischen Himmel und Erde.

UNIVERSIDAD AUTÓNOMA DE NUEVO LEÓN
 DIRECCIÓN GENERAL DE BIBLIOTECAS



Dein Reich komme.

Was ist das?

Gottes Reich kommt wohl ohne unser Gebet von ihm selbst; aber wir bitten in diesem Gebet, daß es auch zu uns komme.

Wie geschieht das?

Wenn der himmlische Vater uns seinen heiligen Geist gibt, daß wir seinem heiligen Wort durch seine Gnade glauben, und göttlich leben, hier zeitlich und dort ewiglich.

Zwischen Himmel und Erde.

I.

Hindurch durch die Versuchungswüsten.

Das arme Kind, das keine Mutter hat,
Den Frevler selbst, schwerbüßend seine Tat,
Verstohe nicht!
Geh', nimm Dich seiner an!
Entzueh Dich nicht
Und tu', was Liebe sann!

Warum leuchtet ihr immerdar die lange breite Straße entlang, ihr hellen Flammen? Warum leuchtet ihr wie die funkelnden Sterne? Seht ihr denn nicht, daß über euch der Vollmond steht und seinen milden Schein hineinwirft in die lange breite Straße und in das fröhliche Treiben, das dahin und daher zieht wie ein Bienenschwarm zur Zeit der Kleeblüte? Wollt ihr den Weg weisen zu dem großen prächtigen Gebäude, das am Ende der Straße liegt? Die Leute ziehen dahin, als hätten sie auch ohne euch den Pfad gefunden. Wollt ihr die ellenlangen Buchstaben, die über dem Haupteingang jenes Gebäudes strahlen, goldiger hinaus-

leuchten lassen? Auch im Mondlicht hätte wohl die goldene Schrift den Menschen in die Augen und ins Herz hineingefunkelt. „Zirkus Sumbrowski“ stand in strahlenden Lettern über dem Eingang des großen Hauses.

Eine große Menschenmenge belagerte das Gebäude. Ruhig standen die Alten im hellen Schein der Gasflammen und plauderten, traulich pilgerten die jugendlichen Pärlein im Schatten breiter Kastanien, lustig sammelten sich die Kinder in den Anlagen, die den Zirkus umgaben. Es war ein stiller, linder Frühlingsabend, aber die Augen der Alten und Jungen schauten nicht zu den funkelnden Sternen und zu den Kastanienblüten, die sich aus dem jungen Laub herausgehoben hatten wie Weihnachtslichter am Tannenbaum, die Augen richteten sich immer wieder auf den Zirkus, sehnüchtig ausschauend, daß die Türe geöffnet werde.

Hei, wie das funkelt und blitzt im bunten Schmuck! Hei, wie das dahertänzelt wie eine Bachstelze am Wasser! Ein Mägdlein ist's im Alter von zehn oder elf Jahren. Sie kommt um die Ecke gesprungen hinter dem Zirkus heraus und schaut sich nach allen Seiten um wie ein scheues Reh. Sie schüttelt das Lockenhaupt, als wäre sie unwillig darüber, daß sie dasjenige, was sie sucht, nicht sogleich findet. Sie springt einige Schritte vorwärts, bleibt neben einem Bosquet stehen und schüttelt wieder unwillig den Kopf. Das volle Licht einer Gaslaterne fällt ihr

ins Angesicht. Welch liebliches Angesicht ist es, das unter den kurzen Locken herausschaut. Die dunkeln Augen irren hierhin und dahin; die Lippen sind ein wenig aufgeworfen, und der Mund ist ein wenig geöffnet, als wolle er die Umstehenden fragen: wo ist's, was ich suche? Sie beachtet es nicht, daß sich die Augen der Leute auf ihr golddurchwirktes, weißes Kleid und auf ihr leuchtendes Antlitz richten. Sie ist's gewohnt, allabendlich von hunderten neugieriger Augen ihre Kleider mustern und ihr Wienenspiel durchforschen zu lassen.

Jetzt huscht sie an einem Menschenhaufen eilig vorüber und streckt ihre Hände einer Jungfrau entgegen, die aus dem Schatten der Kastanien hervortritt.

„Sieh, da sind Sie, Fräulein Dorette, ich dacht' schon, daß Sie es vergessen hätten, daß Sie hierher kommen und mit mir plaudern wollten.“

„Was ich versprochen habe, vergess ich nicht, Lore, aber ich versprach Dir um sieben Uhr hier sein zu wollen, und jetzt ist's noch zehn Minuten bis zum Glockenschlage. Aber weiß Deine Mutter, daß Du hier bist?“

„Ei, die Mutter kümmert sich um ihre Lore nicht, wenn ich nur nach der ersten Pause da bin und mein Kleid nicht beschmutzt habe; denn ich sollte erst um acht Uhr frisiert und angezogen werden, aber ich schmichelte der alten Babette, und hab's erreicht, daß ich sogleich in Wichs kam und kann nun die ganze Stunde mit Ihnen plaudern. Ach, Fräulein

Dorette, Sie waren am Sonntag so freundlich zu mir und gingen eine ganze Strecke mit mir spazieren, und gestern durfte ich wieder mit Ihnen laufen, — ach, Fräulein, so freundlich ist niemand zu mir gewesen.“

Sie schob ihren Arm in den Arm der Jungfrau und drängte sich fest an sie. Bald waren sie im Schatten der Kastanien verschwunden; die Türe des Zirkus öffnete sich; die Anlagen wurden leer; nur der stille Mond sah ein Pärchen lustwandeln in den Anlagen: Arm in Arm gingen sie, als gehörten sie zusammen wie zwei Schwestern. Dann setzte sich die ältere auf eine Bank, dort wo die Bosquets einen Durchblick gewähren zu dem lichterhellen großen Gebäude.

Die Lore schaute mit verständigem Blick die Bank an und sagte:

„Ach, Fräulein Dorette, ich darf mich nicht niedersetzen, denn es könnte ein Stäubchen auf der Bank liegen, und wissen Sie, wenn das Kleid beschmutzt oder zerknittert wäre — ei, da faßelt die Babette nicht lange, und die Stockschläge der Mutter wissen, wo sie treffen und weh tun.“

Sie schaute ihrer Begleiterin freundlich ins Angesicht, und wie ein heller Blick schoß es ihr aus den dunkeln Augen heraus, und in einer geschickten, raschen Wendung saß sie der Jungfrau auf dem Schoß.

„Ach, Sie werden nicht böse, Fräulein Dorette, nein, Sie werden nicht böse, wenn ich mich auf Ihren Schoß setze.“

Schmeichelnd legte sie den Lockenkopf an die Brust der Jungfrau, zupfte eilig an ihrem weißen Kleide, damit es nicht zerdrückt werde, und legte wieder ihr Köpfchen der Freundin an die Brust. Die Dorette hatte das Kind umschlungen und streichelte ihr die Wange. Das Mägdlein in ihrem Arm aber schaute sie an wie die helle Freude.

Nun sag mir, Du zu mir, liebe Lore, denn Du hast keine Schwester und ich auch nicht, so wollen wir beide zwei Schwestern mit einander sein. Und nun erzähle mir, wie Deine Mutter zu den Kunstreitern gekommen ist, und wann Du Deinen Vater verloren hast.“

„Wie gut Du zu mir bist, Dorette! Ach, ich glaube, daß eine Schwester besser ist, als — als — eine Mutter.“

„Pfui, Lore, red' nicht so! Der liebe Gott hat Dir Deine Mutter gegeben, und Du sollst sie sehr lieb haben, nächst Deinem Gott am liebsten auf der ganzen Erde.“

„Wenn ich sie aber nicht lieb haben kann, Dorette? Und wenn ich auch Gott nicht lieb habe? Weißt Du, Dorette, ich glaub', ich hab' Dich sogleich so lieb gehabt, weil Du mir vom lieben Gott erzählt hast; aber die Mutter hat mir von ihm noch nimmer etwas erzählt; ja einmal hat sie gesagt — damals als ich in Berlin ein halb Jahr in die Schule ging und mir der Lehrer etwas — etwas — davon erzählt hat, da hat sie gesagt, das ginge mich gar nichts an, und einen Gott gebe es nicht, und an Christum

glaube niemand mehr. Dorette, ich habe einmal von Christus gehört, der uns alles Böse wegnehmen könne, — ist die Geschichte wahr, Dorette?"

„Ja, mein Liebling, ganz gewiß ist die Geschichte wahr; und wenn wir einmal recht lange bei einander sind, will ich Dir davon erzählen. Aber nun sage mir, wie ihr in den Zirkus gekommen seid und wo Dein Vater ist?"

„Ach, Dorette, bei der Truppe sind wir immer gewesen; und mein Vater ist im vorigen Herbst, als gerade die Pflaumen reif waren, gestorben. Vater konnte grade so gut reiten wie die Mutter, und wenn ich vom Seil fiel, schlug er mich auch, grad wie die Mutter es tat. Na, Dorette, ich glaub', der Vater und die Mutter mochten sich nicht leiden — ja ich glaub's, denn manchmal, wenn der Vater Geld haben wollte, riß er die Mutter am Haar, und sie schrie so sehr — hu! — Und dann schlug sie mich. — Ach Dorette, als der Vater lebte, bekam ich noch viel mehr Schläge als jetzt; na, weißt Du, ich war damals auch noch ein ungeschicktes Ding, das unsicher auf dem Seil war und wenig Künste machen konnte. Der Vater sollte mich jetzt sehen! Der würde staunen, denn auch die Mutter und der Herr Direktor sagen, daß sich meine Virtuosität im letzten Jahre riesig entwickelt habe. Weißt Du, was Virtuosität ist, Dorette?"

Die Jungfrau lächelte und streichelte ihr die Wangen.

„Nun, Lore, Du wolltest vom Heiland Jesus Christus gern etwas hören, sag', was hast Du denn am Sonntag zu schaffen?"

„Ei, am Morgen sind wir müd', dann dürfen wir länger schlafen, darauf ist Generalprobe, weist Du, für die Gala-Vorstellung am Abend, und dann gibt's was Gutes zu essen. Nachmittags spiele ich mit den andern Kindern, und um vier Uhr ist wieder Probe für uns Kinder.“

„Komm am Sonntag Nachmittag halb ein Uhr wieder hierher, Lore. Ich werde Dich dann abholen und recht lange mit Dir plaudern. Ich will Dich dann auch in einen großen Saal führen, wo Du viele schöne Geschichten von unserem lieben Gott und dem Heiland hören und mit den andern singen sollst.“

„Ach, singen kann ich schon. Schau, Dorette, die Kunstreiter sind lustige Leute. Ach, ich weiß schon viele schöne Lieder. „Sa sa geschmauset, laßt uns nicht rappelköpfig sein!“ Und dann: „Ein großer Bär in Polen fraß den Tischler samt dem Winkelmaß!“ Könn't ihr in dem großen Saal noch andere Lieder singen?"

Dorette lächelte. „Ja, Lore, wir können noch viel schönere Lieder singen.“

Die Kleine senkte den Kopf und sah einen Augenblick in Gedanken versunken. Plötzlich fuhr sie in die Höhe und sagte: „Aber, Dorette, Du mußt mir am Sonntag selbst die Geschichten erzählen, sonst komme ich nicht, ganz gewiß nicht; denn so schön

wie Du verstehen es die anderen doch nicht. Ei, Du liebe, süße — Schwester.“

Eilig sprang sie auf, schlang die beiden Arme der Dorette um den Hals und bedeckte ihre Wangen mit glühenden Küssen.

„Lore, Dein Kleid!“

„Ach was — Kleid! — und wenn ich heut' abend von der Babette und von der Mutter Schläge bekäme, so wollt' ich doch tanzen, daß sie jauchzen sollen und wollt' ihnen Kufhändchen zuwerfen, und wollte lustig sein — sehr lustig; denn ich werd' immer an die liebe süße Dorette denken, die ich mehr lieb habe als die Mutter.“

„Pfui, Lore!“

„Nun denn, nicht lieber als die Mutter; aber ich darf Dich doch am allermeisten lieb haben. Ach, ich wollte, Du könntest mich droben hüpfen sehen! Ach Dorette, werd' auch Kunstreiterin! Ei, das ist ein lustig' Leben, das sag' ich Dir! Willst Du! Willst Du nicht? Na, dann komm doch mit; ich will Dir hinter den Coulissen einen Platz zeigen, wo Du alles sehen kannst; brauchst gar nichts zu bezahlen; laß mich nur machen, dann sollst Du sehen, was ich machen kann.“

Dorette lächelte.

„Ich muß nun zu meiner Mutter gehen, Lore, und für Dich wird's Zeit, daß Du Dich drüben meldest. Auf Wiedersehen am Sonntag, mein Liebling.“

„Auf Wiedersehen!“

Und schon sah sie die Lore drüben über den Rasen eilen. Wie ein liches Gewölk schwebte das kurze weiße Kleidchen im Mondenschein dahin. Die Jungfrau schaute unverwandten Auges zu dem großen Gebäude hinüber: Fast zu eilig und unerwartet war ihr der Abschied gekommen. Die ganze Geschichte war ihr wie ein Traum, und die Gestalt der Lore glitt immer wieder an ihrem Auge vorüber wie ein allerliebstes Schattenbild. Als die Gestalt der Lore verschwunden war, saß die Jungfrau noch immer auf der Bank und blickte stille hinüber zu dem Zirkus. Der Abendfriede lag über dem Rasen; Gott der Herr ging durch den Garten. Heiliges Schweigen umfängt das Menschenherz. Da tönt plötzlich rauschende Musik von drüben her. Die erste Pause soll ausgefüllt werden, und dann soll ihre Lore auftreten; — ach — ihre Lore! Wie wird sie lustig springen! Kunstreiter und Seiltänzer sind lustige Leute: ja, die tanzen gar lustig über den eigenen offenen Gräbern. Hu! Fröhliche Weisen klingen von drüben her. Da erhebt sich die Jungfrau und geht eilig hinweg. Auch in ihrer Seele singt's und klingt's. Manchmal ist's ihr, als ob's durch der Erden Tiefen gehe, dann summt sie leise für sich hin:

„Denn die Liebe nur bleibt,
Die Stürme verwehnt.“

Und manchmal ist's ihr, als ob die Engel ihre Harfen zu ihrem Liede gestimmt hätten, dann zieht's jubelnd durch ihre Seele:

Freude, Freude über Freude,
Christus wehret allem Leide!
Wonne, Wonne über Wonne,
Christus ist die Gnaden Sonne.

So pilgert sie durch die Anlagen hindurch, drüben an den großen Fabriken vorüber und nickt der Laterne am Ende der Friedrichstraße freundlich zu. „Ich komme, mein Mütterchen; brauchst Dich meiner wegen nicht zu ängstigen; auf Liebeswegen wird uns kein Haar gekrümmt.“

Drüben im dritten Haus der Friedrichstraße, wo im kleinen Vorgarten Hyazinthen, Tulpen und Krokus in reichem Flor stehen, da wohnt die Frau Stern ganz allein mit ihrer achtzehnjährigen Tochter und einer alten treuen Magd. Als der Vater vor acht Jahren gestorben ist, ihnen ein ansehnliches Vermögen hinterlassen und ihnen sterbend noch die Trostquellen weit aufgetan hatte, da sind sie aus dem lauten Treiben der Stadt herübergezogen in die Stille. Dorette Stern ist keine strahlende Schönheit, aber sie ist eine liebliche Blume im stillen Tal. Die Augen der jungen Männerwelt hat sie noch nicht auf sich zu ziehen gewußt, sie hat auch kein Verlangen darnach gehabt. Ihre Freude ist's bisher gewesen, den Armen die Gaben der mildtätigen Mutter zu bringen, den freundlichen Blicken dankbarer Mitmenschen zu begegnen und alle Sonntage in der Sonntagschule des Herrn Pastor Werner ihre fünfzehn Mägdlein um sich zu sammeln und ihnen zu erzählen von dem,

„Der, ob alles auch zerstäubet,
Siegend über'm Staube steht.“

Der Kinder vielgeliebte Freundin ist sie, und in der Friedrichsvorstadt ist keins bis zu drei Jahren hinter, das nicht das Fräulein Dorette kennt. Das muß wohl auch die Lore entdeckt haben, als sie Blumen und Liebe suchte, daß sie bei der Dorette Stern den Frühling finde, der ihr beides bringe: blühende Blumen und glühende Liebe.

Am nächsten Sonntag war große Bewegung und viel Geplüster in der Gruppe der Tante Dorette in der Sonntagschule, und auch von anderen Tischen her lugten die Mädchen verstohlen herüber. Ei, sie kannten sie ja, die Kunstreiter-Lore: Etliche von ihnen hatten sie schon auf dem Seil tanzen sehen und etliche hatten noch gestern mit ihr in den Anlagen vor dem Zirkus gespielt.

Da sah nun die Lore und kümmerte sich wenig um die andern, hatte sich aber an die Lehrerin herangedrängt wie die Biene an ihre Königin. Wie ihre Augen funkeln, als wären's glühende Kohlen, da die Schwester Dorette erzählt von dem Senfkorn, das in die Erde gesenkt wird und keimt, und wächst und ein Baum wird, so groß, daß die Vögel unter dem Himmel kommen und ihre Nester drin bauen! Und die Lore dünkt sich auch ein Vöglein, das durch die Wüste geflattert und vom Sturm verweht ist, und nun ein Nest gefunden hat im grünen, schirmenden Gezweige. Wie ihre Augen leuchten als wären's

lichte Sterne, da sie mit der Schwester Dorette in die Friedrichsstraße gehen, die schönen Blumen bewundern und an dem süßen Kuchen der Frau Stern sich pflegen darf!

Und wie es diesen einen Sonntag war, so war's von jetzt an alle Sonntage, den ganzen Sommer hindurch. Um die Lore kümmerte sich am Sonntag Nachmittag im Zirkus kein Mensch, und das Mädchen sagte der Mutter nicht, wo sie gewesen wäre, wenn sie zur zweiten Probe heimkehrte. Sie mochte fühlen, daß dann ihre Sonntagsfreude würde gestört werden. Wohl sah die Mutter, daß die Lore ein anderes Wesen habe als bisher, daß sie nicht mehr mit dem Fuße stampfte und mit der kleinen Faust drohte, wenn sie Schläge empfangen hatte; aber sie schrieb diese Änderung eben den Schlägen auf Rechnung. Wohl hatte sie das Kind auch mehrfach in Begleitung des vornehmen Fräuleins gesehen, aber das war nichts Ungewöhnliches, daß die vornehmen Damen sich in ein Kunstreiterkind verliebten — wie die vornehmen Herren in die Kunstreiterdamen. Wunderbar war es der Frau Griselli nur, daß ihr Kind anfing bitterlich zu weinen, als es hieß, daß die Truppe in acht Tagen den Ort verlassen werde, und in diesen acht Tagen oft mit verweinten Augen herumging. Früher war's doch die Freude der Lore gewesen, andere Städte und andere Menschen zu sehen und jetzt —. Aber das Mädchen ist eben oftmals schon solch ein absonderliches närrisches Ding gewesen.

Verödet sind die weiten Räume des großen Gebäudes in den städtischen Anlagen. Der Herbstwind weht die gelben Blätter von den Bäumen; manch' grünes Blatt wird welk und manche Hoffnung wird zertreten. Das wandernde Volk zieht rastlos — ruhelos seine Straße; durch die Anlagen um den Zirkus aber pilgert stille ein einsames Menschenkind, setzt sich auf die Bank vor dem Bosquet, wo man den freien Blick hinüber zu dem großen Gebäude hat: Dorette Stern gedenkt vergangener Zeiten. Da tritt der Postbote mit lächelndem Munde zu ihr und zeigt ihr einen Brief: „Um Verzeihung, Fräulein Stern, sollte dieser Brief für Sie bestimmt sein? An Schwester Dorette in der Friedrichsstraße im dritten Haus, von diesem Ende, wovon die Blumen sind in Grichsburg.“

„Gewiß!“ sagte sie, und durch das Lächeln ihres freundlichen Angesichts stahlen sich die hellen Tränen hindurch.

„Ach, Du liebe Schwester Dorette,“ schrieb die Lore, „wie war's doch schön bei Dir in Grichsburg; so schön ist's nirgends in der ganzen weiten Welt. Als ich von Dir fortgegangen war, mußte ich immer weinen, und dann habe ich der Mutter erzählt, was ich von Dir gelernt habe, und daß ich auch sogar beten kann. Aber da wurde die Mutter ganz wütend und hat mich geschlagen und hat zu mir gesagt, daß sie das dumme Zeug wieder herausprügeln wolle, denn das schicke sich nicht für ein

Kunstreitermädel. Aber ich bete doch noch immer, und bete auch für die Mutter und für Dich. Und nun will ich schließen, weil ich nichts mehr weiß. Aber das will ich Dir noch schreiben, daß wir hier ein lustiges Leben führen; aber ich möchte doch viel lieber noch bei Dir sein. Und nun weiß ich auch wirklich gar nichts mehr zu erzählen. Schreibe mir bald einmal wieder, denn sonst denke ich, daß Du tot bist; und nun grüßt Dich Deine liebe Schwester Lore.“

Mühe hatte dieser Brief sicherlich gekostet, aber er machte auch Freude. Die Antwort war bald fertig und kaum waren drei Wochen verflossen, als auch unter richtiger Adresse ein Schreiben von der Lore wieder einging.

„Meine süßeste Schwester,“ so lautete das Schreiben, „ich wollte, daß ich tot wäre; oder darf ich das nicht wünschen, liebe, süße Dorette? Als Dein Brief ankam, hat die Mutter mich so sehr geschlagen und hat mir verboten, an Dich zu schreiben, und Du hast mir gesagt, ich müsse der Mutter immer gehorsam sein. Aber diesen kleinen Brief will ich doch noch an Dich schreiben und will Dir mitteilen, daß ich Dich immer sehr lieb behalten werde. Und wenn unsere Truppe in die Gegend von Grichsburg kommt, dann laufe ich in der Nacht fort, und wenn ich auch zehn Stunden laufen soll, und komme zu Dir, und wenn ich Dich dann auf der Bank in den Anlagen treffe, dann will ich mit meinen beiden Armen Deinen Hals fest umschlingen

und will nie wieder von Dir fortgehen. Nun darfst Du nicht wieder an mich schreiben; Deine Adresse hat die Mutter mir weggenommen, aber ich weiß sie auswendig; und wenn Du schreiben darfst, dann will ich es Dir mitteilen. Ich vergesse es nie, was ich bei Dir gelernt habe, und denke immer an die Vögel, die ihr Nest in grünen Zweigen haben; und Du hast mir einmal gesagt, daß wir uns ein sicheres Nest bauen, wenn wir beten. Daran denke ich. Nun grüßt viel tausendmal Dich und Deine Mutter und Herrn Pastor Werner und alle Kinder der Sonntagschule Deine Lore. Behalte mich immer lieb!“

Wie Spieße und Nägel trafen diese Worte das Herz der Jungfrau.

„Ach, Mutter,“ sagte sie, „soll ich um des Kindes willen nicht an die Mutter schreiben?“

Von solchem Schritt konnte sich die Mutter wenig Erfolg versprechen.

„Ich habe mir schon seit langer Zeit Vorwürfe darüber gemacht,“ erwiderte Dorette, „daß ich nicht damals, als die Truppe hier war, zur Mutter gegangen bin und mit ihr selbst des Kindes Bestes besprochen habe.“

„Davon konnten wir uns durchaus keinen Erfolg, sondern nur Schaden versprechen, wenn wir dasjenige glauben dürfen, was uns das Kind selbst und andere über die Frau Griselli berichteten.“

„Aber wenn wir ihr das Kind abgenommen und für die Erziehung desselben gesorgt hätten?“

Die Mutter schwieg eine Weile und schien in tiefe Gedanken versunken zu sein; dann erhob sie sich und sagte:

„Dorette, wenn Du meinst, das Kind retten zu können, dann könnten wir noch heute versuchen, diesen Weg zu betreten.“

Die Tochter küßte ihre Mutter und fragte bittend: „Darf ich deshalb an die Frau Griselli schreiben?“

„Tue das, Dorette.“

Da ist ein langer Brief hinausgezogen in die weite Welt; er ist eingeschrieben gewesen, und hat den Namen der Absenderin auf der Rückseite getragen. Er ist nicht zurückgekommen; aber eine Antwort ist auch nicht eingetroffen. Jahre sind über das stille Haus hinübergezogen. Ein Freiersmann ist für die Dorette gekommen, aber sie hat sich nicht von den Kindern ihrer Sonntagschule trennen können, und die Mutter hat in ihrer sanften Weise gesagt: „Es wird noch nicht der Rechte gewesen sein.“

Jahre sind vorübergezogen, fünf lange Jahre, da kam wieder ein Brief mit der Unterschrift: „Lore Griselli.“ Derselbe lautete also:

„Verehrtes, liebes Fräulein! Ich wage es nicht mehr, Sie mit dem Schwesternamen und mit dem trauten ‚Du‘ anzureden, denn ich bin kein Kind mehr, und wer weiß, in welcher Lebenslage und hohen Stellung mein Brief Sie findet. Aber es treibt mich, Ihnen Mitteilung über mein bisheriges Ergehen zu machen. Sie können sich wohl denken,

daß mein Weg über Höhen und durch Tiefen gegangen ist; nirgends sind wir länger als ein halbes Jahr gewesen; aber überall, wo wir gewesen sind, hat meine Mutter mich die besten Schulen besuchen lassen, und ich habe mich bemüht, dasjenige nachzuholen, was mir bisher fremd geblieben war. Vor einem Jahre hat mich die Mutter konfirmieren lassen. In der Vorbereitungszeit zu diesem heiligen Tage habe ich oft wieder an mein liebes Fräulein in Grichsburg denken müssen; in dieser Zeit wurde so manches Wort wieder lebendig, was von dem Wüstenland unseres Lebens zugedeckt war und wie in einem tiefen Grabe schlummerte. Liebes Fräulein, ich bin eine lustige Kunstreiterin wie alle die andern; aber manchmal, wenn ich allein in meinem Stübchen sitze und das Leben überblicke, das ich bisher durchpilgert bin, dann denke ich, daß es eine Tränen- und Träberweide gewesen sei, darüber ich gezogen bin; aber dann kommt wieder der Abend mit seinen Freuden und Genüssen, und wenn ich mitten drin bin, dann jauchze ich mit den andern, und werse vom hohen Seil herab den Zuschauern Kufhändchen zu. Ja, es ist ein fröhliches Leben. Die Mutter hat mich schon seit langer Zeit nicht mehr geschlagen, und gewährt mir meine Freiheit, wenn ich ihr nur das Geld bringe, das ich verdiene. Ich verdiene recht viel Geld. Wenn Sie nun an mich schreiben, verehrtes Fräulein, dann adressieren Sie, bitte, an Fräulein Babette Simuli; ich hab' der Alten einen

Taler gegeben, dafür ist sie stumm wie das Grab; und wenn ich auch jetzt anders zu der Mutter stehe als früher, so möchte ich doch nicht, daß sie erführe, wenn ich einen Brief von Ihnen bekäme. Ach, werthes Fräulein, ich habe Ihnen heute nur schreiben wollen, daß ich ein leichtfertiges Menschenkind bin wie alle die andern, denn wenn sie mich auch die Mutter Vermunft nennen und sagen, ich rede wie eine sechzigjährige und nicht wie eine sechzehnjährige, so bin ich doch eine von den andern, und wenn ich einmal einen guten Gedanken hatte und einen guten Vorsatz faßte, so zog das alles davon wie Rauch im Winde. Nun sitze ich hier in meinem Stübchen und blicke auf mein Papier und denke, daß ich lauter verwirrte Sätze schreibe, und blicke in mein Herz hinein. Der Herr Pastor, der mich konfirmierte, sagte, das Herz müsse eine Friedensstätte sein, und die Häuser müßten in Salems Mauern stehen: mein Herz ist ein Gerichtshof, und meiner Mutter Haus — ach — kann überhaupt von meiner Mutter Haus die Rede sein? Wenn ich in mein Herz blicke und an die Sonntagschule und an meine Konfirmation denke, dann möchte ich laut aufschreien: Herr Gott, Dein Reich komme! Doch wozu schreibe ich all diese wirren Sätze? O, Schwesterherz, ich muß Dich doch wieder also nennen, und muß Dich mit dem trauten Du' anreden, und muß Dich bitten: liebe, süße Dorette, bete für Deine arme Lore."

II.

Hinaus aus dieser Erde Lüsten.

Bind zusammen Herz und Herz,
 Laß uns trennen keinen Schmerz;
 Sei'ge selbst durch Deine Hand
 Jedes treue Liebesband.

Das war ein lustiges Leben in Grichsburg, sonderlich für die liebe Schuljugend, denn an dem großen Gebäude in den Anlagen, das zu Ausstellungen, Versammlungen und Vorstellungen verwandt wurde, wurde eifrig gearbeitet. Wie ein Lauffeuer hatte sich durch die Stadt die Neuigkeit verbreitet: die Gesellschaft Sumbrowski kommt! Seit sieben Jahren hatte man die Truppe nicht gesehen, aber dieselbe stand in Grichsburg in gutem Andenken, und aus den Zeitungen hatte man gelesen, daß der Direktor neue Kräfte den bewährten alten hinzugefügt habe und in seiner Kunst von Jahr zu Jahr weiter gekommen sei. Grichsburg als bedeutende Fabrikstadt von großen wohlhabenden Städten und Dörfern umgeben, durch zahlreiche Bahnverbindungen von allen Seiten her leicht zu erreichen, hatte Aussicht, den Tempel der Kunst recht lange geöffnet zu sehen.

Wieder war ein schöner Frühlingstag: der Qualm der Schornsteine stieg gerade in die Höhe, die Lerche

jubilante über dem dunklen Schieferdach, und die Menschenherzen ließen es über die Lippen summen:

„Großer Gott, wir loben Dich;
Herr, wir preisen Deine Stärke.
Vor Dir beugt der Erdfreis sich
Und bewundert Deine Werte.“

Fräulein Dorette hat alle Fenster der Wohnstube weit geöffnet und jagt die letzten Staubkörnlein zur Ecke hinaus. Hei, wie die flinken Hände wirken und schaffen! „Die Stühle sind geklopft und gebürstet, Hanna, das Sofa gewachst; hast Du mit dem Maler gesprochen, daß er morgen die Arbeiten fertig macht, damit unser Mütterchen nicht so gar lange ihre traute Wohnstube entbehren muß?“

„Gewiß, Fräulein, aber will das Fräulein die Freundlichkeit haben, mir das Sofa an die Wand rücken zu helfen? Auf dem Flur ist der Weg gesperrt, daß kein Besuch durchkommen kann.“

„Ach, Hanna, wenn wir beim Reinmachen sind, mag aller Besuch fortbleiben.“

Sie haben's eilig, die Mobilien ein wenig aus dem Wege zu räumen. Dorette stellt selber die Stühle aufeinander, Polster auf Polster.

„Ich werde hier Ordnung schaffen. Du magst derweil den Ofen abreiben, Hanna.“

Hanna ist hinweggeeilt. In ihrem Eifer hat Dorette nicht bemerkt, daß jemand durch die halbgeöffnete Thür hindurchgeschlüpft ist. Von zwei Armen fühlt sie sich plötzlich krampfhaft umschlungen.

Ein schluchzendes Menschenkind hängt an ihrem Halse.

„Dorette, Schwester Dorette!“

Dorette Stern entwindet sich der Umarmung und tritt einen Schritt zurück. Ist das wirklich die Lore Griselli? Eine strahlende Schönheit ist's: unter den schwarzen Locken tritt eine edle hohe Stirn hervor, und die dunklen Augen funkeln und blitzen durch die Tränen hindurch. Ist das die Lore Griselli? Diese stattliche Erscheinung, die Anmut in jeder Bewegung zeigt, die so stolz dasteht, als wäre sie eine Fürstin und jetzt wieder die Hand ausstreckt und die Tränen über die Wangen strömen läßt, als wäre sie eine Bettlerin? Ist sie es? Ja, ihr Kleid verrät sie: ein wertvoller Umhang ist nachlässig um die Schulter geschlungen, das faltenreiche, mit Perlen besetzte Kleid ist bestäubt; die gesprungene Naht und der Besatz, der mit der Knopfnadel festgesteckt ist, verrät das Kind, über dessen Anzug kein Mutterauge wacht.

Jetzt blizt es wieder mächtig auf in dem dunklen Auge. Sie hat's gesehen, daß das Auge der Dorette sie von unten bis oben gemustert hat; sie fühlt, daß eine weite — weite Kluft besteht zwischen Fräulein Dorette Stern und — einer Kunstreiterin. ®

„Fräulein, ich mußte zu Ihnen, ich mußte Sie begrüßen.“

Da reicht Dorette ihr die Rechte:

„Nicht also, mein Schwesternherz! Schau, was wir einander geworden sind, das wollen wir auch

bleiben. Du hast mich überrascht mit Deinem Besuch, ich erkannte Dich nicht sofort, obwohl ich mir dachte, daß Du in diesen Tagen kommen werdest. Ich kannte Dich als Kind und konnte mir nicht denken, daß Du eine solche Dame geworden seiest. Doch, nun gib mir Deine Hand, Lore, und laß Dich zu der Mutter führen.“

„Ich will Dir zu allererst danken für die schönen Briefe, die Du mir im letzten Jahre geschrieben hast.“

„Davon schweige, liebe Lore; hast Du mich doch durch Deine Briefe so sehr erfreut, daß ich wohl zuerst den Mund zum Danken hätte aufstun sollen.“

Von dieser Stunde an entspann sich ein reger Verkehr zwischen den beiden Jungfrauen. Die Frau Griselli meinte ihre Tochter so gut erzogen zu haben und so genau zu kennen, um ganz bestimmt zu wissen, daß dieselbe mit Leib und Seele Künstlerin sei. Konnte es doch auf dem Pferde niemand der Lore zuvorkun, und schon, wenn das Fräulein Griselli ihren Araber vorführte, erscholl ein Beifallsturm. Die Gunst des Publikums aber ist eine goldene Kette, welche die Künstlerin an die Kunst bindet; daß die Lore mitunter etwas wunderlich ist, was kümmert's die Mutter? So ist das Mädchen schon als Kind gewesen; es wird ein Erbteil vom Vater sein, der gar auf seinem Sterbebette noch mit dem Pfaffen reden wollte, als ob der schwarze Mann den finsternen Tod hätte bannen können. Wohl weiß die Mutter, wenn ihre Tochter in die

Friedrichsstraße geht, daß sie dann in der Gesellschaft der sogenannten Frommen weilt, die nicht gerne in den Zirkus gehen, und gewöhnlich die Künstler ein wenig über die Achsel ansehen; allein sie hält ihr Kind jetzt schon für zu verständig, als daß sie eine Ansteckung hätte befürchten sollen.

Fräulein Stern ist auch einmal mit der Lore bei der Frau Griselli gewesen, hat sich als eine liebenswürdige junge Dame gezeigt, und hat in einer so freundlichen Weise über die Lore gesprochen, daß es Unrecht wäre, der letzteren ihr kindliches Vergnügen stören zu wollen. Als die Lore ein Kind war, da hätte sie ihr verdorben werden können; darum mußte sie damals den unnützen und schädlichen Schreibereien ein Ende machen, aber jetzt ist das Mädchen achtzehn Jahre alt.

Heute abend ist Teegesellschaft bei der Tante Hellmuth. Tante Hellmuth ist ein sechsundfünfzigjähriges junges Mädchen und ist im übrigen Allergeweltstante; sie ist nicht schön, aber sie bewohnt ein schönes Haus und ist herzensgut; eine gelehrte Dame ist sie nicht, aber sie ist doch wißbegierig, oder wenigstens neugierig. Sie lebt allein und einsam, aber es ist doch ihre Freude, ihren Zucker in anderer Leute Essigtopf zu werfen.

Tante Hellmuth muß natürlich die interessante Kunstreiterin kennen lernen, von der die Frau Stern so viel Gutes erzählt hat. Sie hat außer der Familie Stern, welche versprochen hat, die Lore

mitzubringen, nur noch eine ältliche Dame und zwei entfernte Verwandte geladen, nämlich den jungen Herrn Pfeil, der drüben vor dem Tore die große Eisengießerei und Maschinenfabrik besitzt, und dessen Onkel, der die Fabrik bisher verwaltet hat, jetzt aber, da der Nefse von langen Reisen heimgekehrt ist, eine mehrjährige Reise in den Orient unternehmen wird. Der junge Herr Pfeil ist ein stiller, etwas schroffer und eigentümlicher Mann. Den Vater hat er schon früh verloren, die Mutter ist jahrelang schwermütig gewesen. Der unverheiratete Onkel hat die Fabrik trefflich verwaltet, und hat den Nefsen reisen lassen. Jahrelang schien es, als ob der letztere wenig Neigung habe, heimzukehren; als er aber zurückkam, da stellte es sich heraus, daß er in seinem Fache sich mit dem größten Fleiße umgesehen habe. Da war keine neue Erfindung, die er nicht kannte. In der Fabrik wurden manche vortreffliche neue Einrichtungen eingeführt. Bei allen Geschäften fragte der neue Fabrikherr den Onkel um Rat, aber dieser merkte bald, daß der Nefse ihm an Umsicht überlegen sei und den Einkauf des Rohmaterials ebenso wohl verstehe, als er die besten Absatzquellen kenne.

Sobald der junge Pfeil die Fabrik übernommen hatte, wurde er ein ganzer Fabrikant. Seine Mußestunden füllte er mit Studien aus. Gesellschaft suchte er nicht. Es hatte den Anschein, als ob er es dem Onkel nachmachen und Junggeselle bleiben, und die Fabrik und den Reichtum der Familie dereinst ent-

fernten Verwandten hinterlassen wolle. Die einzige Hoffnung, welche Tante Hellmuth noch hegte, gründete sich auf Dorette Stern. Dorette war jetzt fünf- und zwanzig Jahre alt, Herr Pfeil achtundzwanzig; ihr Vermögen kommt dem seinen zwar bei weitem nicht gleich, aber ihr ernstester Sinn, ihre tiefe Frömmigkeit, ihre Tüchtigkeit in der Führung des Hausstandes, das sind Tugenden, welche große Schätze aufwiegen können.

Der guten Tante hat's schon immer so vorkommen wollen, als ob diese beiden für einander bestimmt seien; nur schade, daß der Mann zumal jungen Damen gegenüber so sehr zurückhaltend und schweigsam ist und selbst der lieben freundlichen Dorette gegenüber zu der großen Frage sich nicht entschließen kann, die sicherlich mit einem großen fröhlichen Ja würde beantwortet werden.

Wie der schweigsame Mann heute abend gesprächig ist; zumal seitdem die Lore das dunkle Auge gekenkt und im traurigen Ton gesagt hat:

„Draußen bei uns wird nicht gefragt nach einem Gottesreich, und wo das Reich Gottes auf Erden erscheint, da geht es im Zickzack, und wo es einen Zirkus oder Kunsttempel findet, springt es ab.“

„Gottes Gnade springt nicht ab,“ erwiderte er, „sondern die Menschen springen ab. Sie sagen es selbst, daß bei Ihnen nicht danach gefragt wird.“

„Ich bin von Nord nach Süd, nach Ost und West gezogen, habe den Menschen meine Schmerzen geklagt und habe einen Halt gesucht, aber niemand hat mir

eine Stütze in die Hand gegeben, niemand als Dorette. Und wenn ich nun wieder hinausziehen werde — nun, warum soll ich's nicht sagen in diesem Kreise? — dann schlagen die Wogen wieder über mir zusammen und ich habe einen schönen Traum geträumt, den Traum von einem Gottesreich, darin wir alle selig werden sollen.“

In den dunklen Augen schimmerte eine helle Flut. Da neigte sich der schweigsame ernste Mann zu seiner dunklen Nachbarin und sagte leise:

„Ich hätte Lust, noch viel mit Ihnen zu reden über die Geschichte des Gottesreiches, die vom Himmel ausgeht und zum Himmel zurückkehrt, als ein Kreis, der uns alle umschließen und uns alle zur Seligkeit vollenden will. Ich hätte Lust, noch viel mit Ihnen hierüber zu reden, aber ich will Ihnen heute nur einen Spruch sagen, der mir einfiel, als ich Sie soeben klagen hörte. Wollen Sie meinen Spruch hören?“

„Bitte, Herr Pfeil.“

Er beugte sich zu ihr hernieder, als ob er's leise nur für sie allein sagen müsse:

„Ich suchte nach dem Gott des Lebens,
Ich bettelte um Trost und Licht
An allen Türen, ach vergebens,
An Deine Türe trat ich nicht!
Nun aber ist's durch Dich gesch'hn,
Daß ich Dich endlich hab' gesch'n.“

Sie schaute ihn verwundert an mit ihrem dunklen Auge, es war ein langer, dankbarer Blick. Auch die Dorette, die ihm gegenüber saß, blickte ihm so fragend

ins Angesicht, als ob sie sagen wolle: „Ich wundere mich sehr darüber, daß Du solche Sprüche weißt.“

„Wollen Sie die Güte haben und mir den Vers aufschreiben?“ bat die Lore.

Er nahm seine Visitenkarte, schrieb auf die Rückseite den Vers und legte ihn lächelnd in ihre Hand.

Von diesem Augenblick an blieb die Lore wunderbar ernst, Herr Pfeil aber wurde beredt und heiter. Seine Fabrik lag zweihundert Schritt vor dem Tor nach den Anlagen hinüber, und die Frau Griselli wohnte hinter den Anlagen nahe beim Zirkus. Er begleitete sie bis an die Tür ihrer Wohnung und sagte beim Abschied im freundlichen Tone: „Auf Wiedersehen!“

Er sah sie bald wieder, denn schon am nächsten Morgen führte sein Weg ihn durch die Anlagen; und sie ging alle Morgen dort spazieren. Sie waren sich auch früher hier schon begegnet, ohne sich zu kennen und ohne einander zu beachten. Heute grüßte er sie freundlich und trat an ihre Seite. Sie reichte ihm die Hand und begleitete ihn eine Strecke Weges. Als sie dem Zirkus nahe kamen, wandte sie sich rasch um und verabchiedete sich eilig von ihm. „Auf Wiedersehen!“ sagte er. Sie sah ihn mit den dunklen funkelnden Augen ernst an, und er war den Tag über so freundlich, wie ihn seine Kontoristen noch nimmer gesehen hatten.

Das war freilich den Spaziergängern jenes Stadtteils nichts Auffälliges, daß sie eine der Künstlerinnen mit einem jungen Herrn promenieren sahen, aber das war ihnen auffällig, daß der Herr Fabrikant Pfeil fast alle Tage in Begleitung einer Künstlerin gesehen wurde. Sie schienen ernste Gespräche zu führen, denn ein Lächeln hatte man niemals weder in dem einen Antlitz noch in dem andern gesehen, aber die ernstesten Gespräche konnten die Tatsache nicht ändern, daß der Herr Fabrikant Pfeil mit einer Künstlerin spazieren gehe.

Es ist ein schöner Sommerabend. Um neun Uhr hat die Lore ihre Kunststücke gemacht, und darf sich nach Herzenslust in den Anlagen tummeln. Sie hat sich auf die Bank gesetzt, wo sie einst als Kind auf dem Schoß der Dorette gesessen hat. Sie gedenkt jener Stunde: sie blickt zum Zirkus hinüber, leichte, fröhliche Genossen tanzen vor ihren Blicken; wie ein Sturmwind weht's ihr durch die Seele; sie gedenkt der Dorette und ihrer Liebe, und der heiligen Stille im Hause der Friedrichstraße; und sie gedenkt der fröhlichen Genossen. Da zieht's ihr wie Schwerstschläge durch das Herz: sie muß bitterlich weinen, und weint immerfort. Sie weiß selbst nicht, wie lange sie so schluchzend da gesessen hat, sie hat's nicht gehört, daß neben ihr eine geflüstert hat: „Geh nur heim, Hanna, ich will noch mit ihr reden. In einer halben Stunde hoffe ich zu Hause zu sein.“

Da fühlt die Lore, wie sie fest umschlungen wird. Sie hat kaum das Tuch von den Augen genommen; sie kennt diese Arme, und legt das Haupt der Freundin an die Brust.

„Lore,“ sagte Dorette, und zieht sie an sich, „hier haben wir vor Jahren schon gegessen und haben uns versprochen, einander treue Schwestern zu sein; es freut mich, daß ich Dich heute Abend hier wiederfinde. Nun schütte mir Dein Herz aus und laß mich mittragen an Deiner Last.“

„Aber ich weiß ja nicht, welche Last mich drückt. Ich weiß auch nicht, warum ich in diesen Tagen immer weinen muß.“

„Ich will's Dir sagen, Lore, denn ich weiß es: Du mußt ganz brechen mit Deiner Vergangenheit, Du mußt hinweg aus den Verhältnissen, die Dich immer wieder in den Staub ziehen, wenn Du den schönen Flug zum Himmel schon genommen hast, Du fühlst es selbst, daß dies sogenannte Künstlerleben nicht hineinpaßt in das Leben, dem Du Dein Herz geöffnet hast; und stärker und immer stärker ist das Himmelsleben in Deinem Herzen geworden. Sieh, da weint der bessere Mensch in Dir darüber, daß es Dir an Kraft fehlt, die Sündenketten ganz zu zerreißen.“

„Aber wie soll ich herauskommen? — Meine Mutter — o, meine arme Mutter! — Hast Du selbst mich einst nicht gelehrt, daß ich meine Mutter lieben müsse?“

„Du mußt versuchen, auch Deine Mutter auf eine andere Bahn zu führen. Gelingt Dir das nicht, dann heißt es: ‚Wer Vater oder Mutter mehr liebt als mich, der ist meiner nicht wert.‘ Aber sage mir, Lore, glaubst Du nicht, daß ein anderer Dich auf die Bahn bringen und Dich den Weg führen wird, den Du allein nicht glaubst gehen zu können?“

„Ein anderer?“

„Lore, Herr Pfeil ist ein Ehrenmann. Ich kenne ihn von seiner Kindheit her; er fährt keine Jungfrau am Karrenfeil herum.“

„Dorette, — — wie meinst Du das?“

„Ich meine, wenn ihr euch lieb habt —“

„D, schweig, Dorette — schweig — wie hab' ich daran denken können — ich, die Arme — Verstößene, er der reiche, hochgeehrte Mann —“

„So hast Du ihn nicht lieb?“ Wie klang die Stimme der Jungfrau so eigentümlich, fast klang sie, als ob ein jubelnder Ton durch die Frage hindurch zöge.

„Lieb? Ei, Dorette, ich habe nur Dich lieb, Dich, Du treues Schwesterherz.“

„Mußt Du morgen austreten?“

„Morgen wiederum nur bis neun Uhr.“

„Willst Du uns dann noch auf ein Stündchen besuchen?“

„Ich danke Dir, Dorette; ich weiß, daß Deine Mutter ihre Tür und ihr Herz nicht verschließt, wenn eine weinende Bettlerin anklopft.“

„Sprich nicht so, Lore. Du wirst als Freundin kommen, nicht als Bettlerin.“

Ein inniges Umarmen folgte und ein kurzer, herzlicher Gruß, dann war Dorette verschwunden.

Am nächsten Abend stellte die Lore sich pünktlich ein. Man hatte sie noch kaum erwartet. Nur Herr Pfeil hatte schon mehrere Male verstoßene Blicke nach dem Vorgarten hinausziehen lassen. In ernstern und fröhlichen Gesprächen waren zwei Stunden bald verflossen. Der Fabrikant begleitete die Lore durch die Anlagen hindurch. Sie eilte so sehr, und er schien durchaus keine Eile zu haben. Er schien noch etwas auf dem Herzen zu haben, und schien das Wort nicht finden zu können. Jetzt stehen sie vor der Tür ihrer Wohnung; die Tür steht noch offen. Das Licht des Flurs fällt ihr ins Angesicht. Ihre leuchtenden Augen schauen ihn noch einmal an.

„Lore, ich habe Ihnen noch ein Wort zu sagen.“

„Jetzt nicht, hier nicht! Bitte, gehen Sie nicht mehr mit mir spazieren. Wir Künstlerinnen denken uns nicht viel dabei, wenn wir mit jungen Herren spazieren gehen; aber“ — Sie schaute ihn noch einmal mit ihren dunkeln Augen an, entzog ihm hastig die Hand und war verschwunden. Er sah noch, wie sie die Treppe hinaufsprang wie ein Eichhörnchen im Walde. Lange noch ging Herr Pfeil in der stillen Sommernacht in den Anlagen dahin und daher. Wie zuckende Blitze fuhren die Gedanken ihm durch den Kopf. Wie ist's möglich, daß das Mädchen

es ihm hat antun können, daß er wie mit starken Fesseln an sie gebunden ist? Gebunden — an eine Kunstreiterin? Aber zeigt sie nicht gerade durch ihren Stand, wie hoch sie steht? In diesen Versuchungen hat sie bestanden. Wahrlich, laß tausend kommen aus den sogenannten höheren Ständen: in solcher Gefahr werden sie alle umkommen. Eine Heldin ist die Lore, eine Heldin, die sich und ihn besiegt hat. Wohl sagt der Pastor Werner, wenn er den Kindergottesdienst preist: „Das Saatkorn, das in die Frühlingsflur gesenkt wird, schlägt tiefere Wurzeln und keimt kräftiger, als dasjenige, welches im Sommer ins Herzensfeld gesät wird;“ und die Lore wird's der Dorette und dem Pastor Werner in Ewigkeit danken, daß sie das Körnlein ihr in das jugendliche Herz gestreut haben, aber über manche fruchtbare Frühlingsflur gehen die Sonnengluten hinüber und lassen auch edle Keime welken. Eine Heldin ist die Lore. Laßt die Welt reden über den wunderlichen Fabrikanten, der nicht bloß mit der Kunstreiterin tändelt, sondern sich dieselbe als Frau in sein Haus nehme. Ich habe mich an den Spott der Welt schon gewöhnt, bevor ich die Lore kennen lernte.

„Jetzt nicht, hier nicht! —“ Also hören wollte sie meine Worte und sie ist klug genug, um zu wissen, was ich wollte. Hören wollte sie mein Wort, und sie hatte Recht, eine andere Zeit und einen andern Ort für dasselbe zu wünschen. Ich weiß,

wie ich mit ihr dran bin, und sie weiß, was sie von mir zu erwarten hat. Was wir jetzt miteinander zu verhandeln haben, braucht den Tag nicht zu scheuen. Ich kenne Dich, Lore, Deine Kämpfe und Deine Siege kenne ich. Frau Stern hat mir die Briefe gezeigt, die Du an die Freundin geschrieben hast; und seit acht Wochen kenne ich Dich selbst. Die Bedenkzeit war lange genug; und lange genug habe ich sie da gelassen, wo ihre Stätte längst nicht mehr gewesen ist.

Die hellen Sterne strahlen vom tiefblauen Himmel hernieder. Der einsame Pilger in den städtischen Anlagen war wohl drei Stunden lang dahin und daher gegangen und hatte nur funkelnde Sterne dieser Erde gesehen. Jetzt richtet sich sein Auge hoch hinauf, und all' die leuchtenden Welten grüßen ihn und reden ihm von einer Gottesliebe, die in dunklen Nächten wacht. Da wird dem Wanderer das wogende Herz ganz stille und er geht heim.

Am andern Morgen ließ sich Herr Pfeil bei der Künstlerin Frau Griselli melden. Er wußte ganz genau, wann die Lore ihren Spaziergang mache und wann die Mutter allein daheim sei. Lange hat er mit ihr geredet und sie hat aufmerksam zugehört.

„Das ist alles gut, Herr Pfeil,“ sagt Frau Griselli und mustert ihn mit einem stechenden, schlaunen Blick, „aber Sie haben nicht bedacht, daß, wenn Sie mir mein Kind nehmen, Sie mir eine Erwerbsquelle verschließen. Ach, Sie wissen nicht,

wie man gedrückt wird, wenn man eine alte Künstlerin wird; der Verdienst wird immer kleiner und die Ansprüche, die an uns gemacht werden, werden immer größer. Die Jugend hat den Verdienst, und zumal die jungen Damen werden gut besoldet, und wenn ich die Lore nicht hätte, wovon sollte ich dann leben? Hat mich auch Mühe und Geld genug gekostet, sie soweit zu bringen."

Er sieht sie mit einem fragenden Blick an und sagt:

"Es ist wohl selbstverständlich, daß ein Mann, der in Wohlstand lebt, seine Schwiegermutter nicht darben läßt."

Sie zuckt die Achsel.

"Es kommt auf Umstände an. Herr Pfeil, ich bin Künstlerin, und würde eher mein Leben lassen, als der Kunst entsagen. Und wenn später vielleicht meine Kinder ein solches Opfer von mir verlangen sollten, dann würde ich 'nein' dazu sagen müssen. Ich würde darum jetzt schon meine Bedingungen stellen und meine mütterliche Einwilligung an bestimmte kontraktliche Vereinbarungen knüpfen müssen."

Er warf ihr einen verächtlichen Blick zu.

"Dürfte ich nach diesen Bedingungen fragen, Madame?" Der Ton seiner Stimme mochte ihr anders klingen als bisher; sie musterte ihn mit forschendem Auge. "Hm," sagte sie, "Sie treffen mich unvorbereitet, mein Herr; wie soll ich derartige Bedingungen formulieren? Aber das muß

ich Ihnen bekennen, daß ich jetzt jährlich achthundert Mark von der Lore erhalten muß, um standesgemäß leben zu können, und daß ich, wenn ich einmal meine Kunst nicht mehr ausüben kann, wenigstens die doppelte Summe nötig habe."

Eine mächtige Bewegung zog dem ernstesten Mann durchs Angesicht.

"Eine solche Summe drückt mich nicht, Madame, und Ihnen wird es genügen, wenn ich Ihnen verspreche, dafür sorgen zu wollen, daß Sie allezeit standesgemäß leben können."

"Um Verzeihung, mein Herr, wenn dies Versprechen später an Bedingungen geknüpft würde, deren Erfüllung mir schwer würde — wie dann? Da Sie übrigens bereit sind, mir ein mündliches Versprechen zu geben, so ist es mir unverständlich, aus welchem Grunde Sie mir daselbe nicht auch schriftlich geben wollen."

"Weil ich weder das Jawort Ihrer Tochter, noch Ihre mütterliche Einwilligung habe," erwiderte er in kurzem Ton und erhob sich.

"Der Zustimmung meiner Tochter glauben Sie gewiß zu sein, und auf die meinige können Sie rechnen, sobald Sie unsere Vereinbarung unterschrieben haben."

Sie setzte sich an den Schreibtisch, nahm einen Bogen Papier und schrieb rasch einige Sätze nieder. Er schaut zum Fenster hinaus. Was redet aus seinem Antlitze? Ist's heiliger Ernst? Ist's flammender Zorn?

Sie reicht ihm den Bogen hinüber; er lieft die Säge. Helles Rot fliegt dem ruhigen, ernstern Manne übers Angesicht.

„Wenn die Angelegenheit in dieser Weise unter uns soll geordnet werden,“ spricht er, und durch seine Stimme klingt die innere Erregung hindurch, „dann werden Sie auch mir gestatten, meine Bedingungen zu stellen. Ich unterschreibe diesen Kontrakt, sobald Sie den Zusatz machen, daß Sie sich verpflichten, nie länger als jährlich zweimal, jedesmal längstens eine Woche, nach Grichsburg zu kommen. Sobald Ihre Truppe hierher kommen sollte, nehmen Sie Urlaub und ich zahle Ihnen während der Dauer desselben ein Wochengeld von fünf und dreißig Mark; wie Sie überhaupt Ihren Aufenthalt stets mindestens fünf Meilen von hier entfernt zu nehmen haben werden.“

Mit vornehm spöttischem Lächeln nahm sie den Bogen wieder zurück und machte den Zusatz. Das Schriftstück wurde von beiden Seiten unterschrieben, und hastig legte die Frau es in eine Schieblade zu anderen Papieren.

„Wann darf ich mir erlauben, Ihrer Tochter meine Aufwartung zu machen?“

„Wir werden Sie morgen früh um diese Zeit erwarten. Doch behalten Sie Platz, Herr Pfeil. Seien Sie mir als künftiger Schwiegersohn herzlich willkommen. Entschuldigen Sie, daß ich die Formalitäten mit so kühlem Blut behandelte; wir Künstler

sind eben mancherlei Eventualitäten ausgesetzt, und wenn man einander fremd ist, dann müssen zumal wir Wandervögel oft mißtrauisch sein.“

„Ich werde morgen Vormittag wiederkommen,“ sagte er in kühlem Geschäftston und verschwand mit einer vornehmen Verbeugung.

Nach einer halben Stunde kam die Lore von ihrem Spaziergang nach Haus. Die Mutter empfing sie mit glückstrahlendem Gesicht.

„Ich gratuliere Dir, Lore! Ei, Du kleiner Glückspilz; unsereins kann sein Leben lang fischen und fängt nichts als Frösche, und meine Lore wirft kaum die Angel aus, da heißt ein Goldfisch an.“

„Ich verstehe Dich nicht, Mutter.“

„Ei, stelle Dich recht dumm an! Du kennst ihn am Ende gar nicht, den Herrn Fabrikanten Pfeil, der drüben die große Gießerei und Maschinenbau-Anstalt hat? Ich bin neulich mit unserer Wirtin an seinem Hause vorüber gegangen, da hat sie mir gesagt, daß er außer der Fabrik noch ein Landgut habe und ein sehr — sehr reicher Mann sei. Ei, Lore, Du kennst ihn wohl gar nicht?“

Sie war blaß geworden und zitterte.

„Ja, Mutter, ich kenne ihn; aber was hat das zu bedeuten, daß Du so zu mir sprichst?“

„Märrin, das hat's zu bedeuten, daß Du in die Glücksurne gegriffen, und das große Los gezogen hast, weil Herr Pfeil soeben hier gewesen ist und um Deine Hand angehalten hat.“

Die Lore wurde weiß im Angesicht wie der Schimmel, den sie am Abend ritt. Sie sank auf einen Stuhl und starrte die Mutter an, als habe der Schlag sie gerührt.

„Was hast Du ihm gesagt, Mutter?“

„Was jede verständige Mutter auch gesagt haben würde: daß er morgen früh wiederkommen solle und sich von Dir selber das Jawort holen möge.“

„Mutter — —“

„Was ist Dir, Lore?“

„Ich will fort, Mutter, ich will keine Kunstreiterin mehr sein. Ich will weit fort. Laß mich einen Dienst suchen.“

„Närrin,“ sagte sie und lachte hell auf, vor vierzehn Tagen wolltest Du fort von hier und einen Dienst suchen und Deine Mutter hungern lassen; damals habe ich über solche Schrulle weinen müssen. Heute kannst Du fort kommen, um eine Herrin zu werden und schwachest noch von den alten törichtchen Ideen. Das Glück hat Dich närrisch gemacht, Lore. Du wirst doch keine Torheit begehen, Mädchen! Ich sag's ja selbst, daß das Künstlerleben, so lustig es ist, doch auch seine Schattenseiten hat, und wer's besser haben kann, der nimmt's besser. Du wirst zu verständig sein, und Dein Glück nicht mit Füßen treten wollen. — Oder — willst Du Dich unglücklich machen und Deine Mutter dazu? Kimmermehr.“

Die Lore legte das Tuch über die Augen und weinte bitterlich. Wohl eine halbe Stunde mochte

sie so gegessen haben, da stand sie auf und sagte zu der Mutter:

„Entschuldige mich bei der Probe; ich kann nicht spielen; ich werde heute abend nicht auftreten können.“

Dann eilte sie hinaus. Die Mutter blickte ihr kopfschüttelnd nach. Was soll sie von solchem Gebaren denken? Freude schien ihr nicht aus dem Angesichte zu leuchten. Aber redete der Mann nicht so, als ob er der Zustimmung der Lore gewiß sei? Frau Griselli schüttelte den Kopf über diese ganze Geschichte, und geht in den Zirkus, um dem Direktor zu melden, daß ihre Tochter unpäßlich sei und nicht auftreten könne.

Die Lore aber tritt bei der Freundin ein, wirft sich ihr stürmisch an die Brust und weint bitterlich.

„Hast Du wieder etwas mit Deiner Mutter gehabt?“ fragt teilnehmend die Dorette.

„Nein, Dorette; aber er hat um meine Hand angehalten.“

„Wer, Lore?“

„Herr Pfeil.“

„Einen Augenblick, meine Lore; bitte, entschuldige mich einen Augenblick, ich werde sofort wieder da sein.“

Stauend sieht ihr die Lore nach. In diesem Augenblick, da sie ihr das ganze Herz aufstun und ausschütten will, eilt sie hinweg? War ihr's nicht, als ob sie wankte, als sie aus der Tür ging? Ach, in

den Augen der Lore schwankt und wankt und tanzt heute die ganze Welt; und durch die Tränen hindurch sieht sie alle Gegenstände doppelt und dreifach. Jetzt kommt das Fräulein zurück, setzt sich zu der Freundin, nimmt ihre Hand und umfaßt sie innig.

„Gott segne Euch, Lore. Du wirst einen braven, edlen Mann als Stütze an Deiner Seite haben.“

„Aber, Dorette — morgen — morgen wird er kommen und mich fragen, ob ich die Seine werden will.“

„So seid ihr noch nicht verlobt?“ fast wie ein Jubelruf tönte die Frage, und dabei sah die Dorette so bleich aus, so bleich wie die Lore.

„Was soll ich ihm antworten, wenn er nun morgen vor mir stehen und mich mit seinem scharfen Auge ansehen wird?“

Die Dorette hatte die Hände gefaltet und schaute einen Augenblick schweigend vor sich nieder; dann fragte sie mit zitternder Stimme:

„Hast Du ihn nicht lieb?“

„Ich weiß es nicht, Dorette; ich weiß nur, daß ich Dich zehnmal mehr liebe. Aber er wird mich wohl lieb haben. Und wenn ich ihm nun ein Nein gebe, wo er mein Ja erwartet, was soll dann aus mir werden? Die Mutter wird mich schlagen, wie sie mich als Kind geschlagen hat. Und wenn ich den Zirkus verlassen und mir einen Dienst suchen würde, dann würde ich die Mutter im Elend verkommen lassen.“

Und diese verwöhnten Hände — was können sie? O, Dorette, Dorette, auf der einen Seite steht das Elend mit dem zerlumpten Gewande, auf der anderen Seite steht das glänzende Elend eines äußerlich angenehmen Lebens. Wohin soll ich mich wenden?“

„Aber hast Du mir nicht selbst gesagt, daß Du hohe Achtung vor dem Herrn Pfeil habest?“

„Gewiß, Dorette,“ erwiderte sie rasch, „ich stelle ihn sehr hoch, aber sieh, er ist so still, — nicht wie die andern Männer.“

„Hat er Dir nicht so oft gute Worte gesagt? Bist Du es ihm und Deiner eigenen Zukunft nicht schuldig, ihm die Hand zu reichen? Und wenn er manchmal so still ist und nicht wie die andern Männer, sollte ihn das nicht in Deinen Augen in die Höhe heben? Sieh, Lore, Herr Pfeil ist kein Schwärzer und macht keine Phrasen.“

„Aber was soll ich denn tun, Dorette?“

„Ihn glücklich machen,“ sagte sie, und der Lore war's, als ob der Freundin die Stimme bebte, „ihn glücklich machen, und Dich, und, walt's Gott, auch Deine Mutter.“

„Aber muß ich ihm nicht alles sagen? Daß ich seiner nicht wert bin, und — daß ich Dich mehr liebe als ihn, und daß ich befürchte, daß es ihm viele Unannehmlichkeiten bereiten wird, wenn er die Künstlerin heiratet?“

„Sag' ihm das alles, Lore. Vieles freilich wird er sich schon selbst gesagt haben.“

Am nächsten Tage verbreitete sich wie ein Lauffeuer die Nachricht, daß die Lore Griselli dem Künstlerleben Lebewohl gesagt habe, auf ein halbes Jahr zu einem Landpfarrer in Pension gekommen sei, und dann heimkehren werde, um die Frau des reichen wunderlichen Fabrikanten zu werden.

Am Abend aber desselben Tages saß auf der Bank in den Anlagen im hellen Mondenschein eine Jungfrau. Sie hatte zu der Magd gesagt: „Geh' nur fort, Hanna, ich habe Kopfschmerz und will hier noch ein wenig frische Luft schöpfen.“

Dann hatte die Dorette hinübergeblickt zu dem Zirkus und hatte jener Stunde gedacht, da sie auf dieser Stelle ein Kind ans Herz gezogen hatte. Und heute — Dorette hüllt das Angesicht ins Tuch — ja, heute hat sie das Kind noch fester an das Herz gezogen; heute hat sie diesem Kinde das eigene Herz zum Opfer gebracht. Sie mußte es tun, es war ihr selbstverständlich; aber es tat doch bitter wehe. Die Welt ringsum ist so still, aber ihr Herz will noch immer nicht still werden. Sie blickt mit weinenden Augen hinaus in die sternenhelle Nacht, und ihr kam ein altes Lied in den Sinn, und ihr wollt's vorkommen, als ob's ihr gehe wie es im Liede heißt:

Es spannt die Nacht ihr blaues Zelt
Hoch über Gottes weite Welt,
Die Welt so voll und ich allein,
Die Welt so groß und ich so klein.

Und wieder blickt sie hinauf; da war's ihr, als ob die Sterne sie freundlich grüßten und als ob sie eine Stimme aus der Höhe hörte, die sagte in liebe-warmem Ton: „Ich will Dich trösten wie einer seine Mutter tröstet.“

III.

Hinein ins schöne Kanaan.

halt still, mein Herz, dem lieben Gott,
Mein Auge, weine nicht!
Ich weiß, daß hell durch Nacht und Not
Dem Himmel kommt mein Licht.

halt still mein Herz, dem lieben Gott,
Sei tren und halte aus!
Es fährt durch Spott und Not und Tod
Dein Gott dich gut hinaus.

Da wohnt nun die Lore draußen vor dem Friedrichstor, wie die Lerche im tiefen Nest. Mögen die Stürme kommen: sie müssen wohl vorüber ziehen, denn die Liebe hat die Hände über sie gebreitet. Fernab vom Getriebe der Stadt steht das Häuschen seitwärts von der großen Fabrik. Der Fabrikant Pfeil hat alles so stehen lassen, wie er es von den Eltern ererbt hat. Er liebt die Veränderung nicht, und prunkendes Wesen ist ihm zuwider. Der Garten, von welchem das Wohnhaus rings umgeben ist, ist wohlgepflegt: Der Hausherr weiß, daß seine junge

Frau jede neue Blume bemerkt und an jedem neuen Schmuck ihre Freude hat.

Wie sie so glücklich mit einander geworden sind! In der ersten Zeit ist sie wohl dann und wann nach Hause gekommen und hat geweint, weil eine der vornehmen Damen sie mit höhniischem Gesicht von der Seite angesehen und der Begleiterin gegenüber offenbar eine Bemerkung über die „Kunstreiterin“ gemacht hatte. Ihr Mann hatte in seiner ernstesten, trockensten Weise nur geantwortet: „Lore, laß die Leute reden und die Hunde bellen;“ und dann hatte er sie an sein Herz gezogen. Und bald konnte die Lore über das Gespött der Leute lächeln; und die Leute gewöhnten sich an die Kunstreiterin, oder beachteten sie nicht mehr. Die Kunstreiterin war in ihrem Heim viel glücklicher als manche, die über sie spotteten. Herr Pfeil hatte ihr vorgeschlagen, eine Hochzeitsreise in die Schweiz zu machen, aber sie hatte lieber daheim bleiben wollen. Nach einigen Monaten hatte er wieder von Reisen geredet, da hatte sie einen förmlichen Widerwillen gegen die Fremde an den Tag gelegt und hatte gesagt: „jeder Tag auf der Wanderschaft würde mich an mein früheres Leben erinnern. Laß uns daheim bleiben.“ Dann hat der Hausherr nicht mehr vom Reisen gesprochen; die Lore ist so ernst geworden, ernster als ihr Mann bisher gewesen ist, aber sie ist gegen den letzteren allzeit aufmerksam und liebevoll, und wenn er abends in seinem Sessel sitzt und sein Weib

neben ihm steht, und ihm die Wangen streichelt, dann lächelt er wohl, sieht sich um in seinem trauten Heim, zieht die Lore auf seinen Schoß nieder und flüstert ihr ins Ohr: „Gut Hausgemach geht über alle Sach.“

So leben sie als stille Leute am liebsten selbänder daheim. Dann und wann kommt Fräulein Dorette herüber, aber sehr selten, und eigentlich nur dann, wenn sie ganz besonders eingeladen wird, oder wenn sie weiß, daß sie der jungen Frau eine angenehme Gesellschaft ist, weil der Hausherr draußen Geschäfte hat. Aber wenn sie kommt, dann ist's der Lore so wohl und so wonnig in ihrer Nähe. Sie sagt zwar nicht mehr: „Ich liebe Dich zehnmal mehr als meinen Mann,“ aber sie fühlt's doch wie Frühlingshauch durch ihr Herz ziehen, wenn die Dorette sie anblickt mit ihrem ernstesten, milden Auge und ihr die warme Hand entgegenstreckt. Das Auge der Jungfrau ist zwar immer schon so freundlich gewesen wie ein Frühlingsmorgen, aber im letzten Jahr ruht doch ein ganz wunderbarer Glanz auf dem Angesicht. Die Lore muß sie oft ganz verwundert anschauen und fragen: was redet aus ihrem Auge? Und dann meint sie, es sei ein tiefer Schmerz, und bald wieder, es sei stille Ergebung, und bald auch, es sei der Sieg, der die Welt überwunden hat.

Einmal hat so eine übermütige Laune die Lore überwältigt; da hat sie der Dorette den Arm um den Hals geschlungen und hat ihr gesagt:

„Wann werden wir nun Deine Verlobungskarte bekommen, Dorette? Ei, Du wirst bald siebenundzwanzig Jahre alt, und wenn Du nicht bald „ja“ sagst, dann setzen wir Dich zu den alten Jungfern.“

„Mein Bräutigam ist droben, Lore,“ hat sie geantwortet, „sieh, mein Herr hat mir in seinem großen Haushalt einen besonderen Platz angewiesen; und so oft ich bete ‚Dein Reich komme‘, denke ich an meine Sonntagschule und an die Armen und Verlassenen und —“

„Und an mich — Du liebes, holdes Wesen, an mich, die Du mit Deiner allmächtigen Sanftmut aus des Abgrunds Tiefe herausgerissen und auf den Berg des Segens und der Seligkeit gestellt hast.“

„Ja, auch an Dich, Lore. Aber schau, wenn man solche Gnade mit erleben darf, dann hat man es nicht nötig, zu heiraten.“

Dann ist die Dorette sehr ernst geworden. Die Freundin hat sie verwundert angeschaut und hat sich gelobt, nicht wieder auf dies Thema zurückkommen zu wollen, denn ihr wollt's vorkommen, da Dorette sich abwandte, als hätte sie ganz rasch und verstohlen sich eine Träne von der Wange gewischt.

Das „sanfte, liebe Fräulein“, wie sie in der Friedrichsvorstadt heißt, bildet sich immer mehr zu einem Stadtengel aus, der den Segen Gottes in die Keller hinunter und in die Dachstübchen hinauf trägt. Und wo die Not ruft, da hat Fräulein Dorette ein offenes Ohr, einen hellen Blick und eine helfende Hand.

Als die Helferin in der Not tritt sie dann und wann auch bei der Lore ein. Ach, das war in all' dem Glück das große Weh, daß die Mutter der Lore nicht bloß das alte Wanderleben fortsetzte, sondern es offenbar ärger trieb als je zuvor. Das Geld des Schwiegersohnes ersetzte den Verlust der Tochter reichlich; ja, die Mutter war an der letzteren einer Fessel ledig und glaubte in der Kasse ihres Schwiegersohnes eine unerschöpfliche Quelle gefunden zu haben, daraus sie Freuden um Freuden schöpfen könne. Als nun aber der Schwiegerohn ihr geschrieben hatte, daß sie dem Kontrakt gemäß nichts mehr zu beanspruchen habe, und er sich auch nicht veranlaßt sehe, mehr zu schicken, da kam ein Brief an die Lore voll Klagen über den harten Mann, den sie erhalten habe, und voll Vorwürfe darüber, daß sie ihre Mutter darben lasse, während sie im Überfluß sitze.

Die Lore hatte es längst gefühlt, daß ihr Mann nicht viel mit der Mutter im Sinne habe, sie hatte es bisher vermieden, mit ihm über die Unterstützung derselben zu sprechen; jetzt aber faßte sie sich ein Herz und trug ihm die Sache vor. Wie ein Dolchstich aber fuhr es ihr durch's Herz, als er ihr erklärte, welche Summen er der Mutter schon übersandt habe, und hinzufügte, daß er diese Summe als festen Satz angenommen habe und dieselbe unter keinen Umständen überschreiten werde. Die Summe war viel höher, als sie dieselbe jemals erbeten haben

würde. Von einem schriftlichen Kontrakt hatte er nie etwas gesagt. Er fühlte, daß es ihr wehe tun werde, wenn er denselben erwähnen würde. Es schnitt ihr durchs Herz, daß seine Güte mit solchem Undank belohnt und mit solcher Unzufriedenheit vergolten würde. Sie schrieb einen ernst mahnenden Brief an die Mutter, aber als Antwort kamen die bittersten Vorwürfe zurück.

Die Lore machte ihrem Manne den Vorschlag, die Mutter zu sich zu rufen, und zu versuchen, ob nicht der Geist der Liebe und des Friedens, der durch das stille Haus wehe, auch der Mutter ins Herz rausche. Er schüttelte den Kopf zu ihrem Wunsche, und als sie ihn noch einmal bat, sagte er in kurzem Ton „nein“. Als sie aber noch einmal auf die Sache zurückkam, erwiderte er: „Lore, Du kennst Deine Mutter nicht so gut wie ich. Wir können sie nicht bei uns aufnehmen: ihr wäre damit nicht geholfen, und uns wäre ihre Anwesenheit eine Quelle unendlicher Verdrießlichkeiten.“

Die Lore mußte ihm wohl Recht geben, aber die Kindesliebe war so groß, daß sie doch immer wieder Pläne ersann und Hoffnung faßte für das arme Mutterherz.

So ging ein ganzes Jahr dahin. Die Frühlingssonne leuchtete durch die hohen Spiegelscheiben und malte der jungen Frau des Fabrikanten zarte Rosen auf die bleichen Wangen. Die Dorette hat sie soeben verlassen. Dieselbe war den ganzen Tag bei ihr ge-

wesen und hatte versucht, ihr Trost ins bange Herz zu senken. Aber traurig schauten die dunklen Augen in den hellen Sonnenschein hinaus.

Herr Pfeil ist verreist. Vor einigen Tagen ist er ins Wohnzimmer getreten und hat gesagt, daß er sofort abreisen müsse. Sie hatte es bemerkt, daß er sich bemühe, eine Erregung zu verbergen. „Willst Du mir nicht sagen, warum Du verreisen mußt?“ hatte sie ihn gefragt.

„Ich sag's Dir lieber, wenn ich wiederkomme,“ hatte er geantwortet.

„Mußt Du der Mutter wegen reisen?“

„Ja, Lore, das muß ich, aber ich hoffe, Dir keine schlimme Nachricht heimzubringen. Es scheint nur ein kleiner Unfall zu sein, welcher der Mutter zugestoßen ist.“

„Laß mich nicht in der Unruhe. Sag' mir, was mit der Mutter ist.“

„Sie ist mit dem Pferde gestürzt; aber sie ist völlig außer Gefahr. Beruhige Dich, Lore, ich gehe selbst hin und werde für sie sorgen so gut es möglich ist.“

Die Tochter hatte nicht mitreisen können, aber beruhigen konnte sie sich ebensowenig. Ihr Mann blieb länger aus, als er selber gemeint hatte, und von Stunde zu Stunde stieg die Unruhe der Harrenden.

Er hatte ihr geschrieben, daß die Mutter zwar das Bein gebrochen habe, und deshalb eine zeitlang werde liegen müssen, daß aber die Sache im übrigen vielleicht nur heilsame Folgen haben werde. Aber aus seinem Briefe klang ihr doch ein Ton heraus,

der ihr nicht gefiel, und wieder und immer wieder mußte sie über den Brief weinen.

Der Nachmittagszug brachte endlich den Heißersehnten; er sah ernst und traurig aus. Er brachte die Gewißheit mit, daß Frau Griselli ihre Kunst nicht mehr werde ausüben können. Sie war mit dem Pferde gestürzt und hatte einen schweren Beinbruch erlitten. Der Arzt hatte erklärt, daß der Bruch eine sehr gefährliche Stelle getroffen habe und nicht nur sehr langsam heilen, sondern auch eine Schwäche zurücklassen werde, die es der Dame jahrelang unmöglich machen werde, ein Pferd zu besteigen; da aber wahrscheinlich das gebrochene Bein kürzer bleiben werde als das andere, so werde an ein öffentliches Auftreten überhaupt nicht mehr zu denken sein. Das wäre dem Fabrikanten und seiner Frau eine Freudenbotschaft gewesen, wenn nicht jener zugleich die Überzeugung mitgebracht hätte, daß durch das Herz der Frau der wilde Sturm des Murrens und der Unzufriedenheit wehe, der sich von keiner Mahnung wolle stillen lassen, und daß ihre Seele ein brausendes, brandendes Meer der wilden Lüfte sei, das sich von keiner Warnung werde eindämmen lassen.

Der Mann versuchte es, das Trauern seines Herzens seinem Weibe zu verbergen, aber sie verstand es, in seinen ernstesten Augen zu lesen, und sie erriet, was er nicht sagte, und sie fühlte um so mehr, in welchem Elend das Mutterherz weile, weil

sie selber am Abgrund hingepilgert war, in die dunkle Tiefe hinabgeblickt und den Jammer viel mächtiger selbst gefühlt hatte, als andere ihn fühlen können.

Wie ein Wurm nagte der Schmerz um die Mutter am Herzen der Tochter. Da hatte die Dorette viel zu trösten und viel zu ermuntern. Wie der Gärtner mit sanfter Hand das zarte Blümlein aufhebt, dasselbe an die Stütze fügt und den Kelch ins Sonnenlicht richtet, so mühte sich Dorette um die Freundin. Die Lore war so ganz anders als sie selbst. Bei der Lore ging alles viel brausender und stürmischer her, als bei der Freundin: flammte es auf, dann flammte es himmelhoch, und kam die Trauer, dann ging's hinein wie in Meerestiefen.

Am Bette der Freundin steht die Dorette, ja an ihrem Bette. Das Bett ist so weiß, — so weiß wie das Angesicht der Lore selber, aber aus dem bleichen Angesicht leuchtet's wie ein Morgenstrahl, der den Frühlingstag begrüßt. Am Bette steht neben der Freundin eine allerliebste Wiege, und in der Wiege schlummert ein Menschenkind, ein Menschenkind so hilflos — und doch so mächtig, daß es das ganze Haus regiert und aller Hände sich um sein kleines Herz mühen, und aller Ohren auf seinen Atemzug lauschen; ein Menschenkind so arm und hilflos — und doch so reich, daß es austheilen kann Liebe um Liebe und Hoffnung um Hoffnung und die Herzen ringsumher mit großem Glück erfüllen

kann. Wie ist's doch ein köstlich Ding um eine solche junge Menschenseele! Dies Herzchen in der Wiege ist ein richtig Erdenwesen und wird zu einer Jakobsleiter, daran die Engel Gottes auf und nieder steigen. Wahrlich, da grüßen sich Himmel und Erde mit Friedensgrüßen, wo eine Wiege am Bette steht, und die Engel Gottes flüstern allen — allen Menschen, die solcher Stätte nahen, leise und freundlich zu: „Zieh' Deine Schuhe aus, denn der Ort, darauf Du stehst, ist heiliges Land!“ Und die Menschen schauen mit strahlenden Blicken in die Kissen hinein, wo tief verborgen und still geborgen das Kindlein schlummert, und schauen hinüber zu der bleichen Frau im Bette, und in den Herzen wiederhallt der Engelsgruß: „Wahrlich, hier ist nicht anderes denn Gottes Haus, hier ist die Pforte des Himmels.“

Die Lore zieht die Freundin mit sanfter Gewalt zu sich hernieder und die Dorette küßt sie auf die bleichen Lippen.

„Du sollst sie über der Taufe halten, mein Herz, und Dorette soll sie heißen. Der Stadtengel soll auch meines Kindes Engel bleiben, wie er mein Engel gewesen ist und mich in Himmelhöhen geführt hat. Gib mir noch einen Kuß, Du liebes, gutes Herz.“

Da schlingt die Lore ihren Arm um den Nacken der Freundin und ein helles Rot fliegt ihr über die bleichen Wangen.

„Rege Dich nicht auf,“ mahnte die Dorette. „Der Arzt hat befohlen, daß Du ganz stille liegen

sollst, und wenn Du mich noch einmal umarmen wolltest, dann müßte ich Dir die Hände unter die Decke stecken. Dir fehlt doch nichts, meine Lore?“

„O nein, mein Herz, was sollte mir fehlen, da der gnädige Gott mich so reich gemacht hat? Mich fröstelt ein wenig; willst Du mir die Decke zurecht ziehen? Danke, so ist's gut; nun laß mich, bitte, trinken; die Lippen sind mir so trocken.“

Die junge Frau trinkt, und nach fünf Minuten trinkt sie wieder: sie trinkt so hastig, daß die Freundin mit sanfter Gewalt das Glas zurückzieht.

Nach einer Stunde steht der Arzt neben dem Fabrikanten am Bett der jungen Frau. Dorette hat oft mit dem ersteren an den Krankenbetten gestanden, sie forscht in seinem ernsten Angesicht: sie liest die Besorgnis für die junge Frau daraus. Vor drei Tagen ist das Kindlein geboren: heute stellt sich Fieber ein; denn sie zweifelt nicht mehr daran, daß es das Fieber ist. Sie weiß, was das zu bedeuten hat, zumal nachdem der Arzt draußen vor der Thür dem Herrn Pfeil gesagt hatte, daß der Zustand bedenklich sei, daß alle drei Stunden die Temperatur der Kranken gemessen werden solle und er jedesmal Nachricht erhalten wolle.

Herr Pfeil und Dorette übernahmen die Pflege der Kranken. Die Wärterin zog mit dem Kinde ins andere Stübchen. Der Ehemann sorgte selbst für die Eisbeutel und saß Tag und Nacht am Bette des heißgeliebten Weibes. Höher und immer

höher stieg die Fieberhitze. Am fünften Tage nach der Geburt des Kindes sah die Kranke schon die schwarzen Gestalten an der Wand die Hände nach ihr ausstrecken.

„Sie kommen,“ rief sie, „sie kommen. Ich will nicht reiten — ich will nicht — ich will selig werden. Sie sperren mich in den Zirkus ein; — Hilfe! Hilfe! — Ich will nicht in den Zirkus, ich will — ich will ins Gotteshaus — ich will in die Sonntagschule, — ich will ins Gottesreich hinein!“ Fester umklammerte der Mann die Hand seines Weibes.

„Sieh, Lore, ich bin ja bei Dir.“

„Ja, ja — Du — Du mußt mich heiraten — sonst nehmen sie mich mit. — Nein, — Du darfst mich nicht heiraten — ich bin nicht gut genug für Dich! — Der — Stadtengel — der Stadtengel, der ist gut genug für Dich.“

Fester umklammert er ihre Hand mit seiner zitternden Rechten.

Höher steigt die Fieberhitze, immer höher; der Arzt kommt oft und verweilt lange an ihrem Bette, aber je öfter er kommt, je ernster und bedenklicher wird sein Angesicht. Nach zwei Tagen ist das wirre Reden in wildes Rasen übergegangen.

Plötzlich wird die Kranke ganz stille; ihr Auge wird klar, Friede legt sich auf das bleiche Gesicht. „Ich will mit euch das heilige Mahl genießen, schickt schleunigst zum Pastor Werner.“

„In zehn Minuten wird er hier sein. Du willst doch bei uns bleiben, meine Lore?“

„Nein, mein Lieber, ich will nicht. Hienieden ist viel Kampf — am heißesten ist der Kampf mit dem eigenen Herzen, — aber droben ist viel Friede — unendlich viel Friede.“

Einen Augenblick schloß sie erschöpft die Augen, dann sagte sie leise:

„Laß mich noch einmal das Kind sehen. Es soll Dorette heißen. Dorette, Dir verdanke ich dies Sterbebette — Dir, — nein, meinem Heiland, der Dich zu mir geschickt hat. O, da ist mein Kind, mein irdischer Schatz, mein ewiger Schatz. Du sollst des Kindes Engel sein, Dorette, wie Du mein guter Engel gewesen bist.“

Dann streichelt sie dem Manne, der an ihrem Bette kniet, die Wange und flüstert:

„Vergeß die Mutter nicht, verlaßt sie nicht.“

Er drückt ihre Hand und küßt sie auf die blutlosen Lippen. Sie fühlt es, daß er ihr damit ein heiliges Gelübde gegeben hat. Der Friede Gottes ruht auf ihrem bleichen Angesicht. So liegt sie da mit geschlossenen Augen bis der Pfarrer kommt. Miteinander feiern sie das heilige Mahl.

„Denn Dein ist das Reich — —“

„In Ewigkeit — Amen,“ betete die Kranke — „daß wir in seinem Reiche leben — ewiglich. — Ich sehe den Sarg — sieh, er springt auf — und das Grab springt auf! — Ich sehe: es ist alles wahr,

was ich geglaubt habe. Ich sehe ihn in seiner Herrlichkeit, sein Auge leuchtet mir, seine Hand winkt! — Ich komme! — Ich danke, ich segne — euch; — ich bitte — Mutter — grüßt — Mutter, — Kind — mein Kind. Zwischen Himmel und Erde war ich — war ich — nun — nun — im Himmel — ewiglich.“

Noch einen herzinnigen Blick richtet sie auf den Mann, dann bricht ihr das Auge, und aus der andern Stube treten die Engel einen Augenblick von der Wiege des Kindes, eine Seele hinüber zu tragen über Berge und Täler der Erde in die Heimat. Die Engel ziehen aufwärts. Hiernieden hört man Schluchzen und Weinen — Weinen in der Wiege und Weinen am Sterbebette. Dann wird's stille — ganz stille. Die Engel haben ihren Weg vollendet und sind wieder gekommen und haben den Frieden Gottes mitgebracht, und lassen ihre Flügel rauschen um das Kind in der Wiege und um die trauernden Menschenherzen.

* * *

Die Lerche jubiliert über den städtischen Anlagen, und die Meisen und Buchfinken stimmen in das Frühlingslied ein. Der Duft der Jasminen lagert sich über dem frischgrünen Rasen. Blühen und Grünen, Jauchzen und Singen, Lust und Leben — das ist des Frühlings Lied und Predigt. Dort, wo die Anlagen ausmünden in den Fahrweg, der

zum städtischen Friedhof führt, pilgern zwei Paar Menschen die Straße entlang. Vorauf geht ein Herr in mittleren Jahren, der eine Dame am Arme führt; die Dame hinkt und hat einen schweren Gang, ihr Haar ist weiß, ihre Schönheit ist verblüht. Hinter den beiden geht eine jüngere Frau, die ein fünf- oder sechsjähriges Kind an der Hand führt. Ja, als der Fabrikant Pfeil drei Jahre Witwer gewesen war, da hat er die Dorette geheiratet, und der Stadtengel ist der gute Engel seines Hauses geworden, oder sie ist vielmehr geblieben, was sie längst gewesen war. Und die kleine Dorette ist die Tochter der großen Dorette geworden. Bevor aber die Dorette in das neue Heim einzog, ist sie in eine ferne Stadt gereist und hat vierzehn Tage dort im Hôtel gewohnt, ist aber alle Tage zur Frau Griselli gegangen, die in jener Stadt unter dem Namen der „gefallenen Größe“ bekannt war, und die seit ihrem Fall daselbst die Gelder verzehrte, die ihr Schwiegersohn ihr schickte. Als ihre Tochter gestorben war, hatte man geglaubt, daß man sie ins Irrenhaus werde bringen müssen. Sie hatte getobt und geschrien. Später war die düstere dumpfe Verzweiflung stille geworden; tagelang konnte sie sitzen, ohne sich um jemanden zu kümmern. Dann war die Dorette gekommen, hatte sie täglich besucht und hatte sie mitgenommen in das Haus neben der Fabrik in der Friedrichsvorstadt. Ihre eigne Mutter wollte sich von ihrem

trauten Heim und von ihrer alten Hanna nicht trennen. Nun wohnte die Frau Griselli in der Eckstube nach dem Garten hinaus und hatte jahrelang weder von der Erde noch vom Himmel etwas wissen wollen. Aber die Dorette lebt ganz für ihren Mann und für das Kind und für die Mutter der Lore. Eigene Kinder sind ihr nicht beschert. Im letzten Winter, wenn die Dorette so freundlich zu der Alten geredet hat, ist's dann und wann wie ein Sonnenstrahl ihr übers Antlitz geglitten, und heute Morgen hat die Mutter den Wunsch ausgesprochen, das Grab ihrer Tochter besuchen zu dürfen. Früher hat sie stets den Kopf geschüttelt, wenn man sie gefragt hat, ob sie mitgehen wolle auf den Friedhof; heute hat sie selbst den Gang gewünscht.

So ziehen sie ihre Straße, tragen grüne Kränze auf dem Arm, und gehen schweigend neben einander.

Der Frühling predigt von einem neuen Leben, und die Lerche jubelt Auferstehungslieder: der Fabrikant und sein Weib wissen, daß all' die Schönheit hier draußen eine Schrift Gottes ist, — aber daß die heilige Schrift größer ist als diese gewaltigen Fingerzüge des Allmächtigen, und daß die heilige Schrift die Buchstaben der Schrift in der Natur erst recht verstehen lehrt. Vor ihrem Auge stehen mitten in einem schöneren Frühling viele verklarte Gestalten.

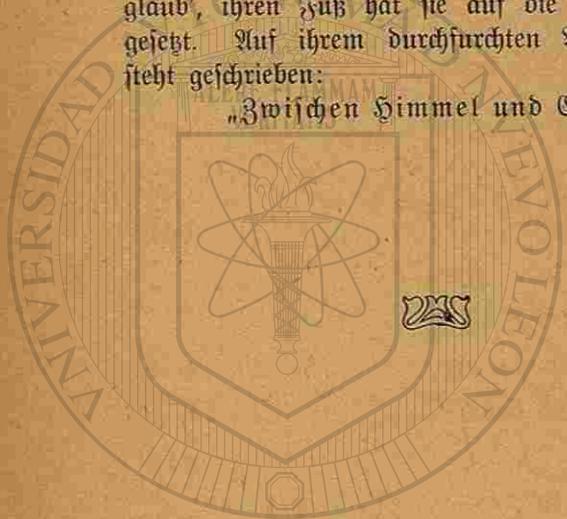
Des Friedhofs Pforte öffnet sich. Dort, wo die Linde ihr mächtiges Gezweige herniederneigt, und wo zwischen den dunkeln Cypressen die Rosen lieblich blühen, steht ein Fels, und auf demselben ragt ein weißes Marmorkreuz. „Christus ist mein Leben und Sterben mein Gewinn“, so lautet die Inschrift, und darunter steht der Name „Lore Pfeil, geborene Griselli,“ und unter dem Namen steht in goldenen Lettern der Vers:

Der Herr hat Alles wohl gemacht:
Ja, wohl gemacht durchs ganze Leben,
Recht wohl in meiner Todespein:
Sein mütterliches Tragen, Heben
Bracht mich hindurch, hinaus, hinein,
Hindurch durch die Versuchungswüsten,
Hinaus aus dieser Erde Lüften,
Hinein ins schöne Kanaan.

Vier Menschen stehen an dem Grabe. Sie haben Grab und Kreuz mit ihren Kränzen geschmückt. Das Grab predigt von fröhlicher Hoffnung und von einem herrlichen Himmel. Die hellen Augen des Kindes blicken vom Grabe zum Himmel und blicken dann in die Augen seiner Eltern, und blicken wieder in den Himmel hinein, und im Kindesauge spiegelt sich der Himmel. Der ernste, stille Mann hat seines Weibes Hand erfaßt; ihre Blicke begegnen sich und aus ihren Angesichtern haben sie einander herauslesen können: „unser Wandel ist im Himmel.“ Abseits aber — drüben hinter dem Grabe — steht

ein Weib und weint — und weint; aber ihre Hand stützt sich auf das Kreuz: das ist ein guter Halt. Ihre Hand zittert, ihr Auge weint; ich glaub', ihren Fuß hat sie auf die rechte Straße gesetzt. Auf ihrem durchfurchten Angesicht aber steht geschrieben:

„Zwischen Himmel und Erde!“



IV.

In Leid und Liebe.

UNIVERSIDAD AUTÓNOMA DE NUEVO LEÓN

DIRECCIÓN GENERAL DE BIBLIOTECAS

Dein Wille geschehe, wie im Himmel, also
auch auf Erden.

Was ist das?

Gottes guter, gnädiger Wille geschieht wohl ohne
unser Gebet; aber wir bitten in diesem Gebet, daß
er auch bei uns geschehe.

Wie geschieht das?

Wenn Gott allen bösen Rat und Willen bricht und
hindert, so uns den Namen Gottes nicht heiligen
und sein Reich nicht kommen lassen wollen, als da
ist des Teufels, der Welt und unsers fleisches Wille;
sondern stärket und behält uns fest in seinem Wort
und Glauben bis an unser Ende. Das ist sein
gnädiger, guter Wille.

In Leid und Liebe.

I.

Alte Zeiten.

Es werde gleich neu oder alt,
So lieg ich da in Gottes Gewalt,
Der mach's mit mir, wie er will,
Und helf, daß ich ihm halte still.

Wie lugt die alte Wassermühle aus dem Erlens-
gebüsch heraus, wie ein Greis, der sich in den
warmen Pelz gehüllt hat. Die Erlen wachsen am
plätschernden Bach: über ihre Wurzeln rauscht und
braust es, und unter den Wurzeln haben die Krebsse
ihren Bau; aber die mächtigen Kronen ragen über
den Giebel des graubestäubten Gebäudes und be-
decken und schirmen das Dach der Mühle, daß kaum
ein Tröpflein aus den Wolken hindurchkommen kann,
ohne das dunkelgrüne Laub geseuchtet zu haben;
und wo das Gezweige der mächtigen Erlen zu
Ende geht, da fängt die Krone der uralten knorrigen
Eiche an, die auf der andern Seite der Mühle steht,
und ihre Wurzel seit Jahrhunderten immer fester
und fester in den Damm geschlagen hat. Das sind
gar wackere Genossen: die Erlen und die Eiche und

Evers, Am Throne Gottes.

die Mühle dazwischen. Wie Freundeshände sind die gewaltigen Zweige über das alte Gemäuer ausgestreckt, und der graue Freund in der Mitte schaut aus dem Gezweige heraus wie ein Kind aus seiner Mutter Arm.

Wenn der alte Gottlieb Frahm den schmalen Pfad entlang pilgert, der von der großen Landstraße zur Mühle führt, und zwischen dem Müllerhause, das zur Linken, und den Erlen, die am Bache entlang zur Rechten stehen, die Wassermühle anschaut, dann schmunzelt er und murmelt in den grauen Bart: „Die Welt wäre doch nur halb so schön, wenn dies Fleckchen Erde nicht drauf wäre; und das Schönste an diesem kleinen Paradies ist's, daß es bleibt wie es ist, ob's auch tausend Jahr alt wird.“ Gottlieb Frahm geht schon in sein vierundachtzigstes Jahr, hat das Gehöft gekannt von seinem vierten Jahre an, und ist seit zweiundsechzig Sommern Müllerknecht unter den rauschenden Erlen gewesen. Der muß es wohl wissen, was sich hier verändertert und was bleibet.

Sa, ja, die alte Mühle hat ganz gewiß schon Wurzel geschlagen im fruchtbaren tiefen Grund am Bache, und wenn ihr Giebel ein wenig nach vorne geneigt ist, wie das weiße Haupt des Gottlieb Frahm, — was schadet's, wenn nur Fuß und Knochen fest sind? Das Gebälk aber, das die Wände der Mühle durchzieht, ist lauter kernfestes Eichenholz, und der Balken, der über der Tür liegt,

mißt anderthalb Fuß im Durchmesser. Dieser Balken hat aber auch einen besonderen Zweck, und ist ein ernster und mahnender Prediger für die Besucher der Mühle. In demselben ist nämlich, grade über der Tür, eine Schrift eingemeißelt, die ist noch deutlich zu lesen und lautet also:

„Christian Fürchtegott Grambach
und Frauen Catharina Grambach
geb. Flicheholzen haben gebuwet
dies Haus anno domini 1651.

Ach, geuß aus Deines Himmels Haus,
Herr, Deine Güt' und Segen aus
Auf uns und uns're Häuser!“

Den Vers hat der treffliche Paulus Gerhardt dazumal gesungen, als das Schwert des dreißigjährigen Krieges vom Blute des deutschen Volkes rot gefärbt war; und als die Mühle gebaut war, da hatte der fromme Sänger eben jenes andere Lied gesungen:

„Gottlob, nun ist erschollen
Das edle Fried- und Freudenwort,
Daß nunmehr ruhen sollen
Die Spieß' und Schwerter und ihr Rord.“

Da mögen von den Erbauern der Mühle noch die letzten Seufzer aus den Kriegsjahren mit in den Grund gemauert sein, und im Danke gegen den Gott des Friedens sind die Balken in einander gefügt. Die Familienchronik der Grambachs erzählt davon, wie die Wallensteinschen ihre Rosse in der Mühle angebunden und die vollen Kornsäcke vor ihnen ausgeschüttet haben, und wie der damalige

Müller mit seinem Vieh und seinem Gold in den Wald geflohen und daselbst mit den Seinen im Dickicht gelebt habe sieben Monden lang. Sein Vieh sei ihm allorten gestorben und sein Haar sei weiß geworden, seine Goldschätze habe er aber in dem Taufbecken, darinnen Anno 1618 sein einziger Sohn getauft sei, unter einem Stein geborgen. Nach dem siebenten Monat aber habe in einer dunklen Nacht der Müller es aufsteigen sehen als wär's eine glühende Säule, und habe alsobald erkannt, daß es zwischen den Eichen und Erlen am Mühlteich hindurch sich die Bahn breche. Da sei die Wassermühle ein Raub der Flammen geworden; sintemalen aber der Tisch leer gewesen sei, seien die Esser aufgebrochen, und sei der Müller wieder in sein Heim gekommen, habe aber die Wassermühle schier ausgebrannt gefunden. Da aber Rad und Steine noch dagewesen, habe er das Werk zur Not in stand gesetzt und habe nicht gewagt, dran ein mehreres zu bauen, dieweil die Kriegsfurie hernach gewüthet habe an die sechzehn Jahr. Als aber der goldene Friede ins Land gekehrt sei, da habe alsbald, nachdem das fremde Volk allmählich abgezogen sei, der Müller seinen ersparten Schatz aus dem Walde geholt, und da in jenem Jahr sein Feld reichlich getragen habe, habe er eine gar stattliche neue Wassermühle erbaut: die stehe nun da Gott zur Ehre und dem Geschlecht Grambachs zum Segen von Kind auf Kindeskind.

So berichtet die alte Chronik. Und jene Mühle steht heute noch da und lugt mit ihrem ernstestem Angesicht durch's Gezweige. Der Erbauer der Mühle hat noch zwölf Jahr in dem neuen Gebäude gewirtschaftet, und wenn er oder die Seinen je einmal die Dornenstraße haben ziehen müssen, dann hat er gesagt: „Was der Himmel schickt, ist der Erde ein Segen, auch Blitz und Donner. Das haben wir in Kriegszeiten gelernt und in Friedenszeiten wollen wir's nicht verlernen.“

Und wie die Familie von ihm die neue Mühle erhalten hat, so hat sie sein Wort als Wahlpruch der Grambachs behalten. Die Mühle aber erinnert noch heute an ihren Erbauer und die Familie bewahrt noch heute jenes Taufbecken, das des Hauses Schatz in schwerer Zeit geborgen hat, und daraus nun seit zweihundertundfünfzig Jahren des Hauses Kinder Schätze für Zeit und Ewigkeit empfangen haben. So ist's kein Wunder, daß die Besitzer der Mühle am Alten hangen. Die großen Eichenschränke auf dem Flur haben auch schon die Schwertstreiche des dreißigjährigen Krieges gefühlt, und die Porzellantassen mit den blauen Blumen wissen auch Geschichten zu erzählen aus der Großmutter Zeit. Ja, aus der Großmutter Zeit, wir meinen aber jene Großmutter, die längst unterm Rasen schlummert. Jetzt schaltet und waltet auch wieder eine Großmutter auf der Mühle, und zu ihren Füßen spielt ein zehnjähriges Mädchen, und wenn der Großmutter jene alten

Zeiten wie ferner Glockenklang durch die Seele läuten, dann fängt auch das Kind an, von alten Zeiten zu plaudern. Das sind jene Zeiten, die der Helene Grambach auch nur aus den Erzählungen der Großmutter bekannt sind, die ihr aber so lebendig vor der Seele stehen, daß sie meint, sie könne sich dessen noch gar wohl erinnern, wie sie selber in der besten Stube auf dem Schemel gefessen habe, und wie die Großmutter hereingekommen sei und ihr erzählt habe, daß der Storch einen kleinen Bruder ins Haus habe bringen wollen, daß er denselben aber habe fallen lassen und der Bruder nun tot sei; und wie der Vater sie ermahnte, sehr stille zu sein, denn die Mutter sei sehr — sehr krank, und wie dann die Mutter von den schwarzen Männern weggetragen sei, weit weg, bis in den Himmel hinein. Das sind für die Helene Grambach alte Zeiten, sind's doch schon acht Jahre her, und Großmutter sagt's meistens, daß ein Kind sich dessen nicht mehr erinnere, was es als Zweijähriges erlebt hat. Aber sie meint's doch zu erinnern. Das aber weiß sie noch ganz genau, ob's auch schon sechs Jahre her sind, wie eines Morgens die Großmutter so sehr geweint hat, und wie sie dann den Vater als Leiche ins Haus getragen haben. Es war Glatteis, und auf dem schmalen Mühlbamm war er ausgeglitten und war in den Teich gestürzt. Ach, wie sie allzumal weinten, die Großmutter und der Gottlieb Frahm und die andern alle; und die

Großmutter sagte, er sei ihr Augapfel gewesen, und der letzte Mühlen-Grambach sei der beste Beste gewesen. Sie weiß das noch. Auch darüber hat die Großmutter nachher viel geredet und geweint, und dann hat sie wohl hinzugefügt: „Ja, Lena, als der Vater vom Mühlbamm glitt, da fiel mein Himmel ein. Pfiu, ich undankbare Frau, nein, Kind, das ist ein schlechtes Wort von Deiner Großmutter gewesen. Stille, Du böses Herz drinnen in der Menschenbrust! Gethsemanes Pforte ist auch eine Pforte zum Paradiesesgarten. Tiefers als in Vaterhände ist auch mein Christian nicht gefallen. Dein Wille, mein Gott, geschehe.“

Die Helene hat der Großmutter Worte nur halb verstanden, aber sie hat sie behalten, weil sie dieselben so häufig gehört hat. Das sind köstliche Augenblicke für die Alte und für die Junge, wenn jene sich in den lederüberzogenen Sorgenstuhl und diese sich auf den Schemel gesetzt hat, und wenn dann die zwei Augenpaare sich gesucht haben und einander begegnet sind in einer großen glühenden Liebe. Dann kamen mit dem Abendsschatten die alten Zeiten dahergewallt, die alten Zeiten der Alten und die alten Zeiten der Jungen, und hier wie dort war Licht und Dunkel wunderbar gemischt, und hier wie dort leuchteten die Sterne Gottes durch das Dunkel hindurch, und hier wie dort zog sich ein roter Faden durch alle Zeiten hindurch, das war die große Gottesliebe, die aus der fernen

Vergangenheit zu der Großmutter und aus der nahen Vergangenheit zu dem Kinde und der Großmutter redete: „das ist mein guter und gnädiger Wille.“

II.

Alte Leute.

Herr, wie Du willst — ich bin's zufrieden!
Nur mach', daß wir stets ungetrieben!

Die alte Greth Faber ist die nächste Nachbarin der alten Frau Grambach. Dort, wo der Fußsteig sich durch die Binsen am Mühlsteich schlängelt und in die Landstraße ausmündet, da wohnt die alte Greth als eine Witwe, die einsam ist, die ihre Hoffnung auf Gott setzt, und bleibet am Gebet und Flehen Tag und Nacht. In vielen Stücken gleicht die alte Greth der alten Frau Grambach: hier wie dort ist das alte Zifferblatt schon stark verwettert, und der Zeiger weist auf die letzte Stunde, hier wie dort wohnt man im Witwenhäuschen und hat die Stürme des Lebens manches Blatt vom Baum und manches Glück vom Herzen wegwehen sehen. Die Mutter Grambach hat als letzte Erdenfreude die Helene, und die alte Greth hat den Siegfried behalten. Der Siegfried war aber ein Sündenkind und oft auch ein Sorgenkind,

während die Helene bisher nur ein Segenskind gewesen war. Das war der Unterschied, und der war sehr groß. Freilich hatte der Siegfried ein gutes Herz, aber er hatte auch heißes Blut, und vielleicht hatte auch die alte Greth nicht immer die rechte Art mit dem Buben zu verkehren. Das war der Unterschied, und wenn's sonst noch einen solchen gab, dann war es dieser, daß, obwohl die Mühle gerade so gebeugt in die Welt hinausschaute als die Hütte der Greth Faber, daß in der Hütte die Armut und in der Mühle der Reichtum wohnte. Aber das merkte man nimmer, wenn die beiden Alten so traulich beisammen saßen und von vergangener Zeit und zukünftiger Ewigkeit erzählten. Dann war in dem einen Augenblick die eine und in der andern Minute die andere die reichere, jenachdem es aus des Herzens Tiefe heraussprudelte das Leben und Lieben der Zeit und Ewigkeit. Heute sitzt die Mutter Grambach am Bette der Nachbarin.

„Ich habe Dich rufen lassen, Lena,“ flüstert die Alte, „ich muß noch mit Dir reden, denn es geht mit mir zu Ende.“

„Ei, Greth, Du bist kaum krank.“

„Aber ich habe zwölf Jahre mehr auf dem Rücken als Du: dann geht's oft sanft hinüber: ein Baum, der an der Wurzel morsch ist, macht nicht viel Getrach, wenn er hinsinkt.“

„Hast Du den Arzt rufen lassen?“

„Kein Arzt kann mir helfen, es sei denn der eine Arzt, der alle Wunden heilt.“

Da kam der Siegfried hereingestürzt und ließ die Augen zuerst zu dem Bette und dann zu der Nachbarin hinüberfunkeln, eilte zu der Großmutter, erfaßte ihre Hand und rief:

„Du sollst nicht sterben; nein, Großmutter, Du sollst nicht sterben! Wo soll ich bleiben, wenn Du stirbst? Nein, ich will nicht ins Armenhaus. Ich werde fortlaufen, wenn Du stirbst, fort in die weite Welt, und werde nimmer heimkommen.“

Die Großmutter ließ den Knaben hinausgehen und redete lange mit der Nachbarin, und schüttete ihr das ganze Herz aus, sonderlich wie es ihr so bange sei um den Knaben, wenn er nun allein stehen müsse, und kein hütendes Auge neben sich sehe und keine leitende, schirmende Hand an seinem Herzen fühle. Zwar sei der Apffelhofbauer der alten Greth Faber leibhaftiger Better, aber er werde wohl den Knaben nicht aufnehmen, und wenn er's täte, würde er ihm seinen Platz in der Gesindestube anweisen. Lieber aber wolle die Großmutter ihn im Armenhaus untergebracht sehen als in der Gesindestube des Apffelhofbauern. Darum habe sie die Nachbarin rufen lassen, um sie zu bitten, daß sie, wenn der Knabe drüben im großen Hause sitze, dann und wann ihr Auge zu ihm aufschlage und ihre Hände über ihn halte, und ihn auch in ihr Haus kommen lasse, wenigstens einmal

in der Woche, daß er Christenleben sehe und Christenliebe um sein Herz rauschen fühle.

Darauf gab ihr die Müllerin die rechte Hand; und was in der Hand der alten Frau Grambach lag, das wußte Greth Faber wohl verwahrt.

„Mir ist nicht bange vor dem Tode,“ sagte sie, aber vor meinem Siegfried war mir so bange. Nun weiß ich auch ihn geleitet wie von Mutterhänden; denn ich weiß, daß er hohe Achtung vor Dir hat, und daß es ihm eine große Stütze sein wird, wenn Deine Hand sich nach ihm ausstreckt, wenn sein Fuß gleiten will.“

Die Augen der Alten strahlten im milden Glanz. „Ich habe Lust abzuschneiden und bei Christo zu sein,“ flüsterten ihre Lippen.

„Ich glaube nicht, daß der Herbststurm in diesem Jahr Dich brechen wird,“ sagte die Müllerin.

„Er wird's — er wird's — ich fühl' es, Nachbarin,“ erwiderte sie. Dann trat der Siegfried wieder ins Stübchen. Die Müllerin verabschiedete sich, versprach aber in den nächsten Tagen wieder herüberzusehen. Gebeugten Hauptes ging sie am Mühlsteich entlang. Der Herbstwind rauschte in den Binsen, und rauschte um das Haupt der Alten, daß sie dann und wann stille stehen und sich umwenden mußte, um Atem zu schöpfen. Dann fiel ihr Blick wieder auf die Hütte der Greth Faber und sie gedachte jener Zeit, da die Nachbarin Tag und

Nacht im Müllerhause gewaltet und gewacht habe, damals als der alte Müller, „ihr Seliger“, Monate lang in schwerer Krankheit darniederlag; und jener Zeit, da die Greth Faber wiederkam, um am Bette der jungen Müllerin zu wachen und zu beten, da die alte Müllerin gerne für die junge gestorben wäre, und da die Nachbarin die Alte und die Junge es recht beten lehrte: „Dein Wille geschehe“; denn dazumal konnten sie im Müllerhause die schwere Bitte wohl mit dem Munde beten, aber noch nicht mit dem Herzen. Das haben sie von der Greth Faber gelernt.

Das ging der Müllerin jetzt wieder durch den Kopf, und sonst ging ihr mancherlei durch das bewegte Herz. Und wenn sie dann das alte, treue, ernste Auge von der Hütte abwandte, dann murmelten ihre Lippen im Selbstgespräch:

„Hat mir die Lena nicht Mühe genug gemacht? Und doch ist sie ein stilles und solgsames Kind; — aber der Siegfried — — nein, ich glaub's nicht, daß die alte Nachbarin schon bald sterben wird; — elend — sehr elend freilich sah sie aus. Hm — ja — wenn nun das Brüderchen der Lena gelebt hätte, dann hätte ich sie beide ernährt und erzogen, und es wäre mir eine Lust gewesen — ja, eine Lust.“ Da fiel ihr Auge auf das rauschende brausende Mülhrad, und ein Schatten flog über das alte Antlitz: „Ach ja — hätte das Knäblein gelebt — — ach ja — fast dreihundert Jahre haben die Grambachs

auf der Mühle gefessen — und nun —?!“ Da begrüßte die Stimme der Lena jubelnd die Großmutter. Die Alte aber schüttelte noch einmal den Kopf und murmelte:

„Hm, ja, — Greth Faber, ich will Dich nicht verlassen! Hm, ja — der Siegfried. — —“ Da wollt's ihr vorkommen, als ob das Mülhrad immer eine Rede rauschen ließ; die lautete also: „das ist sein guter und gnädiger Wille.“

Am andern Morgen trat die Müllerin eilig in die Mühle, wie es so ihre Weise war; denn sie war für ihre fünfundsiechzig Jahre noch eine gar rüstige Frau, und sie wußte, daß die hellen Augen der Herrin im Staub der Ecken Goldkörnlein finden. Darum hatte sie sich daran gewöhnt, alle Morgen scharfe Umschau zu halten, und die Diensthoten wußten, daß die Herrin vor dem Hahnenstrei ihre Stimme erschallen lasse. Der alte Gottlieb Frahm kannte die Müllerin wie einen Groschen, und konnte ihr die Gedanken aus dem Angesicht herauslesen. Gottlieb Frahm sah, daß sie heute etwas auf dem Herzen habe. Er überschaute in seinem Sinne die Wirtschaft, dachte an Wind und Wetter und sagte:

„Müllerin, das Jungvieh muß heute in den Stall: die Jährigen bergen sich zwar hinterm hohen Knick, aber der Herbststurm weht auch durch die Büsche, und ich meine, wer die Jugend pflegt, der sorgt für's Alter.“

„Um — ja,“ sagte die Müllerin und überschaute die lange Reihe der Säcke Weizenmehl, „es ist gut für die Jugend zu sorgen, und es ist wohlgetan, sich seines Viehes zu erbarmen; aber das Alter verlangt zuerst die fürsorgende Hand, und Menschen gehen dem Vieh auf der Weide vor: wer wird heute mit dem Brotwagen zur Stadt fahren?“

„Ich werde selbst fahren, Müllerin, denn der August ist zu unzuverlässig, schwagt mit dem Schusterjungen und vergißt darüber die Kunden.“

Die Müllerin schüttelte unwillig den Kopf und sagte:

„Das gefällt mir nicht, Gottlieb, daß Du immer noch alleine mit dem Gefährt Dich auf die Landstraße begibst.“

„Wohl wahr, Müllerin,“ erwiderte der Alte, „aber wir haben lange gesucht und haben keinen gefunden, der mit der Mühle verwachsen wäre, und die Treue ist in unserer Zeit bald so rar geworden, wie die Apfelblüte zur Herbstzeit.“

„Nach zwei Jahren wird der Anton Grambach auf die Mühle kommen. Zwar stammt er von einer Seitenlinie unseres Geschlechts, und die Seinen sind allzeit Bauersleute auf dem Berghof gewesen, aber ich hoffe, daß sich der Bube einwohnen wird.“

Die Müllerin schmunzelte und schaute den Gottlieb von der Seite an. Der Alte aber schüttelte den Kopf und erwiderte:

„Dann haben wir einen Herrn; aber auf dem

Mühlenwagen muß einer sitzen, der dienend dazu gehört, und der doch für's Geschäft lebt als wär's sein eigenes.“

Da wandte sich die Müllerin eilig um und ging zur Mühle hinaus. Der Gottlieb schaute ihr verwundert nach. Jetzt steht sie stille und blickt in das schäumende Wasser hinein, das über's Mühtrad rauscht, und ihr ist's als ob sie durch das Rauschen und Brausen immerdar eine Stimme hindurchtönen höre, die ihr ins Herz hineinrufe: „das ist sein guter und gnädiger Wille!“ Als sie aber den schmalen Weg am Bach entlang ging und ins Müllerhaus eilen wollte, sah sie eine Gestalt über den Mühlen-damm kommen, die hatte es sehr eilig; und im nächsten Augenblick stand der Siegfried neben ihr. Der Atem war ihm schier ausgegangen, und aus der wogenden Brust Klang's tief heraus wie eine dumpfe Klage:

„O, kommt doch, Frau Nachbarin, kommt schnell; sie stirbt, ach, meine liebe gute Großmutter stirbt.“

„Ich komme sogleich, Siegfried; eile nur heim, daß die Großmutter nicht alleine ist.“

Bald hatte die Müllerin ein großes Tuch umgeschlagen, hatte der Magd einige Befehle gegeben und hatte dem Gottlieb Frahm zugerufen:

„Laß den August zur Stadt fahren, sieh Du hier nach dem Rechten, Gottlieb; laß die Fährigen hereinbringen. Es ist möglich, daß ihr mich heute nicht wiederseht. Greth Faber scheint schwer krank zu sein.“

Dann keuchte sie den Mühlteich entlang, und trat eilig an das Bett der Kranken. Ja, es war eine wunderbare Veränderung mit derselben vorgegangen. Die Wangen waren eingefallen, die Augen waren so matt und waren meistens geschlossen, und wenn sie sich aufstauten, dann irrten die Blicke hierhin und dahin, und die Hände tasteten auf der Decke herum, als ob sie einen Halt suchen wollten und ihn nicht finden könnten.

„Ich hätt's gestern nimmer gedacht,“ murmelte die Müllerin, „aber heute sehe ich, daß sie ihren Zustand besser gekannt hat als ich.“ Sanft und leise schob sie ihre Rechte in die zitternde Hand der Kranken und fragte im flüsternden Ton:

„Kennst Du mich noch, Greth-Nachbarin?“

„D,“ erwiderte jene, „Du willst nach dem Siegfried sehen, wenn er drüben im großen Hause wohnt. Gott sei Dank!“

Fester umfaßte die Müllerin die zitternde Hand, und tiefer neigte sie sich zu der Kranken hernieder; die Linke strich sanft das wirre Haar von der bleichen Stirn und die Lippen flüsternten:

„Greth-Nachbarin, ich will den Siegfried in mein Haus nehmen und will ihn erziehen als mein eigen Kind, und will für ihn sorgen, bis er ein Handwerk gelernt hat; denn sieh, Gott der Herr hat die Mühle reich gesegnet an allem Irdischen, aber daß wir auch an himmlischen Gütern so reich sind, das haben wir Dir zu verdanken, Greth Faber.“

„Herr, Deine Güte reicht so weit, so weit die Wolken gehen; Du lenkest die Herzen der Menschen wie die Wasserbäche.“

Da schlossen sich die Augen. Nach einer Weile aber flüsternten die zitternden Lippen:

„Ich wollte hierbleiben um des Kindes willen; aber nun lege ich all meinen Willen nieder vor dem Throne meines Königs. Nun spreche ich fröhlich mit dem Sängler:

„Stille, mein Wille, es kommen die Stunden,
Da wir beim Herrn sind ohn' Wechsel der Zeit:
Dann ist das Leiden, der Jammer verschwunden,
Ewige Freude versüßet das Leid.“

Darauf lag die Kranke den Tag über fast immer mit geschlossenen Augen und mit gefalteten Händen. Am Abend, als die finsternen Wolken über den Mühlteich jagten und ihre Schatten in die Kammern der Menschenkinder hineinwarfen, ist der Gottlieb Frahm von der Mühle herübergekommen, und von der anderen Seite ist der Pfarrer mit der heiligen Wegzehrung gekommen, und die drei Alten haben miteinander eine schöne Feierstunde gehalten. Zwei Stunden danach aber ist die Greth Faber eingegangen zu ihres Herrn Freude.

III.

Junges Volk.

Der fröhliche Sommer bringt frischen Klee,
Von Herzlieb scheiden und das tut weh.

Das Mühlrad steht stille, und der Mühlteich liegt wie ein klarer ungetrübter Spiegel zwischen den Binsen und dem alten Weiden- und Erlengebüsch. Die Eiche und die Erle, die ihre Zweige über die Mühle breiten, haben ihr Frühlingskleid angezogen. Die Drossel pfeift im Rohr und die Lerche steigt jauchzend aus dem Kleefeld zum blauen Himmel auf. Die Hügel ringsumher haben sich Kränze von bunten Feldblumen aufs Haupt gesetzt, und der grüne Teppich, der über das Erdreich gebreitet ist, lebt und lacht im hellen Sonnenglanz.

Auf dem Mühlendamme sitzen drei jugendfrische Menschenkinder in trauriger Eintracht und im fröhlichen Gespräch beisammen. Denselben lacht auch der Frühling in die Augen und aus den Augen, und der eine der jungen Burschen, der dunkle mit dem Lockenkopf, hat aus Eichenlaub einen Kranz geflochten und hat ihn der Jungfrau um den Hut gelegt: „das steht Dir besser, Lena,“ hat er gesagt, „als die bunten gemachten Blumen.“

Die Lena mag wohl siebenzehn Sommer zählen, und der dunkle Bursch mit den feurigen Augen hat

schon unter dem Maß gestanden und ist für Seiner Majestät Gardeinfanterie groß genug befunden. Wenn der Herbstwind über die Stoppeln streichen wird, wird er den grauen Müllerfittel mit dem blauen Rock vertauschen, und er ist nicht traurig darum.

Der Jüngling, der zur Rechten der Lena seinen Platz hat, ist blond; er ist schmal und schlank gewachsen. Bei den Soldaten haben sie ihn nicht gebrauchen können, weil er zu schwächig war. Die Züge seines Angesichtes sind fein, die Farbe seiner Wangen ist zart; seine Augen schauen mild und ernst und ein wenig träumerisch in die Welt hinaus. Glühendes, sprühendes Feuer funkelt dort aus den dunklen Augen, milde Strahlen gleiten von hier aus über die Frühlingsflur und über das Angesicht der Jungfrau.

Seit sechs Jahren haben die drei hier mit einander dem Frühling entgegengejauchzt. Als der Siegfried in das Haus gekommen ist, da ist bald nachher die alte Frau Grambach zu ihrem Better auf den Berghof gefahren. Dem Better sprangen drei Söhne und drei Töchter im Garten herum, die blühten allzumal wie die Rosen am Stock; aber der Berghof war kein großer Besitz und hatte nicht viel mehr Ländereien, als drüben zur Wassermühle gehörten. Und die Mühle hätte doch allein ihren Mann ernährt. Nun wollte der Anton vom Berghof Müller werden und sollte auf Ostern in die Lehre. Zwar hatte man die Absicht, ihn dorthinzugeben, wo er beides

erlernen könnte: die Wind- und Wassermüllerei; aber die Frau Müllerin mußte zu Ostern einen Lehrling haben, und sie glaubte keinen besseren finden zu können als den zweiten Sohn des Berghofbauern.

Die Müllerin machte dem Berghofbauern und ihrem alten Gottlieb Frahm gegenüber durchaus kein Hehl daraus, daß es ihr dringender Wunsch sei, daß die Mühle nicht aus den Händen der Grambachs hinauskomme, und daß der Name, der seit Jahrhunderten auf den weißen Säcken gestanden habe, auch in Zukunft drauf stehe, und daß sie hoffe, daß die beiden Kinder sich so aneinander gewöhnen und daß die beiden es später als selbstverständlich ansehen würden, wenn ihre Hände ineinander gefügt würden.

Die Müllerin fand nichts Sündliches in der Sache, und der Berghofsbauer nickte schmunzelnd zu ihrem Plan, riet aber doch, die Angelegenheit sehr vorsichtig zu behandeln und solche Pläne nicht ans Tageslicht treten zu lassen, da allzu großer Eifer, besonders in solchen Dingen, schon oft großen Schaden angerichtet und auch festgeschlungene Fäden zerrissen habe.

Seit sechs Jahren war nun der Anton Grambach auf der Mühle, und seit reichlich sechs Jahren war auch der Siegfried Faber auf der Mühle. Wunderbar verschieden geartete Jünglinge waren es: Wort und Wesen des einen wie der rauschende Bach, und die Seele des andern wie der stille Mühlteich; aber wie der Bach nicht von dem Mühlteich lassen kann, so waren die beiden aneinander gebunden. Und

wie die Erle stand am Rande des Baches und ihre Wurzel in den Mühlendamm schlug, und sie bis in den Teich hinein ranken ließ, und ihre Krone sich spiegeln ließ in dem plätschernden Bach und in dem stillen Teich, so stand zwischen den beiden das Kind, die Lena Grambach.

Als der Anton ausgelernt hatte, trat der Siegfried auf der Mühle in die Lehre; aber der Anton blieb als Geselle in der uralten Heimstätte der Grambachs. Und als der Siegfried ausgelernt hatte, da wurde grad die Lena konfirmiert. Hatten die drei bisher als Kinder miteinander gelebt, so blieben sie auch später Kinder und Spielgenossen miteinander; und auch als die Lena ein Jahr lang drüben in der Stadt gewesen war, um einen fremden Hausstand kennen zu lernen und dann wieder heimgekehrt war, war sie den beiden Freunden noch die treue kindliche Freundin.

Heute strahlt die Pfingstsonne in ihrer ganzen Pracht hernieder aufs grünende blühende Gefilde. Als die Großmutter ihr Mittagsschläfchen machen wollte, hat sie gesehen, wie die Lena den Mühlendamm hinaufgegangen und wie bald darauf der Anton ihr gefolgt ist. Zweieundzwanzig Jahre ist der Anton alt, und die Lena ist reichlich vier Jahre jünger. Die alte Müllerin aber, die mit ihrer kräftigen Hand bisher das ganze Getriebe, draußen und drinnen, auf dem Feld und in der Mühle, in Ordnung gehalten hat, ist müde geworden und sehnt

sich nach Ruhe. Darum leuchten die alten Augen im hellen Glanz, wenn sie das junge stattliche Paar den Mühlendammbau hinauspilgern sieht: Der Anton ist so verständig, so ernst und still — oft könnte er gerne mehr reden als er es tut —: der Anton sucht auch die Gesellschaft der Jungfrau, wo er kann, und sie scherzt in ihrer kindlich frohen Weise mit dem Vetter. Eben hatte sich die Großmutter zur Ruhe legen wollen, da hatte sie auch den Siegfried mit raschen Schritten an der Mühle vorbeieilen sehen. Er war rasch in seinen Bewegungen, fest in seinen Entschlüssen, gewandt in seinen Worten; er hatte eine andere Art als der Anton. Eine Wolke war der Müllerin über die Stirn gezogen, als sie den Siegfried den anderen beiden naheilen sah. Es ist gut, daß der Bursch zum Herbst ins zwiefarbige Tuch gekleidet wird, dann hat der Anton allein das Feld. Übrigens paßt auch das stille, freundliche Wesen der Jungfrau mehr zur Natur des Anton als zu dem Siegfried.

Nun sitzen die drei dort droben, wo das mächtige Gezweige der alten Eiche fast den Boden berührt, sonnen sich in den Strahlen der Pfingstsonne und erzählen sich alte und neue Geschichten. Der Siegfried weiß immer neue Saiten aufzuziehen, und die andern beiden stimmen ein, grad wie er den Ton angeschlagen hat. Jetzt blizt es auf in dem Auge des Jünglings und wie helles Fauchzen steigt's heraus aus tiefer Brust, das Lied der Jugend und des Frühlings:

„Herr Frühling gibt jetzt ein Konzert
Im Saal zum grünen Wald,
Geladen wird von ihm dazu
Sehr höflich Jung und Alt.
Die Demoiselle Lerche singt
Das allererste Stück
Und wie sie still vertrauend hofft
Mit ihrem alten Glück!

Auch bleibt zu melden, daß der Saal
Ganz neu erst dekoriert,
Und reich mit Blumen aller Art
Geschmückt und ausparliert.
Drum komme, wer ein echter Freund,
Von Sang und Klang und Scherz,
Das Legegeld dafür ist blos
Ein freies frohes Herz.“

„Siegfried,“ sagte die Lena, „ich glaube, Du könntest vor dem Kaiser als Sänger auftreten, so hell und rein ist Deine Stimme.“

„D,“ sagte er, „Lena, Du bist eine Schmeicheltasche, nur kommst Du mit Deinen Reden an den Unrechten; das Schreien macht den Sang und Klang nimmer, aber dem Anton tüt es sanft und lieblich aus der Brust, wie der Maiwind in den Binsen säufelt.“

„Ha, ha,“ lachte sie, „Anton, der Vergleich war nicht übel gewählt; die Binsen rauschen, aber sie haben keine Melodie. Armer Anton, das wird wohl wahr bleiben, daß, wenn wir beide singen sollen, daß es dann klingt wie aus einer unwickelten Glocke.“

Ein dunkles Rot flog dem Jüngling über die

blaffen Wagen; mit einem vorwurfsvollen Blick schaute er zum Siegfried hinüber, als ob er fragen wollte: Warum ist Dir vom Schöpfer so vieles gegeben und mir so vieles versagt?

Dann erhob sich die Lena und mahnte zum Aufbruch, denn sicherlich werde die Großmutter ihr Mittagschläschen gehalten haben und werde den Kaffee in der Geißblattlaube im Garten trinken wollen. Denn so habe sie es seit Jahren gehalten, wenn die Pfingstsonne ein freundliches Gesicht gezeigt habe.

Der Siegfried erhob sich zögernd, er schien noch nicht durstig zu sein, der Anton aber eilte raschen Schrittes den Mühlbamm hinunter; er wußte es gar zu gut, daß er bei der Müllerin der Hahn im Korbe sei, und daß die Alte auch auf seine Stimme keinen Tadel kommen lasse.

Da saßen nun die vier beisammen in der Geißblattlaube und erzählten sich alte Geschichten und gedachten derer, die unterm Rasen schlummerten, der Greth Zaber und des Gottlieb Frahm. Ja, der alte Gottlieb ist auch hienieden über wenigem getreu gewesen, und ist nun da droben über viel gesetzt; aber er hat's doch noch mit erlebt, daß der Anton den Mühlstein schärfen und der Siegfried den Müllervagen in die Stadt fahren konnte; und das war eine große Freude für den Alten. Und wie der Alte es in der Vergangenheit als letzte Erdenfreude erlebt hat, so hoffte die Frau Müllerin es noch Jahre lang für die

Zukunft zu erleben, denn das stand ihr fest, daß der Anton Grambach der Besitzer der Mühle würde, die den Namen der Grambach in ihrem Grunde und an ihrem Giebel trug, und das stand ihr ebenso fest, daß der Siegfried als treuer Müllerknecht auf der Mühle bleiben und mit der Mühle und ihrem Besitzer verwachsen werde, wie ein Flieder mit dem Haselstrauch und wie ein Knecht mit seiner Herrschaft.

In der letzten Zeit hat's der Mutter Grambach freilich nimmer gefallen wollen, daß es auf der Wange der Lena blühte wie eine Rose und glühte wie eine lichte Glut, wenn der Siegfried dahergestürmt kam, während das Mädchen keine Wiene verzog, wenn der Anton sich mit ihr zu schaffen machte. Aber die Lena weiß, daß der Wetter es gut mit ihr meint, auch ist dieselbe allzeit ein gehorsames Kind gewesen, und wenn nur erst der Siegfried unter der Fahne stehen wird, und der Anton in der Mühle allein das Feld behalten wird, dann wird alles ins rechte Geleise kommen. Mutter Grambach freute sich sehr auf die Herbstzeit, da der Siegfried hinausziehen soll. Wenn der Siegfried heimkehren wird, dann wird der Anton Grambach im Müllerhause der junge Herr sein, und die Großmutter wird das Altenteil im Dorf bezogen haben. Dann wird auf der Mühle eine neue Zeit angebrochen und ein neues Leben erblüht sein. Ei, wenn die alte Müllerin an jene Zeit denkt, dann jauchzt ihr das Herz in der Brust; dann ist all ihr Beten

erhört, und alle ihre Wünsche sind erfüllt; denn wozu lebte sie und wonach strebte sie? Wonach anders, als nach dem einen Ziel, daß ein Grambach wieder auf dem Erbe der Familie sitze?

Von Pfingsten bis zum Herbst war wohl noch eine lange Zeit für die Mutter Grambach, aber für den Siegfried war's eine kurze Zeit, und als der Wind über die Stoppeln strich, und die rotwangigen Äpfel von den Bäumen fielen, da holte die Lena die zwei allerschönsten Kaiser Alexander-Äpfel aus ihrer Lade heraus, schob sie dem Siegfried in sein Bündel hinein und sagte:

„Nimm sie mit, Siegfried, und hebe sie auf, und wenn Du sie verzehrst, dann denk' an uns; nachher wird wohl die Garnisonstadt so groß und die Mühle so klein sein, daß wir in der weiten Welt verschwinden und Dein Auge uns nicht mehr sucht, und Dein Herz uns nicht mehr findet.“

„Schäm' Dich der Rede, Lena,“ erwiderte er, „und wenn die Stadt schöner und größer wäre als alle Städte der Erde: so schön ist keine Stätte als der Ort, da wir Liebe gefunden haben, und so groß wird keine Stadt sein, daß sie uns die Heimat könnte vergessen lassen. Aber freuen will ich mich alle Abend an den rotwangigen Äpfeln, und erzählen sollen sie mir von Deinen roten Wangen, und von der guten Hand, — die — mir — die allerschönsten ausgesucht hat. Ich danke Dir, Lena.“

„O,“ sagte sie, „es ist nicht des Dankes wert,

Du gehst ja fort; da ist's doch das allerwenigste, was ich Dir mitgeben kann.“

„Gibst Du auch dem Anton, — wenn er fortgeht, die schönsten Äpfel mit?“

„Das weiß ich nicht. Anton geht ja nicht fort.“

„Nein, Anton geht nicht fort.“ Seine Stimme klang wie dumpfer Klage-ton; sein Haupt war gesenkt. Dann schlug er das dunkle Auge zu ihr auf, und das Auge bligte und funkelte. Sie schlug das Auge nieder. Er wollte ihre Hand ergreifen, sie aber wandte sich rasch ab und war verschwunden. Er sah sie an diesem Tage nur beim Abendbrot wieder. Am andern Morgen aber, bevor die Sonne aufging, hatten sich die Bewohner des Müllerhauses noch einmal um den Siegfried versammelt. Die Müllerin hatte nicht rotwangige Äpfel, aber ernste Mahnungen für den Scheidenden. Das Auge des Anton war feucht geworden, und die Lena fuhr verstoßen mit dem Tuche über die Wange. Der Siegfried reichte der Müllerin schweigend die Hand. Er war offenbar tief bewegt. Da hielt sie einen Augenblick seine Rechte fest, legte ihm die Linke auf das Haupt und sagte im feierlichen Ton: „Der Herr segne Deinen Ausgang und Deinen Eingang von nun an bis in Ewigkeit.“ „Amen“, flüsterte der Siegfried, reichte ihnen allzumal die Rechte und schwang sich auf den Wagen, der ihn zur Bahn bringen sollte, schwenkte draußen, bevor der Wagen um die Ecke bog, noch einmal den Hut und rief: „Auf Wiedersehn!“

IV.

Neue Zeiten.

Kein Feuer, keine Kohle
Kann brennen so heiß
Als heimliche Liebe,
Von der niemand was weiß.

„Großmutter, sollte das wirklich Gottes Wille sein?“ fragte die Lena.

„Ja, meine Lena, das ist Gottes Wille. Sieh, der Name der Grambachs ist verwachsen mit der alten Mühle, und aus dem Taufbecken ist seit dreihundert Jahren niemand anders als die Grambachs getauft worden. Die Mühle und der Name sind von Gott dem Herrn zusammengefügt; und was Gott zusammengefügt hat, das soll der Mensch nicht scheiden.“

Die Jungfrau blickte mit zweifelndem fragenden Blick in das alte durchfurchte Angesicht hinein. Die Müllerin fuhr fort:

„Ja, meine Lena, ich sag's noch einmal: es ist Gottes Wille; schau, warum hätte er sonst den Anton hierhergeführt, und warum hätte er ihn hier weilen lassen — und hätt' ihn dienen lassen all die Jahre hindurch wie Jakob um seine Rahel? Und ich hab's Dir schon zweimal gesagt, daß der Anton ein Mann ist, wie ich ihn für meine Enkelin mir wünschen muß: ernst und still, fromm und sanft, bei jedermann wohlgelitten.“

„Ja, Großmutter, der Anton ist wohl gut, aber warum muß ich denn jetzt schon eines Mannes Frau werden? Ich bin doch kaum zwanzig Jahre alt.“

„Bedenke, Lena, daß Deine Großmutter bald ihre fünfundsiebzig Jahre zählt, und daß die Mühle seit sechzehn Jahren keinen Herrn gehabt hat, und daß ich die Zügel ganz allein in der zitternden Hand gehalten habe.“

Da barg die Jungfrau das Angesicht an der Brust der Alten und schluchzte, und fragte wiederum:

„Aber, Großmutter, sollte das Gottes Wille sein, daß ich den Anton heirate?“

„Ich hab's Dir gesagt, Lena, und ich weiß, daß Du mein liebes, folgsames Kind sein wirst.“

„Aber, Großmutter, ich muß wohl immerdar weinen, wenn ich die Frau des Anton werden sollte. Ist es denn nicht Gottes Wille, daß wir unser Herz fragen?“

„Das Herz, Lena, ist ein trozig und verzagtes Ding, so sagt es das Gotteswort selber.“

„Aber wenn unser Herz mit Gott geredet, und Gott der Herr dem Herzen die Gebete erhört hat, und nun immerdar eine Gestalt uns vor Augen steht, der wir es bekennen müßten: wo Du hingehst, da will ich auch hingehen, und wenn wir zu Gott beten, er möge das Bild dieses Mannes uns aus dem Herzen nehmen, und er tut's doch nicht — Großmutter!“

„Lena,“ sagte sie, und ihre Lippe bebte, „ich will nicht hoffen, daß Du Dein Herz an den Siegfried

gehängt hast. Schau, Siegfried hat Wohlthaten von uns empfangen, und ich habe sie ihm gerne gegeben, Siegfried hat unser Brot gegessen und ist von meiner Hand geführt, aber er gehört nicht zu uns: seine Herkunft hat ihm eine andere Stelle in der Welt angewiesen, auf der Mühle gehört kein Name als derjenige der Grambachs; und so lange Deine Großmutter das Regiment hier führt, wird sie nicht dulden, daß ein Bettelkind sich in das Nest der Grambachs setze. Siegfried mag wiederkommen, wenn er nach vierzehn Tagen entlassen wird, denn ich hab's seiner Großmutter mit einem Handschlag gelobt, daß mein Haus ihm eine Heimat sein solle, aber das werde ich ihm sagen, wenn er wiederkommt, daß er nicht wie ein Marder in den Taubenschlag hereinbreche."

"O, Großmutter, ich weiß ja nicht, ob der Siegfried — Der Siegfried hat mir's ja nicht gesagt, — daß er — mich lieb hat. Aber Anton — darf nicht mein Ehemann werden."

Schluchzend barg sie ihr Angesicht in ihrem Tuche. Der Großmutter zuckte tiefe Bewegung durch das Angesicht. Sie blickte eine Weile schweigend auf die Jungfrau. War dies das folgsame Kind, das der Großmutter nimmer wehe getan hatte? War das die stille, freundliche Lena, die allzeit wie ein sanftes Täubchen sie umflattert hatte? Sie blickte unverwandten Auges auf das Kind, und eine große Träne rollte ihr über die Wange: soll sie nun

zusammenstürzen lassen den stolzen Bau ihrer Pläne und Hoffnungen, den Bau, an dem sie Jahre lang gearbeitet hatte mit Herz und Hand?

Nimmermehr.

Da kamen traurige Tage ins Müllerhaus. Die Lena blickte so scheu und verschüchtert drein wie ein Küchlein, das der Habicht gesagt hat. Die Müllerin war offenbar tief gebeugt und redete wenig. Der Anton schaute gedankenvoll auf den Mühlstein und vergaß den Weizen darauf zu schütten. Er hatte offenbar mit der Tante geredet, hatte ein offenes Ohr gefunden und hatte nun auch erfahren, wie die Sache stehe.

Wieder strich der Herbstwind über das Stoppelfeld, und der Kaiser Alexander-Apfel schaute mit seinem freundlichen Angesicht über den Garten zur Wassermühle hinüber. Die Sonne ist durch's Gewölk gebrochen, und in der alten Eiche an der Wassermühle hüpfst und pfeift eine muntere Schar. In der Scheune am Müllerhause wird Weizen gedroschen, und so reichlich wie in diesem Jahr haben die schweren Garben selten gegeben. Da kommt's auf ein paar Krümlein für hungrige Sperlinge nicht an. Die alte Frau Müllerin hat kein hartes Herz. Lauter aber als das muntere Heer der Spaken jubiliert der Wandersmann, der auf dem Mühlendam seinen Hut schwenkt und seine hellen Augen unverwandt auf das Müllerhaus gerichtet hat. Hui, wie blüht und funkelt es aus den feurigen Augen heraus, da

die rotwangigen Äpfel ihm winken; und wie jauchzen die Lippen, als aus der alten Wassermühle der Mühlknapp tritt und ihn verwundert anschaut.

„He, Anton! siehst mich an, als wäre ich in zwanzig Jahren nicht bei Euch eingekehrt. Grüß Gott, mein alter, lieber Junge. Was treibst' und was macht die Großmutter, und wie geht's der Lena?“

„Dank schön, Siegfried,“ erwiderte der Anton, „uns geht's gut. Wir erwarteten Dich erst nach acht Tagen.“

„Das Manöver war zwei Tage eher zu Ende als wir dachten, und weil ich wußte, daß der Geselle schon vor acht Tagen fremd geworden sei, dacht ich, daß ich mich beeilen mußte, um Dir ein Stücklein Arbeit abzunehmen. Aber Du siehst elend aus, Anton. Wahrlich, Du hast zuviel Arbeit gehabt; es ist gut, daß ich komme. Sieh da, die Lena!“

Da stand er auch schon vor ihr, obwohl sie hatte davon eilen wollen. Sie hatte einen Korb rotwangiger Äpfel gepflückt, und die tief herniederhängenden Zweige des Baumes hatten sie seinen Blicken verborgen. Als er sie aber erspäht hatte, war er über den Gartenzaun gesprungen; und nun stand er vor ihr.

Burpurglut ergoß sich ihr jäh über die Wangen; sie setzte den Korb nieder und reichte ihm die Hand.

„Sieh, Lena,“ sagte er und ein schelmisch freundliches Lächeln spielte ihm um die Lippen. „Als ich fortging, gabst Du mir von diesem Baum die beiden

schönsten Äpfel. Ich hoffe, daß ich seitdem nicht schlechter geworden bin, denn wegen guter Führung hat der Herr Oberst mir das letzte Jahr geschenkt. Schenkst Du mir nun wieder den schönsten Äpfel aus Deinem Korb, daß ich ihn mir auf meiner Kammer aufs Bord lege, daß er mich anlacht, wenn ich heimkehre von der Arbeit?“

„Wir sind seitdem um zwei Jahre älter geworden,“ erwiderte sie, und ihre Stimme zitterte, „wir sind älter geworden und spielen nicht mehr. Bitte, Siegfried, geh' Du nur voraus zur Großmutter; ich werde bald nachkommen.“

Er blickte sie mit staunendem Auge an. Dann schweifte sein Blick hinüber zum Anton, der noch immer drüben an der großen Eiche stand, und in flüsterndem Tone fragte er:

„Lena, bist Du des Antons Braut?“

„Noch nicht —“

„Noch nicht, — aber?“

„Aber die Großmutter will es, daß ich's bald werde.“

„Und Du, Lena?“

„D laß mich nur, Siegfried! Den Eltern muß man gehorsam sein um Gottes willen.“

Sein glühendes Auge las in ihrem bleichen Angesicht. Die Glut war aus den Wangen gewichen, weiß wie der Mehlstaub war das Antlitz der Jungfrau. Siegfried Faber wandte sich rasch ab und ging dem Müllerhause zu. Die Müllerin

aber war mit der Magd zu den Kühen gegangen, die drüben auf das Haferfeld umgeweidet waren, welches Schutz vom Walde her erhielt. Da ging der Siegfried in das Kämmerlein, das er früher bewohnt hatte und das vor acht Tagen der Geselle verlassen hatte, und riegelte die Tür hinter sich zu. Er sank auf den Stuhl und murmelte in den Bart:

„Ja wir sind älter geworden, älter und verständiger, Lena. Du hast Recht; Du hast Recht in allem, was Du redest: den Eltern muß man gehorsam sein um Gottes willen. Wie habe ich so blind sein können mit diesen sehenden Augen, daß ich's nicht erkannt habe, warum sie den Anton Grambach auf der Mühle gehalten hat? Wie habe ich so töricht sein können, als Bettelkind mein Auge auf das Herrenkind zu richten? Wie habe ich so unbedacht handeln können, dem Mägdlein eine Angel in das Herz zu werfen, daß das arme Herz dran bluten muß?“

Dann stützt der Siegfried das Haupt und blickt mit traurigem Blick in die Ecke der Kammer. Da liegt noch das alte Andachtsbuch auf dem Bord, grad wie vor zwei Jahren; und wenn er dazumal an die Arbeit ging, dann mußte er zuvor aus dem Buche seinen Spruch oder seinen Vers gelesen haben. So nahm er auch heute das Buch vom Bord und schlug es auf; und sein Auge fiel auf das Wort des Psalmisten: „Deinen Willen, mein

Gott, tue ich gern, und Dein Gesetz habe ich in meinem Herzen.“ Und darunter stand der Vers des frommen Sängers:

„Der beste Will ist Gottes Will,
Auf diesem ruht man sanft und still;
Da gib Dich allzeit frisch hinein,
Begehre nichts, als nur allein,
Was Gott gefällt.“

Über solchem Wort hat der Siegfried die Hände gefaltet und unter solchem Wort ist er in die Kniee gesunken und hat das Haupt auf den Stuhl gelegt. Und allmählich ist das pochende Herz zur Ruhe gekommen.

Wie lange er dort auf den Knien gelegen hat, das weiß Gott alleine. Er erhob sich aber, als an die Tür gepocht wurde, und eine wohlbekannte Stimme ihm zurief:

„Siegfried, wo bleibst Du? Ich hörte vom Anton, daß Du hier siehest und warte schon seit einer halben Stunde auf Dich.“

„Verzeihe mir, Großmutter,“ sagte er, indem er die Tür öffnete und ihr beide Hände entgegenstreckte. „Verzeihe es mir.“

Dann zog er sie mit sanfter Gewalt in die Kammer hinein und bat sie, ihn einen Augenblick anzuhören, und er ließ sie hineinschauen in des Herzens Falten. Er sagte ihr, was ihm die Lena gesagt habe, und wie ihn der Anton so traurig angeschaut habe, als er heimgekehrt sei; er sagte ihr,

daß er einsehe, daß der andere ein Vorrecht vor ihm habe, und daß er mit seinem Gott gerungen habe, und auch hoffe, der Regung seines Herzens Herr zu werden. Er sagte ihr, daß er zu lange schon ihre Gastfreundschaft in Anspruch genommen habe, und daß er zum Wanderstab greifen werde, den er schon längst hätte in die Hand nehmen sollen.

Sie legte ihm segnend die Hand aufs Haupt, und er fühlte, wie ihre Finger zitterten.

„Ich habe es aus Deinen Briefen herausgelesen, Siegfried,“ sagte sie, „daß Du guten Umgang gesucht hast und daß Du als verständiger Mann heimkehren werdest. Vorläufig wirst Du den Platz ausfüllen, den wir hier für Dich offen gelassen haben, und über das andere wollen wir am Sonntag weiter reden.“

Am Sonntag, als der Anton mit den Schimmeln zu den Seinen auf den Berghof gefahren war, und als der Herbststurm brauste, und der Regen an die Fenster schlug, da hatte die alte Müllerin in ihrem Stübchen es gar traulich gemacht: im Ofen loderte helles Feuer und auf dem Tische dampfte der Kaffee.

Die Müllerin saß in ihrem Sorgenstuhl und nickte mit dem grauen Haupte; an ihrer Seite saß der Siegfried und schaute ernst drein. Die Lena aber schenkte den duftenden dampfenden Trank ein.

„Ja“, sagte die Alte, „Siegfried, solch ein Wetter war's, als ich Dich vor neun Jahren hierher ins Haus brachte. Es war mir ein schwerer Entschluß,

Dich als mein Kind anzunehmen, denn ich meinte, ich hätte an der Lena genug; aber Gott der Herr sagte zu mir: du sollst ihn nehmen; das ist mein guter und gnädiger Wille. Ich hätte nicht gedacht, daß diese alte Hand noch stark genug gewesen wäre, Dich durch Sturm und Wetter über Berg und Tal zu führen bis in diese Stunde herein. — Na, dann habe ich mir den Anton ins Haus geholt. Ich habe meine besonderen Pläne mit ihm gehabt. Und ich habe gemeint, daß es der Wille Gottes sei, daß ein Grambach auf der Mühle wohne auch in Zukunft. Darum sagte ich zu der Lena: was Gott zusammengefügt hat, das soll der Mensch nicht scheiden. Nun habe ich diese Sache in letzter Zeit hin und her bewegt in meinem Sinn und habe gesehen, wie die Wangen der Lena bleich dabei geworden sind; und Gott der Herr hat zu mir gesagt: die Menschen setzen so gern ihren eigenen Willen auf den Thron und meinen, es sei Gottes Wille; aber lieber und fester fügt Gott der Herr die Herzen zusammen, fester als Namen und Mühlen. Und nun meine ich, wo er die Herzen zusammengefügt hat, da soll der Mensch sie nicht scheiden. Ja, Siegfried, das ist mir wie ein Blitz aus heiterem Himmel gewesen, als ich es sah, wie die Dirn an Dir hing fester wie die Klette am Kleide. Aber ein Grambach hat in unsere Chronik geschrieben: was der Himmel schickt, das ist der Erde ein Segen, auch Blitz und Donner; und ich habe gesehen, daß ihr eure Liebe als Gabe

aus Gottes Hand genommen habt, und ich habe beten gelernt: Herr, nicht das Liebste, sondern das Beste! Darum nimm sie, Siegfried, nimm die Dirn! Ja, um den Anton tut mir's weh; aber sie muß Dein sein; sie will Dein sein; sie soll Dein sein. Eure Großmutter segnet euch mit ihrem größten Segen."

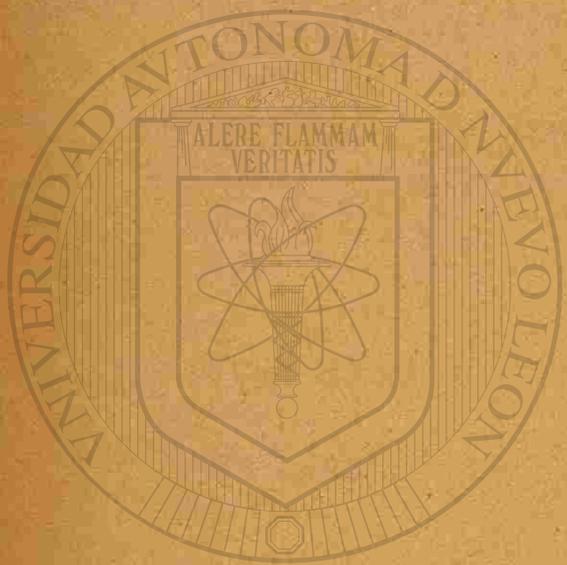
Da stieß die Lena einen Schrei aus und schlang ihren Arm um den Nacken des Siegfried; und die alten Hände legten sich zitternd auf die Häupter, und draußen brauste der Sturm und der Regen schlug an die Fenster, und drinnen perlte es aus den Augen heraus; aber drinnen war heilige, selige Stille und heller Sonnenschein.

Nun sind seit jenem Sonntag schon mehr als fünf Jahre verflossen. Der Name der Grambachs steht noch immer am Giebel der alten Mühle, aber in den Büchern und auf den weißen Säcken steht der Name „Siegfried Faber“. Im Stübchen sitzt die alte Müllerin, deren Haupt schneeweiß geworden ist, aber ihr Auge ist noch hell trotz ihrer achtzig Jahre. Sie hat soeben noch einen Brief gelesen gar ohne eine Brille, und der Brief war lang und war in kleinen und feinen Buchstaben geschrieben. Derselbe war hergekommen aus dem fernen Amerika und sein Schluß lautete also: „Im übrigen will ich

Euch auf Euer letztes Schreiben nur noch mitteilen, daß, so gut es mir hier auch geht, ich doch ein Junggesell bleiben werde mein Lebelang. Und nun grüßt mir sonderlich mein liebes Patenkind, Euren Altesten, und seid alle gar herzlich begrüßt von Eurem Anton."

Die Großmutter hat den Brief zum zweitenmal gelesen und ein feuchter Glanz schimmert ihr im Auge. Da legt sie das Schreiben an die Seite, nickt mit dem Kopf und flüstert: „Herr, Dein Wille geschehe“. Und ihr Blick schweift hinüber zu der Erle am Bach. Da sieht sie im Sonnenschein auf dem Mühlendam zwei große und drei kleine Menschenkinder pilgern. Die kleinen heißen Anton und Siegfried und Lena. Und die Alte lauscht, und nickt mit dem weißen Haupte, und nickt wiederum; sie muß wohl fröhlich nicken, denn helle klingt's zu ihr herüber. Mutter Grambach meint, nimmer so hellen schönen Sang gehört zu haben; und sie nickt gar fröhlich dazu, weil's von drüben gar fröhlich zu ihr herüber schallt:

„Da drunten in jenem Tal,
Da treibt das Wasser ein Rad,
Das mahlet nichts als Liebe
Von morgens bis abends spat.“



V.

Don Gott. beschert.

U A N L

UNIVERSIDAD AUTÓNOMA DE NUEVO LEÓN

DIRECCIÓN GENERAL DE BIBLIOTECAS



Unser täglich Brot gib uns heute.

Was ist das?

Gott gibt täglich Brot auch wohl ohne unsere Bitte allen bösen Menschen; aber wir bitten in diesem Gebet, daß er es uns erkennen lasse, und wir mit Dankagung empfangen unser täglich Brot.

Was heißt denn täglich Brot?

Alles, was zur Leibes Nahrung und Notdurf gehört, als: Essen, Trinken, Kleider, Schuh, Haus, Hof, Acker, Vieh, Geld, Gut, fromm Gemahl, fromme Kinder, fromm Gesinde, fromme und treue Oberherren, gut Regiment, gut Wetter, Friede, Gesundheit, Zucht, Ehre, gute Freunde, getreue Nachbarn und desgleichen.

Don Gott beschert.

I.

Die Speise in den Furchen der Armen.

Gib uns unser täglich Brot!
Ach, ich hab' auch viele Brüder,
Auch für diese fall' ich nieder,
Vater, nimm Dich ihrer an;
Laß sie sammeln ihre Garben,
Daß sie fleißig, niemals darben,
Weinend auf der Erdbahn!

Im Stadtpark auf der Bank, davor die Rosen im reichen Blütenschmuck stehen, da sitzt der Meister Walter. Er sitzt nicht häufig unter der Blutbuche und vor dem Rosenbeet im Stadtpark; vor einem Jahre saß er dort mit seinem treuen Weibe. Nachher haben ihn die Leute auf seinem Schneidertische sitzen sehen von morgens früh bis abends spät am Werkeltage, und am Sonntag haben sie ihn im Gotteshause neben der hohen Säule in Andacht das Haupt senken sehen; aber im Stadtpark auf der Bank hat er lange nicht gegessen. Der Meister Walter sieht treuherzig aus den blauen Augen heraus; das lange weiße Haar ist wohlgepflegt

und wällt fast auf die Schulter hernieder; es umrahmt ein ernstes Gesicht; und über die Wangen haben die Jahre ihre Furchen gezogen, aber die treuen Augen schauen so ernst und eigentümlich drein und haben einen so sonderlichen Glanz, als ob sie durch finstere Wolken hindurch Sonnenglanz erspäht hätten. Aber jetzt senken sich die Augen, sie scheinen plötzlich ihren Glanz zu verlieren; oder glänzt es doch wieder unter den Wimpern wie die sprudelnde Quelle glänzt, wenn die Abendsonne ihre Strahlen in die plätschernden Wellen senkt?

Was ist's mit dem Meister Walter? Er legt die schmale Hand über die blauen Augen und senkt tief das Haupt, und dann blickt er noch einmal um sich. Keine Menschenseele ist weit und breit im Stadtpark. Nur die Weisen, Späzen und Buchfinken, das singende Heer in den Wipfeln übt sein Abendlied. Der Meister lauscht einen Augenblick dem Sang und Klang, und ihm war's wohl, als ob sein Ohr die Frage gehört hätte: bist Du nicht mehr als dies singende, klingende Leben, das Dir zur Lust und Freude geschaffen ist? Und Dein himmlischer Vater ernährt sie doch — bist Du denn nicht viel mehr als sie?

Hat der Meister also gefragt, als er eilig das Haupt erhebt?

Jetzt ist das schneeweiße Haupt wieder tief gesenkt, und der alte Rücken ist noch mehr gekrümmt, als wenn am Abend vor dem Feiertag der letzte Kunde

auf den neuen Rock wartet. Ein Zittern scheint durch die gebeugte Gestalt zu ziehen und eine Träne scheint durch die hageren Finger hindurchzuquellen. Was ist's mit dem Meister Walter?

Lange hat er so dagefessen in tiefe Gedanken versunken: dem Fröhlichen fliegt die Zeit rasch dahin, wenn rauschende Ströme der Freuden, oder lichte helle Gedanken ihn umspielen, aber dem Traurigen fliegt auch die Zeit rasch dahin, wenn die Gedanken sich tief hineinsenken in das Leid der Erde, und hier einen Weg durch das Dornestrüpp und dort einen Steg über sturmbelegte Wogen suchen, und Weg und Steg nicht finden können. Der Meister hat wohl die Hand von den Augen genommen, aber das Haupt ist noch immer tief gesenkt. Der Sang der Vögel ist nicht verstummt, aber er dringt nicht mehr hinein in das betäubte Menschenherz. Der Mann auf der Bank im Stadtpark hat's auch nicht bemerkt, daß eine einsame Pilgerin ihm nahe gekommen ist. Er hat nicht hineingeschaut in ihr kluges Auge, sonst hätte er gesehen, wie sie dasselbe forschend auf seine gebeugte Gestalt gerichtet hat; er hat nicht gelesen in ihrem ernstesten, milden Angesicht, sonst hätte er des Apostels Schrift heraus studieren können: „Endlich aber seid alle-³samt gleich gesinnet, mitleidig, brüderlich, barmherzig, freundlich.“

Die Dame scheint in der Mitte der zwanziger Jahre zu stehen und trägt Trauerkleider; sie ist ein-

fach aber sehr ordentlich gekleidet. Ihre Züge sind lieblich, die Gestalt klein und gedrungen; lebhaft ist das Auge.

Sie ist still gestanden und blickt eine Weile den Alten an, der auf der Bank sitzt und das Haupt so tief gebeugt hat; dann tritt sie an ihn heran und bittet ihn um die Erlaubnis, sich zu ihm auf die Bank setzen zu dürfen; halb erschrocken, halb verwundert schaut er zu ihr auf und stammelt einige unverständliche Worte. Ihr will's vorkommen, als ob er sich erheben wolle. Rasch legt sie ihm die Hand auf den Arm und sagt im bittenden Ton:

„Ach, liebes Väterchen, ich habe Sie nicht von Ihrem Platz verdrängen wollen; und wenn Sie meinewegen fortgehen wollten, dann würde ich mich schleunigst erheben.“

„Nein,“ sagt er, „nicht Ihretwegen entferne ich mich, aber ich habe daheim eine, die sehnsüchtig nach mir ausschaut.“

„Und der Sie keine Hilfe bringen können?“

„Traurig schüttelte er den Kopf:

„Nein, ich kann meinem armen Weibe keine Hilfe bringen.“

„Was fehlt Ihrer Frau?“

Am Magen liegt's, und eine langwierige Geschichte ist es. Ach ja, könnten wir —; na, was klag' ich — hab' ich doch einen Gott im Himmel, dem ich's genugsam klagen kann.“

Sie blickte ihm mit ihren großen blauen Augen so ernst ins bleiche Angesicht, und er mußte sie wieder ansehen: es war in ihren Augen eine Kraft der Anziehung. Schön war sie nicht, aber ihr Auge blickte ihn an wie ein Stück vom Himmelsblau, das von eitel Seligkeit redete; und als sie ihn wieder anschaute, rückte er ihr ein wenig näher und sagte:

„Ach, Fräulein, nein, ich habe kein Mißtrauen gegen Sie. Aber sehen Sie, man ist doch nicht in den Stadtpark gegangen, um fremden Leuten die Flicken im Zeug und die Wunden im Herzen zu zeigen.“

„Ich habe schon in Ihrem Gesicht gelesen und glaube nicht, daß wir einander so fremd sind, wie Sie meinen, weil wir uns grüßen dürfen mit dem Gruß des Apostels als die Unbekannten und doch bekannt. Überdies will ich mich weiter mit Ihnen bekannt machen: mein Name ist Johanna Born. Ich bin Lehrerin an der städtischen Mädchenschule.“

„Und ich bin der Flickschneider Walter und wohne in der Grafenstraße Nr. 10 im Hinterhause.“

„Sehen Sie,“ erwiderte sie, „nun sind wir schon miteinander bekannt. Ich bitte Sie aber recht herzlich, nicht von mir zu glauben, daß weibliche Neugierde mich nach dem Befinden Ihrer Frau fragen läßt. Sie stehen gewiß vereinsamt in der Welt und müssen Leid tragen, und ich stehe auch vereinsamt hier. Ich bin erst seit vier Monaten hier angestellt. Ich war früher Lehrerin an der

Schule zu Dreibrücken und hatte dort meine Mutter bei mir. Hier wurde mir nun eine bessere Stelle geboten, und ich hoffte, daß mein Mütterchen es gut haben sollte bei ihrem Kinde, aber Gottes Wege sind nicht unsere Wege und seine Gedanken sind nicht unsere Gedanken. Ich mußte meine Mutter krank zurücklassen, und vor vierzehn Tagen bin ich hinüber gerufen, um an ihrem Grabe zu weinen. So ist es gekommen, daß ich bisher eine Einsame geblieben bin, mitten in dem Getriebe um uns her; und weil ich in Ihrem Gesichte las, daß auch Sie wie ein Einsamer und Verlassener Ihre Straße zogen, darum trieb es mich, mich zu Ihnen zu setzen."

"Ich danke Ihnen," sagte er mit einem herzlichen, freundlichen Ton. "Ja, Fräulein, es tut wohl, eine freundliche Stimme zu hören, wenn man auf dem Wege ist, an der Welt zu verzweifeln. Wahrlich ich hab's keinem Menschen gesagt, wie tief bei uns der Schaden gefressen hat. Aber Sie sehen mir mit Ihren guten Augen ins Herz hinein, so sollen Sie meine Leidensgeschichte von Anfang bis zu Ende hören. Mit mir ist's gegangen wie mit manchem kleinen Handwerker unserer Tage. Die Großindustrie, der Fabrikbetrieb tritt uns in den Staub und vernichtet uns. Ich hatte das Meinige gelernt und war kein Wildfang, als ich meine Lotte heimführte; sie wußte zusammen zu halten, was ich heimbrachte. Einen Gesellen und einen Lehrling konnte ich halten, und hatten wir auch kein eigen Haus, so hatten

wir doch Gott und genug, und wenn ich Zukunftspläne machte, dann pflegte meine Lotte zu sagen: Vater, streck' nicht die Hand zu gierig aus, zu viel zerreißt den Sack. Na, Gott der Herr sorgte dafür, daß es nicht zu viel wurde; die Kindlein wurden geboren, eins nach dem andern, bis das halbe Duzend voll war. Zwei Knaben starben in jungen Jahren. Geboren werden kostet Geld, Sterben kostet Geld, aber wir wurden satt und trösteten uns mit der alten Weisheit: genug ist besser als zuviel. Zwei Söhne zogen weit über's Meer hinaus, der eine ist Farmer in Amerika geworden, der andere Kaufmann in China; fünfzehn Jahre sind sie fort gewesen. Der Farmer lebt nach dem Spruch: bete und arbeite; er hat sein Brot; und seine acht Kinder sind wie Äzweige um den Tisch herum: der Kaufmann ist reich geworden; aber der Himmelsgüter hat er nicht vergessen, und ein Weib nach seinem Herzen hat er nicht finden können im fremden Land. Als die beiden fortgezogen waren, war's, als wenn sie den Erdenseggen aus unserm Hause mit sich über's Meer genommen hätten. Die Magazine fertiger Herrengarderoben schossen wie die Pilze aus der Erde, eins immer größer und schöner als das andere. Ich mußte den Gesellen entlassen. Meine älteste Tochter, damals eine blühende Jungfrau, fing an zu kränkeln; ein ganzes Jahr lang lag sie unter den Händen des Würgengels, und als wir sie hinausgetragen hatten auf

den stillen Gottesacker und ihr die Rosen auf das Grab gepflanzt hatten, da ließ jene andere Rose unseres Lebens, unser jüngstes Töchterlein, den Kopf hängen, legte die Hand auf die Brust und sagte: Vater, dort sitzt es! Gerade da, wo es bei der Schwester saß, aber nicht wahr, mein Vater, meine Mutter, ihr wollt mir's gönnen, daß ich zu der Schwester gehe und mit ihr zu Jesu Füßen sitze? Dann liefen uns wohl die Tränen über die Wangen und wir sagten: Kind, wie er will! Er ist der Herr, er tue, was ihm wohlgefällt! Und als wiederum die Schwalben ins Land zogen und die Knospen sprangen, da sangen wir am Sterbette unseres Lieblings das alte Lied:

Unter Lilien jener Freuden
Sollst Du weiden:
Seele, schwinde Dich empor!
Als ein Adler flieg behende!
Jesu Hände
Öffnen schon das Perlethor.

Das war vor elf Jahren. Bald darauf griff der Lehrling zum Wanderstabe, wir zogen eine Treppe höher, die Herrschaften stiegen aber nicht mehr so hoch. Da ist der Schneidermeister Walter ein Flickschneider geworden; und wenn's nichts zu flicken gab, dann ging ich in die Magazine und holte mir, was ich gebrauchte, und verdiente in saurer Arbeit mein kärgliches Brot. Na, Fräulein, Gott weiß es, ich habe nicht gemurrt, und wenn's

einmal sehr knapp bei uns wurde und ich die letzten Krumen mit traurigem Blick verfolgte, dann legte meine liebe Alte mir die Hand auf die Schulter und sagte: Vater, es sorgt der Kirschbaum nicht, wenn er auch im Winter einmal fahl steht; warte nur, im Frühling wird's grüne Laub schon wieder kommen; und wenn's dann noch ärger wurde, dann sind wir wohl miteinander auf die Knie gesunken und haben's hinaufgerufen zu dem Geber aller guten Gaben:

Sorge, großer Menschenfreund,
Für uns, Deine Kinder;
Sorge, Herr, für Freund' und Feind',
Sorge für uns Sünder!
Sorge für mein täglich Brot;
Sorge doch für alle,
Die in Armut und in Not;
Sorge, wenn ich falle!

Na, Fräulein, halten's dem Alten zu gut, wenn er's lang macht mit seinen Sprüchen. Wenn die Schleuse lange verschlossen gewesen, dann kommt's Wasser brausend heraus. Ja, ja, so blieb's bis vor anderthalb Jahren. Da wurde mein treues Weib krank. Der Magen war's. Milch, Wein, Fleisch und Kraftsuppe verordnete der Arzt zur Medizin. Woher sollte ich's nehmen? Der Verdienst war immer schlechter geworden; die alten Hände zittern, die alten Augen können die Stelle auch nicht immer finden, wo die Naht entlang laufen

soll. Die sechzig Mark, die mein Sohn aus China schickte, gingen zum Arzt und zur Apotheke. Ja, ja, als sie fort waren, habe ich mit dem Leihhause Bekanntschaft gemacht, und ich habe wohl zu meinem Gott gesagt: „Arm und alt, Herr, das sind zwei schwere Bürden, wär's nicht an einer genug?“ Dann hat meine liebe Alte mir geantwortet: „Vater, werd' nicht undankbar, sei zufrieden, daß Du noch gesund bist, haben wir nicht noch gestern und heute wieder Tee zum Brot gehabt? Und wenn der treue Gott uns nicht mehr gibt — schau, da kann er uns fragen: habe ich nicht Macht zu tun mit dem Meinen, was ich will? Und wenn er uns Wasser trinken läßt, dann denke ich an die Hochzeit zu Cana und lasse mir das Wort gesagt sein: meine Stunde ist noch nicht gekommen.“ Ja, so pflegt sie zu sprechen. Es ist ein gutes Weib, Fräulein, es ist mein Herzblatt und mein Augapfel. Die vierzig Jahre, die wir miteinander eine Straße gezogen sind, haben die Hände und die Herzen immer fester aneinander gefügt; je älter der Kitt ist, desto fester wird er, und je mehr der Stahl durch die Gluten muß, desto härter wird er. Im vorigen Sommer stand sie noch wieder auf, und an einem schönen Sonntagnachmittag habe ich sie heraus führen dürfen, und hier auf dieser Bank hat sie mit mir geseffen und hat die Rosen blühen sehen und die Vögel singen hören; aber Neujahr hat sie sich wieder gelegt und seitdem ist sie aus

dem Bett und ins Bett gekrochen. Der Arzt hat Medizin verordnet und Milch und Wein. Ich aber muß es erfahren, daß Armut wehe tut. Na, Fräulein, daß ich's kurz mache: ich hätt's Euch nimmer gesagt, wie es um uns steht — denn nicht einmal der Herr Pfarrer weiß es — ich hätt's Euch nimmer gesagt, wenn mir nicht die Wunde im Herzen grade mächtig blutete, denn mein herzliebes Weib liegt krank, und der Löwenapotheker will nicht mehr borgen; ach, es stehen zwanzig Mark bei ihm im Buch; und vor einer halben Stunde hat mir der Schwanenapotheker gesagt: „nichts für ungut, Meister, es stehen zwölf Mark auf Ihrem Namen; von jetzt an heißt es: zuerst das Geld und dann die Ware.“ Da blutet mir das Herz, denn ich muß ohne Medizin heimkommen zu meinem kranken Weibe. Es dauert immer zwei Stunden, ehe ich von der Schwanenapothek wieder heimkehre; heute konnte ich eine Stunde sparen, denn der Herr Provisor sagte nicht: „um eine Stunde wird die Medizin fertig sein.“ Na, die Stunde hat mir gut getan, man legt sich die Last auf dem gebeugten Rücken besser zurecht, wenn eine mitleidige Hand dieselbe mit ansaßt. Nichts für ungut, Fräulein, ich danke Ihnen, daß Sie dem alten langstieligen Flickschneider so lange zugehört haben.“ „Gestatten Sie mir noch eine Frage,“ sagte sie, und schlug das große blaue Auge zu ihm auf und schaute ihm freundlich ins Angesicht. „Sie sagen, daß

Ihre Kinder in der Fremde im Wohlstand leben, ist es denn nicht Ihre Pflicht denselben mitzuteilen, wie es um Sie steht und die Hilfe derselben in Anspruch zu nehmen?

„Im Wohlstand,“ erwiderte er, „lebt eigentlich der Amerikaner nicht. Er nährt sich mit seiner Hände Arbeit und hat sein tägliches Brot, aber mein zweiter ist reich, schickt mir auch alle Jahre sechzig Mark zum Christfest, und wenn ich ein Wörtlein schreibe, schickt er mir auch das Dreifache, ja, das Zehnfache; es war wohl falsche Scham, daß ich's ihm nicht schrieb, aber ich dachte: selbst ist der Mann; und als nun Neujahr meine Frau sich wieder legte, war eben ein Brief von ihm gekommen mit der Meldung, daß er anderswo sich eine Heimstätte suchen und uns für's nächste halbe Jahr seine Adresse nicht angeben könne. Er werde aber wieder von sich hören lassen, sobald es ihm möglich sei, bis dahin möchten wir uns gedulden und in der Gewißheit leben, daß, ob er über Land oder Meer ziehe, er immerdar unter dem Schirm des Höchsten stehe. Na, Fräulein, dazumal fing grade die Not an, uns ihre Zähne zu zeigen; was sollte ich machen? Der Weg nach China ist zu weit, als daß ich zu meinem Kinde eilen könnte. Nun schaue ich nach seinem Briefe aus, aber von Woche zu Woche warte ich vergebens. Und wenn ich ihm nun schreibe, wann kann dann seine Hilfe da sein? Ach, wenn mein armes Weib unterm Nasen schlummert. Ja, es mag

Unrecht gewesen sein, daß ich es ihm nicht früher schrieb, aber meine liebe Alte pflegte zu sagen: wir haben mehr Vaterunser daheim, als Kinder draußen, und so lange wir's haben, ist die Not noch nicht groß.“

„Das ist wohl wahr, Meister, aber — —“

„Ja aber — ich weiß schon, Fräulein — wohl-gewachsene Kinder sind des Alters Stab, und der Stab will zu Ehren gebracht werden, wenn's Alter durch den Schneesturm soll; und darum muß ich weinen, weil ich mein Weib sterben lasse und zu stolz gewesen bin, von unserm Kinde mir Hilfe zu holen.“

Sie blickte ihm wieder mit ihrem hellen Auge in's Angesicht. Traurig schaute das Auge drein, und doch schien es, als ob ein heller Strahl sich daraus die Bahn brechen wollte.

Die Sonne hatte durch das dichte Laubdach die Bahn gefunden. Sie saß einen Augenblick neben dem Alten in Gedanken versunken. Sie blickte auf den Ring, dessen Stein im Sonnenlicht funkelte. Hui, wie das glitzerte und flimmerte, wie in den lichten Strahlen der Winterschnee funkelt. Soll's ein kalter Glanz sein, den der Schatz an ihrer Hand ausstrahlt? Winterliches kaltes Gefunkel mitten in der warmen Sommerszeit, Frostgestimmer am warmen Menschenherzen? Sie sitzt einen Augenblick in tiefe Gedanken versunken. Sie kann sich in die Lage der Familie Walter hinein denken. Vor vier-zehn Tagen hatte sie am Grabe ihrer Mutter geweint.

Seit Jahren war sie es gewohnt, für ihre Mutter und ihre Schwester zu erwerben und mit ihnen zu teilen; nun hatte die lange Krankheit der Mutter die letzten Sparpfennige hinweggenommen, ihr Gehalt war bisher nicht groß gewesen; für das Begräbniß hatte sie eine Summe von einer Freundin leihen müssen. Aber die Mutter war tot; Johanna Born hat keine Menschenseele in der großen Stadt, für die sie sorgen darf, und ihr Leben ist doch von den Tagen ihrer Konfirmation her nichts gewesen als eitel Fürsorge für ihr Mütterlein und ihre Schwester, die auf dem Seminar ist, um sich als Lehrerin auszubilden. Ja, sie hat Brot, viel Brot, wenn's gilt wohlzutun und mitzuteilen. „Wenn einmal die Not da sein sollte, dann gebrauche den Ring,“ hat die Mutter gesagt, „er ist zwar ein liebes Erbteil vom Vater, aber von einem Vater, der die Not des Lebens nicht sehen konnte, ohne daß ihm das Herz weit und warm dabei geworden wäre. Der Ring ist über hundert Mark wert.“ In Gedanken sitzt Johanna Born auf der Bank neben dem Alten, ihr helles Auge schaut tief ins eigene Herz hinein. Muß ich nicht all die lieben Kleinen beten lehren: „unser täglich Brot gib uns heute“? Ja „unser“, so ist es nicht mein, was ich habe: dies „unser“ ist die goldene Kette der Liebe, die mich an die Armut bindet. Was sind wir denn, wir, die wir uns an einen Vater wenden um das tägliche Brot? Sind wir seine Kinder? Wie wollen wir es beweisen,

daß wir's sind, wenn wir nicht des Vaters Züge tragen, ja, den Liebeszug Gottes im Kindesherzen? Sie nickt freundlich hinüber zu dem Rosenbeet vor der Bank. „Ja, ihr königlichen Blumen, ihr lehrt es uns, jeden mit freundlichem Gesichte anzuschauen und jeden mit dem Dufte des Mitleids und der Narde der Barmherzigkeit zu erfreuen. Ihr lehrt's uns. Sollen wir nicht auch freundliche Rosen sein im Garten unseres himmlischen Königs? Zwei Monate sind's noch, bis mein Gehalt fällig ist: ich darf es nicht vorwegnehmen; der Kassierer kennt mich kaum; aber die Wirtin borgt bis zum Quartalschluß; und die Armut ruft.“

Da funkelte der edle Stein in ihrem Ring wie ein heller Stern, der durch dunkle Wolken bricht. Rasch streifte sie den Ring vom Finger, noch einmal ließ sie ihn funkeln im Sonnenschein, sie dachte an ihren Vater, der schon lange tot war, und dessen Herz bei fremdem Leid soll so warm gewesen sein, so warm wie Sonnenlicht, sie dachte an ihre Mutter. Rasch schob sie den Ring in die Hand des Alten.

„Hier, Herr Walter! nehmen Sie ihn! Er nützt mir nicht; ich würde mich schämen, wenn ich ihn am Finger funkeln sähe und Sie in der Armut wüßte. Nehmen Sie! Ihnen ist er Brot, mir ist er totes Gold. Nein, ich nehm' ihn heut nicht wieder, morgen auch nicht, vielleicht dann, wenn Sie Hilfe von Ihrem Sohn erhalten haben. Gehen Sie auf's

Leihhaus, bitten Sie, daß sie den Ring dort schätzen lassen von einem, der edle Steine kennt."

"Fräulein," sagte er, und die Tränen strömten ihm über die Wangen, "Sie kennen mich nicht."

"Ja, ich kenne Sie; ich sehe Ihre Tränen, ich habe auch schon einen Blick in ihr Herz getan, ich kenne Sie."

"Nein, ich kann's nimmermehr von Ihnen annehmen. Wie soll ich's wieder gut machen? Hätte ich geschwiegen! Aber Ihr gutes Auge, das mich anschaute, wie ein Engelsauge, hat's aus mir heraus gelockt. Aber nimmermehr kann ich den Ring nehmen."

"Lieber wollen Sie zur Armentasse laufen, Meister Walter? Oder wollen Sie etwa lieber Ihre Frau sterben lassen?" fragte sie halb ernst, halb scherzend. "Nun, Gott befohlen! Er helfe der Frau Meisterin! Bringen Sie ihr einen schönen Gruß von mir, und sagen Sie ihr, ich würde Sie nächstens besuchen. Ich habe mir die Wohnung gemerkt: Grafenstraße Nr. 10. Seht, Meister, Gott der Herr hat's so gefügt und uns hier zusammengeführt. Was Sie von mir erhalten haben, ist einst mir von Gott beschert, nun ist's Ihnen von Gott beschert; darum: keinen Dank an mich!"

"Von Gott beschert!" murmelte der Meister. Da war die Dame mit dem blauen Auge und dem Engelsantlitz verschwunden. Und er stand noch eine Weile in Gedanken versunken und ließ den Stein

des Ringes in der Sonne funkeln. Dann eilte er heim. Die Vögel aber in den Zweigen jubilierten, und ihm war's, als ob sie allzumal wiederhallen ließen den einen Gruß: "Von Gott beschert, ja, von Gott beschert!"

II.

Liebe hat ein gut Gedächtnis.

Nebel auf Erden,
Wolken am Himmelzelt:
Was ohne Sonne
Wäre die Welt?

Ich, und zu leben
Lohnte sich länger nicht,
Fehlte der Liebe
Goldenes Licht!

Da sitzt er nun auf seinem Tisch am Fenster und näht und näht. Die alte Hornbrille wackelt auf der Nasenspitze, als ob sie keine Lust mehr hätte, dem Meister weitere Dienste zu leisten; aber sie ist über dem schneeweißen glatten Haar mit einem schwarzen Bande festgebunden und muß am Platz bleiben wie ein gefesselter Sklave. Tiefgebeugt ist das Haupt, und der alte Rücken sieht einem gespannten Bogen ähnlich. So sitzt er da auf seinem Tische und hat die langen Beine übereinander geschlagen und näht, und näht, und näht. Die Sonne

schickt ihre Blut ins Stübchen hinein, und dem Meister perlen die Schweißtropfen auf der Stirne; aber er achtete nicht der Schweißperlen und der Sonnenstrahlen. „Wenn nur die böse Krankheit, und der Arzt und Apotheker, und der Wein und das frische Fleisch nicht wäre, wollte ich doch noch die schlechte Zeit überwinden,“ murmelte er vor sich hin, und unaufhaltsam eilt die Nadel durch den weichen Stoff.

Da wirft der Alte einen freundlichen Blick ins Stübchen; trotz der Armut ist es ein freundliches Gemach. Die Stühle sind wurmförmig, und die Polster sind mit bunten Lappen geflickt, aber kein Stäubchen liegt auf dem dürftigen Hausgerät. Es ist alles so sauber wie der Meister selber. Drüben in der Ecke dem Tische gegenüber steht das Bett; es sieht den Stuhlpolstern ähnlich, das heißt der Überzug ist ebenso bunt geflickt wie jene. Der Meister blinzelt freundlich zum Bette hinüber. In den Kissen sitzt seine „treue Alte“, ebenso „geflickt und wurmförmig wie das übrige Hausgerät“, pflegt der Meister zu sagen; aber seine klugen Augen blinzeln zu ihr hinüber, und während die Nadel eilt, als ob sie sich glühend arbeiten solle, spricht der Meister zum Bette hin:

„Du siehst heute frischer aus, Mutter. Die Medizin und der Wein haben angeschlagen.“

„Ja freilich, Vater, ein Glas Liebe, eine Hand voll Hoffnung und ein Pfund Gottvertrauen dazu, die können wohl Kranke gesund machen.“

Er nickte über der Arbeit und mußte von neuem einfädeln; das war immer ein saures Stück Arbeit, weil die alten Augen den Dienst versagten und das „Vorspann von der Nasenspitze her anders vorgespannt werden mußte.“ Die Frau im Bette wußte, daß er es gerne hätte, wenn er bei dieser Arbeit ein wenig gestört werde, und die alten mageren Hände einen Augenblick in den Schoß sinken lassen konnte.

„Vater,“ sagte sie, „heute sind's vierzehn Tage her, daß Du den Ring heimbrachtest. Ich hätte gedacht, daß die Dame einmal unsere Hühnerstiege heraufgeklettert wäre, aber den Barmherzigen wird's schwer sich den Dank zu holen; meinst Du nicht, daß es Zeit wäre, ihr denselben zu bringen?“

„Ich brächte ihr lieber den Ring wieder,“ erwiderte er, und ließ die Hand mit der Nadel in den Schoß sinken. „Aber wenn nun in den nächsten Tagen der Wilhelm nicht schreibt, und wir bringen das Geld nicht wieder zusammen, was dann, Mutter?“

„Gott läßt wohl sinken, aber nicht ertrinken. Und auch wir wollen uns mit dem Ringe an das Wort fetten lassen: Seid unverzagt, ihr habet die Hilfe vor der Tür. Darum verzage ich nicht, denn der, der uns den Ring gegeben hat, wird uns auch das Geld geben, ihn einzulösen, wenn die Verfallzeit da ist. Aber das ist mir nicht recht, Vater, daß Du noch nicht bei ihr gewesen bist und ihr unsern Dank dargebracht hast.“

„Wartete ich nicht immer auf den Brief von Wilhelm, um ihr die Rückgabe des Ringes in Aussicht stellen zu können? Und wo soll ich das Fräulein suchen? Sie war vielleicht gar ein Engel vom Himmel.“

„Ei ja, Alter, — hat sie mir doch auf der Bahn eines Engels Dienst getan. — Sonst war's aber mit menschlichem Namen genannt, die Lehrerin Fräulein Born. Wahrscheinlich wird sie an der städtischen Mädchenschule angestellt sein, und ihre Adresse wirst Du beim Herrn Direktor erfahren können.“

„Du hast Recht, Mutter. Wenn die Weste fertig ist, dann lauf ich zum Direktor hinüber; er wohnt drüben Ecke der Grafenstraße und des Hofmarkts; er scheint ein stolzer Mann zu sein, aber so stolz wird er nicht sein, daß er mir nicht sagen sollte, wo unser guter Engel wohnt.“

Jetzt hat die zitternde Hand in's Zentrum geschossen: der Faden sitzt in der Nadel, der alte Rücken krümmt sich, die Nadel eilt hastig durch den dunklen Stoff. Die Kranke hat sich höher aufgerichtet und schaut ihm mit freundlichen Auge auf die emsigen Finger.

Da kommt's die schmale Treppe heraufgeeilt, rasch und leichtfüßig. Es klopft und herein schaut ein Engelsgesicht mit blauen Augen, blondem Haar und rosig angehauchten Wangen. Der Alte läßt die langen Beine ebenso hastig vom Tisch heruntergleiten als die Nadel auf die Weste niederfuhr; er schlug einen Purzelbaum, daß die alte Horn-

brille von der Nasenspitze auf die Stirn hinüberfuhr. Dann schoß er zur Betistelle hinüber, wo der graue Hausrock über dem Pfosten hing, denn bei seiner Alten und bei der Hitze hatten's die weißen Hemdsärmel, die er selbst gewaschen und geplättet hatte, auch tun können. Rascher als der Faden ins Nadelöhr kam, fuhr der alte Flickschneider in den grauen Hausrock hinein. Und dann kamen die Bücklinge eben so eilig hinterher, und der alte Rücken krümmte sich noch tiefer als er es jemals auf dem Schneidertische getan hatte.

„Ja, Mutter, das ist sie. Grüß Gott, Fräulein! Dank, tausendmal Dank, daß Sie die Hühnerstiege heraufgeklettert sind zu den beiden Alten. Ich hätte lieber zu Ihnen mich aufmachen sollen! Dankbar sein bricht kein Bein, aber Undank macht Wohltun krank.“

„Nichts von Dank, Meister Walter,“ sagte sie mit ihrer sanften Stimme, trat an das Bett und fragte nach dem Befinden des Mütterchens. Die Alte schaute sie an mit Augen, aus denen der ganze Dank ihres Herzens redete. Sie sagte kein Wort, aber als ihr das Fräulein die Hand reichte, hielt sie dieselbe lange umschlossen. Ihre Rechte zitterte über der warmen Hand der Wohltäterin und die Tränen perlten heiß und hell über die durchfurchten Wangen.

„Fräulein,“ sagte sie, und streichelte ihr die Hand, „wie sollen wir es Ihnen vergelten, was Sie an

uns getan haben? Mehr als hundert Mark haben sie uns im Leihhaus auf den Ring geliehen, und seit vierzehn Tagen wird's von Tag zu Tag besser mit mir. Aber wenn nun kein Brief von unserm Sohne käme und wir den Ring nicht wieder einlösen könnten."

"Dann würde ich nicht hungrig drum zu Bette gehen," fiel sie ihr rasch in die Rede, "und würde mich freuen, daß es mit der Frau Walter besser geworden ist."

Darauf saß sie noch ein Stündchen am Bette; und sie redeten mit einander von der Not der Erde und von dem Gott des Himmels, von der Zeit hienieden und von der Ewigkeit dort oben. Nach einigen Tagen kam das Fräulein wieder zu den beiden Alten. Die Frau Walter konnte schon ein Stündchen außerhalb des Bettes weilen. Von jener Zeit an kam das Fräulein häufiger. Sie stand einsam im wogenden Leben und hatte ein Mutterherz ins Grab gesenkt, darum fühlte sie sich hingezogen zu den Alten. Sie schaute gerne in das treue Auge der Frau und hörte gerne die Sprüche des Mannes, und oft, wenn sie im Stübchen der Armen weilte, war's ihr, als ob sie im Tempel Gottes säße, da er den Menichen predige und sie ihm das Loblied sängen; und sie mußte an das Wort denken: „Die Hungrigen füllet er mit Gütern und läßt die Reichen leer.“

Ein stiller Sommerabend war's. In der letzten Nacht war ein Gewitter über die Stadt gezogen. Draußen war die Luft abgekühlt und über den Wiesen

wallte es wie ein weißer Brautschleier. Im Stübchen der Alten war's wohl noch schwül. Die Beiden sahen nichts von dem Wallen und Weben über Wald und Wiesen, obwohl das einzige Fenster weit geöffnet war; das Geräusch des Stadtlebens drang nicht mehr auf den Hof, dahin das Stübchen ausschaute. Es war stille um sie geworden. Der Alte hatte die zerlesene Bibel vom Bord genommen und hatte grade die Geschichte gelesen von dem Raben, der dem Propheten am Bache Erith beides brachte: Brot und Fleisch am Morgen und am Abend; und sie schauten in die Tiefe ihres Leids und ihrer Armut, und er flüsterte:

„Herr, deine Güte reicht so weit, so weit die Wolken gehen. Und ob wir wandern im dürren Land: du lässest Brunnen quellen aus den Gründen, du lässest deinen Moses an den Felsen schlagen, dann fließt Wasser heraus.“

Das Mütterchen ließ das Haupt sinken.

„Noch immer ist kein Brief von unserm Wilhelm da! Vater, wenn die Zeit verstreicht und wir können den Ring nicht wieder einlösen?“

„Den Ring müssen wir einlösen, Mutter, denn Fräulein Born ist so arm wie wir selber: sie hat ihre Schwester auf dem Seminar zu erhalten und ich habe es damals schon gesagt und sag's heute noch; wenn sie bares Geld gehabt hätte, dann hätte sie uns den Ring nicht gegeben. Den Ring müssen wir einlösen, aber —“

„Aber wenn nun der Wilhelm nicht schreibt?“

„Dann greif ich mein Vermögen an,“ sagte er halb scherzend, halb traurig, „weiß' wohl, Mutter: das Vaterunser ist der Armen Zinsgut, der Herr hat auch heute noch Raben, die an den Crith fliegen.“

Er hatte ihre Hand erfaßt. Stille war's im Stübchen, stille war's draußen auf dem Hofe des Hauses. Der Abendhauch zog am Fenster vorbei und der Herr ging vorüber im Abendhauch.

„Zwei Treppen hoch?“ fragte eine Stimme auf dem Hofe.

„Zwei Treppen hoch, dort wo das Fenster offen steht,“ antwortete eine Kinderstimme.

„Das gilt uns, Mutter. Wer hat in später Abendstunde noch etwas bei uns zu suchen?“

Er schlug die Bibel zu und legte sie aufs Bord. „Vielleicht ist's der Rabe vom Bache Crith,“ sagte er lächelnd. Da hallten die Schritte schon droben auf der Treppe und eine Hand klopfte an die Tür; das Menschenkind wartete aber nicht so lange bis „herein“ gerufen wurde. Der Meister Walter war eben in den rechten Ärmel seines Hausrocks hineingefahren und suchte noch nach dem linken, da fühlte er sich von zwei Armen fest umschlossen; jauchzende Lippen küßten ihn und von den Lippen tönten immerdar nur die Worte:

„Mein Vater, meine Mutter!“

Die Mutter war auf den Stuhl gesunken und

schaute stumm und staunend ihren Mann und den Fremdling an, bis der Lektore auch sie in seine Arme und an sein Herz zog, ihr die Wangen streichelte und triumphierte:

„Ja, ich bin's, mein Mütterchen. Dein Wilhelm ist es. Du siehst bleich aus, mein Mutterherz, bist doch nicht wieder krank gewesen? Ei, warte nur, ich will Dich pflegen. Ich bin eigens deshalb herüber gekommen, um meine alten Eltern zu pflegen.“

Und jetzt umarmte er den Vater wieder.

„Du bist alt geworden, mein Vater; das Haar war schwarz, als ich wegging, ein wenig grau gemischt — freilich, es sind über fünfzehn Jahr her — jetzt ist das Haar schneeweiß geworden.“

„Am Abend wird es licht sein,“ sagte der Meister Walter. „Herr Gott, du hast Großes an uns getan, des sind wir fröhlich.“

Noch zitterte und bebte die alte schwächliche Gestalt, und die Hände griffen hierhin und griffen dahin, und wußten nicht, was sie wollten; ja, ja, das war's, den zweiten Rockärmel hatte die Hand nicht finden können, da hatte er auch den andern wieder abgestreift; nun lag der Hausrock auf dem Schneidertisch, und der Alte hatte in Hemdsärmeln seinen Sohn umarmt; und der Sohn sah doch so vornehm aus, ja, ja, sehr vornehm. Rasch fuhr der Meister in den Rock hinein, rasch bewegte er sich in der Stube dahin und daher; und sein weißes Haupt

ging auf und ab, wie der Schaum auf den Meereswellen, wenn der Sturm sie peitscht.

Nun setzte sich der Sohn auf den Stuhl. Die beiden Alten saßen neben ihm, und der eine hatte seine Rechte angefaßt, und die andere seine Linke.

„Ja, Du bist es, mein Wilhelm,“ sagte die Mutter, „Du bist es; ich hätte Dich wieder erkannt, obwohl Dir die Sonne das Gesicht braun gebrannt hat, ich hätte Dich wieder erkannt, auch wenn Du es mir nicht gesagt hättest, daß Du es wärest.“

„Wilhelm,“ fragte der Vater, „woher kommst Du? Willst Du nun hier bleiben, oder willst Du uns besuchen und dann wieder hinausziehen?“

„Vater,“ sagte er, „ich komme aus China. Als ich vor fünfzehn Jahren hinauszog, sagte ich zu Dir, daß ich heimkehren werde, wenn ich mir so viel erworben habe, daß ich meinen Eltern einen sorgenfreien Lebensabend verschaffen könnte. Der treue Gott hat mich gesegnet, und hat mir mehr gegeben, als meine Eltern und ich verzehren können. Ich bin meines Wortes eingedenk geblieben, mein Vater, und bin gekommen, Dir die Nadel aus der Hand zu nehmen und Dir den Sorgenstuhl hinter den Ofen zu stellen.“

„Ich weiß gar nicht, daß Du solch ein Wort geredet hast.“

Aber ich weiß es, und ich will mein Wort einlösen.“

So plauderten sie noch lange. Die Sterne der

Nacht leuchteten strahlend vom Himmel her; die frische Abendluft säufelte ins offene Fenster und der Herr ging durch's Stübchen im Abendhauch, und er freute sich der beglückenden Kindesliebe und der beglückten Elternliebe. Als Mitternacht längst vorüber war, brachte der Vater sein Kind in das Hôtel am Hofmarkt, denn droben im zweiten Stock war kein Raum in der Herberge.

Am andern Tage schütteten sie einander das Herz aus. Da ließen sie den Sohn einen Blick in ihre Armut tun, und er schalt ihre Schweigsamkeit. Da erzählten sie ihm auch die Geschichte des goldenen Ringes und er forderte den Pfandschein.

Der Meister ging ins Leihhaus und tilgte die Schuld, und als er sagte: „Gottlob, ich bin zum letzten Male hier gewesen,“ leuchtete ihm das Angesicht, und er mußte dem Beamten die Geschichte der Heimkehr seines Sohnes erzählen.

Auch der Sohn hatte am Vormittage einen Geschäftsgang, wie er es nannte, zu machen. Am Mittage dampfte der Braten aus dem Hôtel auf dem Schneidertisch, und der Alte sandte ein herzlichinniges Dankgebet hinauf zu seinem Gott.

Nach Tisch ruhten die Alten eine Weile, denn der Tag war heiß und die Nacht war kurz gewesen. Der Sohn aber eilte dahin und daher in der Stube, auf dem Hofe und auf der Straße. Des Vaters hastige Weise schien ihm auch ins Blut gegangen zu sein.

Schau, jetzt fährt durch den Torweg ein kleiner Mobilienwagen auf den Hof, er hält stille. Es poltert die Treppe herauf zur Schneiderswohnung.

„Ja, ja, die können nun wohl,“ ruft die Scheuerfrau aus der Kellerwohnung der Nachbarin zu, „hast gehört, Amtrin, des Flickschneiders Ältester ist heimgekehrt und hat grausam viel Geld mitgebracht.“

„Der Zweite ist's, der Jüngste, nicht der Älteste.“

„Meinetwegen, Amtrin, der Zweite, oder der Dritte, oder welcher sonst; aber grausam viel Geld hat er mitgebracht, so eine Million oder zwei. Schau nur, wie das blitzt und funkelt: lauter neues Getische und Gestühl. Da mag die Waltern wohl gesund werden vor Herzensfreund!“

Das funkelnde Getische und Gestühl wurde die Treppe hinaufgetragen zur Schneiderswohnung.

Hui, wie der Alte trippelte und den Glanz seines Reichthums bewunderte! Dann und wann stahl sich eine leuchtende Perle zum Auge heraus und er fuhr verstohlen mit dem Tuch über die Wangen. Ja, neue Stühle, neue Betten und ein neuer Tisch kommt in das Stübchen, und das alte wurmfressige Mobilien verschwindet eins nach dem andern. Das Mütterchen schaute dem alten Gerümpel mit traurigem Blick nach:

„Es wäre noch lange gut genug für uns gewesen,“ sagte sie kopfschüttelnd.

Als aber der alte Schneidertisch an die Reihe kam, legte der Meister zitternd seine Hand darauf und sagte:

„Laß ihn stehen, mein Sohn, laß ihn stehen; er ist mein treuer Genosse gewesen vierzig Jahre lang; er hat meine Tränen gesehen und meine Schweißperlen.“

„Gewiß soll er stehen bleiben,“ sagte der Sohn, „sieh, den neuen Tisch stellen wir dort in die Ecke, und die beiden Lehnstühle sollen daneben stehen. Setzt Euch einmal hinein, Ihr Lieben, daß Ihr wißt, wie es sich im Lehnstuhl sitzt.“

Da saßen sie nun, und bald weinten sie und bald lächelten sie vor lauter Glück.

Meister Walter aber schaute dann und wann nach der Uhr. Daran hatte der Sohn nicht gedacht, eine neue Uhr ins Stübchen zu bringen. Da hing nun die alte Maschine an der Wand und schaute hernieder auf all das Getriebe und redete immerfort; ja, sie hat das Leid der Vergangenheit gesehen, und muß davon plaudern, und sie hat die Freude der Gegenwart gesehen, und muß darüber schwätzen. Doch der Meister dachte nicht an das Alter der alten Uhr und hörte nicht nach ihrem Geplauder. Er wußte, daß heute Sonnabend sei, und daß das Fräulein einen freien Nachmittag habe, und daß sie in den letzten Wochen immer am Sonnabend Nachmittag um fünf Uhr die Hühnerstiege herauf geklettert war.

Wieder blickt er nach der alten Uhr.

Horch, da regt sich's auf der Treppe. Ja, sie ist's. Welches Gesicht wird sie machen?!

O, sie machte ein sehr verwundertes Gesicht; aber bald war ihr alles aufgeklärt und sie freute sich mit den Fröhlichen, wie ein Kind sich freut, wenn seiner Mutter Geburtstag ist.

„Morgen soll das Fest der Heimkehr unseres Kindes gefeiert werden: da müssen Sie mit dabei sein,“ sagte der Alte; „ja, ja, Fräulein Born, diese Einladung dürfen Sie uns nicht ausschlagen, morgen Vormittag gehen Sie mit uns in den Gottesdienst, und morgen Mittag speisen Sie bei uns, und morgen Nachmittag will der Wilhelm durchaus in der Droschke durch den Stadtpark nach dem Königshügel fahren. Ach, der alte Flickschneider in der Droschke! Die Schnecke auf dem Rosenstrauch! Ja, da müssen Sie dabei sein.“

Dann ließ er den Ring in der Sonne funkeln und er funkelte ihm in die Augen, und er funkelte ihr in die Augen; nicht um des äußeren Wertes, sondern um der großen Menschenliebe willen, die daraus hervorstrahlte.

Am Sonntag aber, als sie einander gegenüber saßen in dem viersitzigen Wagen, leuchtete es ihnen wie heller Sonnenschein aus den Augen. Das Mütterchen ergriff im überwältenden Gefühl die Hand des Fräuleins und flüsterte: „Ach, Fräulein, wie komme ich armer, unwürdiger Wurm zu solcher Freude und zu solchem hellen Sonntag?“

„Freude und Tag sind von Gott beschert,“ sagte

leise die andere; und von den Lippen der Menschenkinder wiederhallte es: „Von Gott beschert!“ Und von den Zweigen der grünen Bäume jubilierte es: „Von Gott beschert!“

III.

**Ich wart' des Glücks — hilf Gott und
schick's.**

Wir blühet ein Nöslein,
Ach, wüßt' ich nur wo?
Denn bis' ich's gefunden,
Werde nimmer ich froh.

Oh Rose um Rose
Mich lieblich umblüht,
Hat doch noch bei keiner
Das Herz mir geglüht.

Drum such' ich noch immer
Landaus und Landein,
Doch — find' ich das Nöslein,
Wird's dann wohl auch mein?

Drüben am Hofmarkt steht ein schönes Haus. Drunten ist ein großer Laden, droben sind die Wohnzimmer. Vor den Ladenfenstern stehen die Frauen und Kinder stummend stille, denn da sind neben den mannigfaltigsten nützlichen Hausstandsgegenständen allerliebste chinesische Waren ausgestellt: Teebretter, die so bunt sind, wie ein Blumenbeet im Frühsommer, Dosen und Schachteln, Ofenschirme und Kippfiguren, Schnitzwerk aus Holz und aus

Seifenstein, und hundert Dinge, die der Hausfrau ins Angesicht lachen.

Dort hat der „Chiniese“ seinen Laden eingerichtet. Ja, den „Chinesen“ nennen sie den Kaufmann Wilhelm Walter. Er ist in seine Vaterstadt gekommen, nicht um auf seinen Lorbeeren auszuruhen, sondern um weiter zu bauen an seiner irdischen Zukunft, um mit dem, was er draußen in den Wogen des Lebens erworben und erspart hat, hier im Hafen, wo er das Schifflein vor Anker gelegt hat, sich die Heimstätte zu gründen und auszubauen. Bald wird der Kaufmann Walter vierzig Jahr alt sein, da wird's Zeit, daß der Mann sich den eignen Herd gründet. Herr Wilhelm Walter scheint jedoch wenig Neigung zu haben, sich eine Lebensgefährtin zu suchen. Seine Eltern wohnen droben in dem schönen Hause am Hofmarkt. Zuerst meinten sie zwar, sie kämen sich drin vor, wie der Bettler im Königspalast; aber bald fühlten sie sich so heimisch drin, wie die Lerche im tiefen Nest.

Der alte Flickschneider hat die Nadel beiseite gelegt, denn der Sohn wollte den Eltern einen ganz stillen, freundlichen Feierabend in seinem Hause bereiten; aber die Mutter hatte sich vorbehalten, da die Gehilfen im Laden nicht im Hause ihres Handlungsherrn wohnten, in dem kleinen Hausstande nach den Rechten zu sehen; und als der alte Meister acht Tage lang sich hatte in den Sorgenstuhl drücken lassen, da hielt er's „in der

Trägheit“ nicht länger aus. Und von da an sah man ihn bald auf dem Lager beim Ein- und Auspacken, bald im Laden beim Bedienen eines Kunden beschäftigt. Der Sohn schalt wohl freundlich:

„Du sollst Ruhe haben, Vater. Habe ich dazu das Geschäft gekauft, um mein Väterchen als unbesoldeten Gehilfen sich drin plagen zu lassen?“

„Wer nicht arbeiten will, soll auch nicht essen,“ pflegte dann der Alte zu erwidern. „Laß mich nur laufen, mein Sohn. Was wäre der Mensch, wenn er nicht mehr arbeiten dürfte? Gebrauchter Pflug blinkt, stehend Wasser stinkt.“

Am Sonnabendnachmittag pflegt das Fräulein die beiden Alten zu besuchen; dann ist für diese eine Freistunde.

Heute huscht sie wieder im Laden am Kontor vorüber. Herr Wilhelm Walter schlägt das Hauptbuch zu. Ein Lächeln gleitet ihm über's Gesicht. Das Geschäft steht in Blüte und entwickelt sich immer weiter. Plötzlich wird das Angesicht des Mannes sehr ernst. Er hat das Hauptbuch eilig beiseite gelegt und hat das Kontor verlassen. Droben im Korridor hat Fräulein Born ihren Mantel abgelegt. Er begrüßt sie freundlich und bittet sie, einzutreten. Sie sieht ihm verwundert in das erregte Angesicht. Was ist's, das ihm aus den Augen leuchtet? Er hatte seines Vaters rasche Art. Sie will ihn nach dem Grunde seiner Erregung fragen: da leuchtet ihr ein Strahl aus

seinem Auge, vor dem sie errötend das ihre niederschlägt.

Sie sind allein in der Stube.

Er redet verworrene Worte zu ihr, aber sie hat die Worte verstanden. Sie richtet ihre blauen Augen und ihr Engelsantlitz zu ihm auf, sie senkt das Auge vor ihm nieder. Dann sagt sie im ernstesten Ton und ihre Stimme zittert:

„Herr Walter, nehmen Sie diese Frage zurück!

— Ich kann nicht, — nein, ich kann nicht — die Ihre werden — ich muß!“

„Was müssen Sie?“

„Ich muß für meine Schwester sorgen: sie kam erst nach einem Jahre ihr Examen machen.“

„Sie haben für meine Eltern das Zeichen Ihrer Liebe hingegeben und haben ihretwegen darben müssen — gestatten Sie mir doch, nicht an Sie, sondern an Ihre Schwester einen Teil dieser Schuld abtragen zu dürfen. Nehmen Sie aus meinem Überflusse für Ihre Schwester, was Sie den Meinen aus Ihrem Mangel gegeben haben. Seien Sie nicht stolz! — Aber nehmen Sie mehr — nehmen Sie mein ganzes Herz! Geben Sie mir statt des einen Ringes einen andern.“

Wieder schaute das blaue Auge und das Engelsantlitz zu ihm auf. In dem Auge glänzten leuchtende Tränen, heller als der Stein in ihrem Ringe.

Er streckte seine Hand zu ihr aus und sie legte die ihre hinein. Schluchzend legte sie ihr Haupt

ihm an die Brust. Er hielt sie umschlungen und fragte sie mit leiser Stimme:

„Willst Du die meine sein?“

„Immerdar,“ erwiderte sie.

Fester zog er sie an sich. Da öffnete sich die Thür. Sie wollte entfliehen; er aber hielt sie umschlungen. In der Thür aber erschienen sie beide, der Vater und das Mütterchen. Er öffnete ihr die Thür, sie aber trug das Teebrett mit den Tassen herein, denn es war Kaffeezeit.

Da stehen sie nun beide, nein, sie stehen nicht mehr, der eine trippelt dahin und daher und will vorbei an seinem Mütterchen und kann's nicht, und die andere zittert und hat ganz und gar vergessen, daß sie ein Teebrett in ihren Händen hält. — Pardaus! da liegen die chinesischen Tassen auf der Türschwelle, und sprachlos steht das Mütterchen und schaut voll Schrecken auf den Schaden, den sie angerichtet hat, und hat darüber das Paar in der Stube schier wieder vergessen. Das ist derweil herangetreten, und der Kaufmann hat seine Mutter an der Hand gefaßt und hat ihr ein tröstliches Wort sagen wollen, hat's aber nicht finden können. Da ist der Vater dazwischen getreten und hat lächelnd gesagt:

„Mutter, Mutter, wie Du doch immer voreilig bist! Meinst wohl, daß es chinesische Sitte ist, denn bei uns in deutschen Landen ist's bisher nicht so gehalten, daß Verlobung und Polterabend an einem Tage gefeiert wurden.“

„Vater,“ erwiderte sie, „den Schaden habe ich, nun sorgst Du dafür, daß ich auch den Spott noch habe. Siehe, wir haben jetzt Besseres zu tun, als über Schaden und Scherben zu reden.“

Da wurde der Alte sehr ernst. Er faßte sein Weib an die Hand; sie traten an ihre Kinder heran, umarmten sie und segneten sie mit großem Elternsegnen.

Wie sitzen sie so traulich beisammen am Tisch — die zwei Alten und die zwei Jungen. Sie haben Tassen und Kaffee vergessen und reden nur von ihrem Glück. Sie schweigen aber noch viel mehr von ihrem Glück, und schauen einander in die strahlenden Augen hinein.

Plötzlich ergreift der Meister die Hand der Jungfrau und sagt im Ton der vollen Liebe:

„Sieh, nun darf ich Dich meine Tochter nennen; hätt's nimmer gedacht. Hab's nicht geahnt, als Du im Stadtpark an mir handeltest, wie ein Kind an seinem Vater. Nein, ich hätt's nimmer gedacht; hab' mir gedacht: ein guter Nachbar an der Wand ist besser, als Kinder über Land.“

Sie streichelte ihm die Wange, antwortete aber nicht, sondern schaute ihm nur mit ihrem hellen blauen Auge ins durchfurchte Angesicht. Da wandte er sich plötzlich zu seinem Sohne und sagte im fröhlichen Scherz:

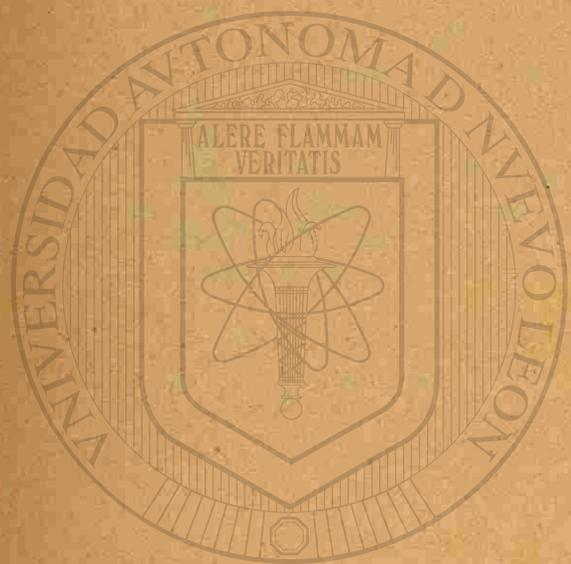
„Hast lange gewartet, Wilhelm, und hast nun rasch zugegriffen. Hast eigentlich Deine Braut nicht

häufig bei Tage gesehen. Weiber und Leinwand soll man nicht bei Licht kaufen. Na, mein Junge, diesmal will ich mich für sie verbürgen.“ Plötzlich wurde er ernst, faltete die Hände und sagte:

„Herr Gott, ich danke Dir! Du hast mir reichlich gegeben mein täglich Brot. — Siehe, fromme Kinder, die gehören zum täglichen Brot. — Herr Gott, ich danke Dir im Namen meiner Kinder: siehe, ein fromm Gemahl gehört auch zum täglichen Brot. Und über allem, was unser ist — Menschenhabe und Menschenherzen — es steht drüber geschrieben die Inschrift: von Gott beschert.“

Und das Mütterchen blickte glückstrahlenden Auges ihre Kinder an, nickte zu der Rede des Alten und sagte leise:

„Von Gott beschert!“



VI.

Am Waldesrand.

U A N L

UNIVERSIDAD AUTÓNOMA DE NUEVO LEÓN

DIRECCIÓN GENERAL DE BIBLIOTECAS

Und vergib uns unsere Schuld, als wir
vergeben unsern Schuldigern.

Was ist das?

Wir bitten in diesem Gebet, daß der Vater im
Himmel nicht ansehen wolle unsere Sünde und um
derselbigen willen uns solche Bitte nicht versagen;
denn wir sind der keines wert, das wir bitten, haben's
auch nicht verdienet; sondern er wolle es uns alles
aus Gnaden geben; denn wir täglich viel sündigen
und wohl eitel Strafe verdienen; so wollen wir zwar
wiederum auch herzlich vergeben, und gerne wohlthun
denen, die sich an uns versündigen.

Am Waldesrand.

I.

Knospen.

Nun muß ich wandern bergauf, bergab,
Die Nachtigall singt in der Ferne.
Es wird mir so wohl, so leicht am Stab,
Und wie ich wandre bergauf, bergab:
Die Nachtigall singt in der Ferne.

„Au — gust — August!“

„Was befehlen Frau Oberforstmeister?“

„Wo ist unser Herrmann?“

„Wird drinten im Forstgarten spielen.“

„Nachsehen, August! Ich beunruhige mich des
Knaben wegen.“

Der August brummte einige unverständliche
Worte in den Bart und entfernte sich. Die Frau
Oberforstmeister lehnte sich in ihren weichen Sessel
zurück und blickte schwärmerisch zum blauen Himmel
hinauf.

„Das war eine köstliche Idee,“ flüsterte sie, „eine
ganz köstliche Idee, den Knaben ins Haus zu nehmen.
Wie die Frau Hofrat mich beneiden wird, wenn sie

sehen wird, welchen Fang ich gemacht habe; wahrlich, man sieht's dem Hermann nicht an, daß er in der Armut groß geworden ist. Welche Grazie in seinen Bewegungen, welcher Stolz in der ganzen Gestalt und welche Intelligenz in dem schönen Gesicht! Mir will's vorkommen, als ob meine nervösen Kopfschmerzen abgenommen hätten, seitdem der Knabe um mich ist. Sieh, da kommt er selbst, mein Verzug, mein Söhnchen."

Ja, es war ein schöner Knabe, der dort in die Stube trat; in seinem Wesen kam ein gewisser Stolz zum Vorschein, das schöne Antlitz sah fein und vornehm aus, die dunklen Augen schauten klug drein, die hochgewölbte Stirn war umwallt mit wellenförmigem wohlgepflegten dunklen Haar.

"Was wünscht meine — meine — liebe Mama?" fragte er zögernd.

"Ich wünsche, Dir nur die rosigten Wangen zu streicheln, mein süßer Knabe, und wünsche, daß Du mich ohne viel Zaudern und Zögern Deine Mama nennest."

"Verzeihe," sagte er, "ich — ich habe ja bisher immer 'Mutter' gesagt."

"Wir werden übermorgen in die Stadt übersiedeln, dann wirst Du keine Gelegenheit mehr haben, 'Mutter' zu sagen und wirst Dich auch an den feineren und schöneren Mamanamen bald gewöhnen. Du freust Dich doch gewiß darauf, in die Stadt zu kommen, mein lieber Hermann?"

"O, ich freue mich sehr darauf, recht viel lernen und dereinst ein Förster werden zu dürfen, wie es mein Vater gewesen ist."

"Nicht bloß ein Förster, wie es Dein Vater gewesen ist, sollst Du werden. Ei, das wäre etwas Rechtes für das Adoptivkind des Oberforstmeisters, in der Holzwärterwohnung zu sitzen und eigenhändig die Buchen zu pflanzen und Auktionen abzuhalten. Nein, Assessor und Oberförster und Forstrat sollst Du werden."

Zuerst leuchteten dem Knaben die Augen bei diesen Worten, dann war's, als ob ein Nebel über das freundliche Angesicht gezogen wäre, und als ob sich eine Träne unter den Lidern hervordrängen wollte. Er trat einen Schritt näher und fragte zagend und im flüsternden Ton:

"Dürfte ich vielleicht morgen meiner Mutter Lebewohl sagen?"

"Das darfst Du," erwiderte die Frau Oberforstmeister. "Der August wird Dich begleiten und ein Billet von mir an Deine Mutter überbringen. Ich würde ihr selber noch einen Besuch machen, wenn ich mich nicht etwas angegriffen fühlte. Ich denke, daß ihr euch allzulange nicht aufhalten werdet, denn ich fühle mich sehr einsam und muß Zerstreuung haben, und die vermag mir niemand so gut zu verschaffen, als mein süßer Hermann. Komm, mein Knabe, setze Dich zu mir und erzähle mir von dem Fuchsbau, den Du drüben am roten Berge entdeckt hast."

Er erzählte ihr vom Fuchsbau und von der Tannensaat, von dem Nest der Holztaube und von dem Volk der Rebhühner; und sie hörte so andächtig zu, als ob's eine Predigt wäre. Ja, die Frau Oberforstmeister hatte eine köstliche Idee gehabt, als sie den Knaben zu sich nahm. Der Knabe war das einzige Kind der verwitweten Försterin drüben in Eichrode. Die Frau Selbig hatte vor fünf Jahren ihren Mann verloren; die kleine Pension reichte nicht aus, um sich und ihren Knaben durchzubringen, aber die Frau Försterin hatte eine fleißige und geschickte Hand, und die feinen Herrschaften in der Umgegend kannten und schätzten ihre Weißstickereien; und die Frau Gräfin auf Schloß Herrsburg gab, ohne daß jemals gefordert wurde, mehr als die Arbeit in der Stadt kostete, denn sie hielt große Stücke auf die Frau Försterin. So hatte die letztere nie Mangel gehabt. Aber wenn ihr Knabe ihr die Herrlichkeit des Waldes malte, des Vaters Büchse von der Wand nahm, sich den grünen Riemen um die Schulter legte, durchs Stübchen stolzierte und triumphierte: „Ei, Mutter — nicht wahr, des Vaters Büchse hast Du für mich aufbewahrt?“ — dann wurde der Frau das Auge so trübe, und oft kam die helle Thräne aus der Tiefe und strömte über die Wangen. Dann hat Frau Selbig sich eilig abgewandt und hat's sich und ihrem Knaben gelobt: Ja, Förster soll er werden, mit Gottes Hilfe: — mit meiner Macht werde ich es nicht möglich machen können;

— aber mein Gott wird Rat wissen und mir den Weg zeigen, den ich zu gehen habe.“ Frau Selbig war eines Försters Tochter und eines Försters Ehefrau gewesen. Im Waldeschatten hatte ihre Wiege gestanden, im Waldesgrün hatte sie die Spiele ihrer Jugend gespielt; unter dem Laubdach hat sie gewohnt mit dem Mann ihrer Liebe sechs kurze glückliche Jahre; und dieser heißgeliebte Mann hatte eine Schwärmerei gehabt, das war der Wald — der Wald.

Frau Selbig kannte alle Moose und Farren, die im Gestrüpp wuchsen, und lehrte ihren Knaben die Namen, sie kannte die Schonzeit aller Wildarten, sie kannte die Schlagzeit der Bäume und die Pflanzzeit der Sämlinge, und bald wußte ihr Hermann ebenso gut Bescheid wie seine Mutter. Sie wohnten am Waldestrand in Eichrode. Von dort aus erstreckte sich der prächtige Buchenwald über Tal und Hügel bis hinüber nach Rehhorst, jenem lieblichen Ort, wo der Fürst sein Lustschloß hatte, und wo die Villen der Reichen zwischen dem Waldestrand und dem Seeufer lagen, wie lauter Perlen, die in Gold gefaßt waren. Dort wohnten im Sommer die vornehmsten Familien der Residenz. Der fürstliche Oberforstmeister Wingraf aber hatte dort drüben seine Amtswohnung in dem einen Flügel des großen schönen Gebäudes, in dem der fürstliche Oberförster wohnte. Der Herr Oberforstmeister mußte dann und wann eine Woche hier draußen sein, da die fürstlichen Forsten grade in dieser Gegend besonders

gepflegt wurden, und der Fürst, wenn er das Lustschloß bewohnte, alles in schönster Ordnung finden wollte. In den letzten Jahren war die Frau Oberforstmeister länger und häufiger als ihr Mann in Rehhorst gewesen. Sie war wochenlang mit ihrer Dienerschaft alleine dort geblieben und war fast immer zu einer Zeit gekommen, da ihr Gemahl in der Residenz war. Die vornehme Dame glaubte nervenschwach zu sein. Der Oberförster hatte in seiner verben Weiße wohl einmal geäußert: „Die Nerven würden stark genug sein, wenn die Liebe zu ihrem Manne stärker wäre.“

Der Herr Oberforstmeister ließ offenbar seine Frau schalten und walten, wie sie wollte, und schien sich wenig drum zu kümmern, wo sie weile und was sie treibe.

Die Frau Oberforstmeister wurde von einer bösen Krankheit geplagt, nämlich von der Langeweile. Wenn Kinderlust sie umjauchzt hätte, dann wär's vielleicht anders gewesen, denn die vornehme Dame war sehr kinderlieb. „Die Vorsehung hat mir diese Freude versagt,“ pflegte sie halb traurig, halb spöttisch zu sagen. Nun ging sie ins Konzert und langweilte sich, denn sie hatte das alles schon gehört; sie ging ins Theater und langweilte sich, denn sie hatte das alles schon gesehen. Drinnen in der Stadt ereignete sich wenig, was ihre Langeweile vertreiben konnte, und draußen im Walde sah ein Buchenstamm grade so aus, wie der andere; das Landleben

bot nur den Vorteil, daß man ungestörter schlafen, ungestörter draußen unter den Buchen in der Hängematte liegen und ungestörter die Dienstboten hegen konnte.

Da war ihr der Hermann Selbig begegnet. Sie kannte ihn zwar früher schon, denn ihr Mann hatte die Witwe oft bedauert und hatte über den aufgeweckten lebhaften Knaben oft geredet, aber sie hatte ihn nicht beachtet. Er war ein Dorfkind, und an den Dorfkindern ging die Frau Oberforstmeister gleichgiltig vorüber. Als aber der Hermann ihr vor vier Wochen die Stickerei gebracht hatte, und sie gerade bei guter Laune gewesen war und sich mit ihm in eine Unterhaltung eingelassen hatte, da war ihr plötzlich ein helles Licht aufgegangen. Sie hatte bei der Frau Selbig mehrfach einen Besuch gemacht. Sie hatte den Hermann zu sich kommen lassen; sie hatte seine Begeisterung für das Leben im Walde gesehen.

Ah, das war ein dunkler Abend für das Witwenhäuschen, als der Brief der Frau Oberforstmeister kam mit dem Anerbieten, den Hermann mit in die Stadt nehmen und ihn zu einem Forstmann ausbilden lassen zu wollen.

Für den Knaben brachen wohl die lichten Strahlen durch den Abend hindurch, denn er sah sich schon im grauen Rock mit dem grünen Sammettragen, er sah sich schon wohnen im Hause mit dem Hirschgeweih über der Thür, er sah den Himmel

voller Geigen hängen; aber der Mutter war's dunkel geworden vor den Augen, als sie den Brief gelesen hatte. Ihren Knaben soll sie dahingeben, ihren einzigen heißgeliebten Knaben. Was bleibt übrig, wenn dem Blumenstengel seine Blüte, was bleibt übrig, wenn der Buche im Walde ihre Krone genommen wird? Der Knabe ist die Blume und die Krone ihres Lebens. Aber darf sie zurückhalten, wo sie den Finger ihres Gottes zu erkennen meint, welcher winkt: vorwärts — vorwärts!? Darf sie ihrem Knaben den Weg versperren, der zu der Höhe führt, nach welcher er und sie schon seit Jahren mit sehnsüchtigen Blicken geschaut haben? Nach drei Jahren wird ihr Knabe jedenfalls hinausziehen müssen — nach drei kurzen Jahren. — Kurze Jahre? Was redet ihr, ihr törichten Lippen? Das arme Herz weiß, wie lang — wie lang die Jahre im Witwenhäuschen sein werden ohne den Hermann. Wie der brausende Sturm durch den Wald zieht, so zogen die Gedanken durch das Mutterherz. Als aber eine Nacht voll heißer Gebete und voll ernster Fragen hinter ihr lag, da streichelte sie ihrem Hermann die dunklen Locken und sagte:

„Gehe hin, mein Kind. Die Gebete Deiner Mutter gehen mit Dir; und ob es dunkel ist vor meinen Augen, so will ich doch nicht versäumen, für Dich zu beten, und wie der blinde Tobias einen guten Geleitmann für sein Kind hatte, da er sprach: Gott sei mit Dir auf dem Wege und sein Engel

geleite Dich! — so will ich Dich, da ich nicht mit Dir gehen kann, in Gottes und der Engel Geleite geben. Gehe hin, mein Sohn.“

Dem Knaben kamen bei diesen Worten die Tränen in die Augen, aber sein Herz jauchzete. Die Mutter hat ihn selbst hinübergebracht zu der Frau Oberforstmeister, und hat dreingewilligt, daß er zur Stadt ziehe und als Kind in dem vornehmen Hause gehalten werde, und daß er jährlich einmal oder zweimal herüberkäme.

Nun war der Hermann seit vierzehn Tagen bei der Frau Oberforstmeister. Er hatte es verstanden, sich ihr unentbehrlich zu machen. Sie mußte ein Spielzeug haben, und ein schöneres wird sie nimmermehr finden. Der Hermann dachte wohl dann und wann an das traute Stübchen und an das treue Herz seiner Mutter, aber bei der neuen Mama war doch die Welt so schön und die Zukunft so glänzend, daß die Gedanken an das Witwenhäuschen ihm nicht wie schwere Steine auf dem Herzen lagen. Vor einigen Tagen war der Herr Oberforstmeister auch hier gewesen. Ei, wie seine Uniform dem Knaben in die Augen strahlte, grad wie das junge Frühlingsgrün einen Genesenden anlacht! Und die Orden auf seiner Brust strahlten wie funkelnde Sterne. Die Frau Oberforstmeister hatte vorher die Befürchtung ausgesprochen, daß ihr Geherr nicht damit zufrieden sein werde, daß sie den Knaben ins Haus genommen habe, und hatte den Hermann

ermuntert, recht freundlich gegen den Papa zu sein und auch, wenn er mit rauhen und harten Worten angeredet werde, den Mut nicht zu verlieren und immerdar ein freundliches Gesicht zu zeigen. Als nun aber der Herr Oberforstmeister kam und dem Knaben ins Auge geschaut hatte, da zog ein Lächeln durch das Angesicht des stolzen, strengen Mannes, und er wandte sich scherzend zu seiner Frau und sagte:

„Ei, meine Frau Gemahlin hat guten Geschmack; aber wenn der Spielball ihrer Launen einmal die falsche Bahn läuft, bitte ich meine Person aus dem Spiel zu lassen.“

„Hat sonst mein Herr Gemahl nichts zu erinnern?“ fragte sie im spöttischen Ton.

„Ich werde die Kosten zahlen, und freue mich, daß jetzt ein Blitzableiter da ist, der hoffentlich manches Gewitter von meinem Haupte ablenken wird.“

Der Knabe verstand diese Rede nicht, aber sie wollte ihm nicht gefallen. Als er aber den Herrn Oberforstmeister eine Stunde darauf in der Baumschule am See traf und mit ihm über die junge Tannenpflanzung und über die neuen Anlagen am Krähenberg sprach, da klangen die Worte aus dem Munde des hohen Herrn ganz anders als früher. Er ging freundlich auf die Fragen des Knaben ein, legte ihm die Hand auf die Schulter und sagte:

„Hermann, ich denke, daß wir gute Freunde miteinander werden, und daß Du dereinst als wackerer Forstmann demjenigen Ehre machen wirst,

der Dich auf die Höhe gehoben hat. Ich habe Dich als junge Tanne in mein Revier geslanzt und will Dich pflegen. Aber — mein Junge — die Ehre ist die Mutter des Glücks —“

Der Hermann verstand wieder den Schluß dieser Rede nicht, aber er glaubte doch einen hellen, guten Ton aus den Worten herauszuhören, und er wußte selber nicht, wie das gekommen war, daß er fast lieber in der Nähe des rauhen Mannes weilte, als der Schmeicheltrede der Mama zuhörte.

Zum letztenmal ist heute der Knabe bei der Mutter gewesen. Noch einmal hat sie ihm tief ins blaue Auge geschaut, noch einmal hat sie ihm die glühenden Wangen gestreichelt, noch einmal hat sie ihn an die wogende Brust gezogen und hat ihre heißen Tränen in seine Locken niedergleiten lassen, noch einmal hat sie segnend ihre Hände ihm auf das Haupt gelegt, und dann — schloß sich hinter ihm die Thür des Witwenhauses. Er wischte die Tränen von den Wangen, und vor ihm tat eine große, gewaltige Welt ihm ihre Thüre auf.

II.

Waldesschatten.

Ich ging einmal spazieren.
Spazieren in den Wald,
Da kam ich an ein Brunnlein,
Das Wasser war so kalt.

Von der hohen Sonne gen Eisenach geht der Weg durch Waldesschatten unter den hohen Buchen entlang bald vorüber am plätschernden Bächlein, bald durch die tiefe Felschlucht hindurch. Das verwetterte Gestein redet von Ludwig dem Springer, von der heiligen Elisabeth und von dem Junker Georg, der in diesen Schluchten das Häslein gejagt habe. Das Bächlein singt das uralte Waldlied in das heilige Schweigen hinein. Die hohen Farnen neigen andächtig die Häupter und lauschen den plätschernden Wellen. Auf saftigem Moose, dort, wo der Fels über das Bächlein hervorspringt, haben sich drei Söhne des Waldes gelagert. Frische, kräftige Jünglinge sind's. Ein Waldlied ist eben verklungen. Da blickt der ältere der drei Jünglinge seine Genossen an und sagt lächelnd:

„Wo wir wohl sein werden, wenn die Blätter goldig glänzen und die Farnen braun werden?“

„Hermann,“ sagte der hellblonde Schlanke, „weißt Du, was ich Dir wünsche?“

„Nun, Friedrich?“

„Versprich mir zunächst, daß Du nicht auffahren und nicht davonlaufen willst, wenn Dir mein Wort nicht wie ein lustiger Jagdruf klingt.“

„Si, kennst Du denn den Hermann als einen Brausekopf, Friedrich?“ fragte lächelnd der Dritte. „Gelt, wenn's mit Euch beiden nahe beim Schlagen hergehen sollte, dann verdonnere ich Euch dazu, daß jeder von Euch drüben in der „Phantasie“ einen Schoppen Münchner ausgibt; und damit sollen sich Paukanten und Sekundanten unweigerlich zufrieden geben. Muß man sich entfernen, wenn Ihr Beichtstunde miteinander halten wollt?“

„Schieß los, Friedrich,“ sagte der Hermann, „Du weißt, daß wir vor einander keine Heimlichkeiten haben. Was willst Du mir sagen?“

„Du mußt mir zunächst das Versprechen geben, daß Du mir nicht zürnen willst, wenn ich frisch von der Leber weg rede.“

„Ich weiß schon,“ erwiderte er, warf den Kopf in den Nacken und blickte ihn stolz an, „Du willst das alte Lied singen, daß ich Gott und Menschen verlassen habe und ein undankbarer Geselle geworden bin.“

„Aber, Hermann, ich habe heute dem alten Liede einen neuen Vers hinzuzufügen und Dir zu sagen, daß Deine Mutter darunter leidet, daß Du nicht an sie schreibst, und daß ihr einziges Kind von ihr gegangen ist und sich in den Schatten der stolzen

Buche gestellt hat, und das Gestrüpp am Waldesrand verachtet, darin es seine Kindheit verspielt hat.“

„Das ist doch nur das alte Lied, Friedrich, und ich muß Dir darauf in der alten Melodie antworten. Sieh, meine Mutter hat es selbst gewünscht, daß ich an Kindesstatt in das Haus des Oberforstmeisters käme. Sie hat es selbst gewußt, daß ich dadurch in einen anderen Kreis hineingestellt werde, als in denjenigen, in welchem meines Vaters Haus stand und meiner Mutter Herz schlug. Hat sie es nicht selbst gewünscht, mich über ihren Stand hinauszuhoben?“

„Aber das ist Dein Unrecht, daß Du Dich über das Herz Deiner Mutter erhebst und aus ihrer Liebe herausgewachsen bist.“

Er zuckte die Achsel. „Soll ich etwa undankbar sein gegen meine Wohltäter? Wie, Friedrich, hat Oberforstmeister Wingräs mich mit Träbern gesättigt, daß ich wie ein verlorener Sohn sprechen müßte: ich will mich aufmachen und zu meiner Mutter gehen und zu ihr sprechen: Mutter, ich habe gesündigt in den Himmel und vor Dir?“

„Hermann,“ sagte der andere im ernstesten Ton, „treibe keinen Spott mit den Heiligtümern. Allerdings hast Du gesündigt vor Deiner Mutter und vor Deinem Gott. Wahrlich, ich möchte solche Sünde nicht auf meinem Gewissen haben, die irdische und himmlische Liebe verlassen und das Gottesherz und das Mutterherz mit Füßen getreten zu haben.“

„Du siehst schwarz, Friedrich,“ sagte er, und seine Stimme zitterte ein wenig; „schau, ich bin nun bald zehn Jahre beim Oberforstmeister als Kind im Hause gehalten; ist's da nicht selbstverständlich, daß ich mit dem Hause und seinen Sitten und Lebensanschauungen verwachsen bin und nicht von ihnen loskommen kann? Ist's da nicht selbstverständlich, daß mir in dem Häuschen meiner Mutter die Wände zu eng und zu niedrig sind? Wer hindert meine Mutter, uns in der Stadt zu besuchen? Ich zürne Dir nicht, daß Du wieder auf diese Angelegenheit zurückkommst: Dein Leben hat sich bisher in anderen Bahnen bewegt, als das meinige. Dein Elternhaus ist klein, und vom Hügel aus sieht die Welt anders aus, als wenn man vom hohen Berge herniederblickt. Du bist nie herausgetreten aus den engen Kreisen, dahinein Du in Deiner Jugend gestellt bist, aber Du kannst meine Stellung zu den Meinen nicht richtig beurteilen, mein Friedrich; darum bitte ich Dich, alle Belehrungsversuche unterwegs zu lassen; denn ich werde trotz alledem des Oberforstmeisters Pflegejohn und meiner Mutter treues Kind bleiben. Und was Du mir vorgesungen hast, ist doch wieder das alte Lied gewesen.“

„Hermann, Hermann, mein Vater ist der Untergebene des Oberforstmeisters, und ich werde dereinst Dein Untergebener sein, denn Deine Gaben und Deine Verbindungen sichern Dir eine hohe Stellung; aber mein Vater ist der Freund Deines Vaters gewesen,

und die Liebe, die Du Deiner Mutter geraubt hast, tragen ihr meine Geschwister entgegen, und ich darf Dich meinen Freund nennen, und aus Freundschaft will ich Dir ein ernstes Wort sagen, das heißt also: ein Auge, das den Vater verspottet und verachtet der Mutter zu gehorchen, das sollen die Raben am Bach aushacken und die jungen Adler fressen; und weil Du betonst, daß mein Wort immer das alte Lied sei, will ich Dir auch noch den letzten Vers singen: Du hast Deine Mutter nun in fast drei Jahren nicht gesehen, und in den drei Jahren ist sie alt und grau geworden; und wenn's drei Jahre so fort geht, dann wird auf ihrem Leichenstein die Inschrift stehen: mit Herzeleid in die Grube gefahren. Deine Mutter hätte alles — alles für ihr Kind entbehren können, aber ihres Kindes Liebe kann sie nicht entbehren.“

„Das soll sie auch nicht, Friedrich, und um Dir zu zeigen, daß ich es gut mit meiner Mutter meine, will ich Dir versprechen, noch heute oder morgen an sie zu schreiben.“

„Das ist recht von Dir, Hermann, und ich danke Dir für solchen Entschluß; aber bete zu Gott, daß er Dir eine heilige helle Glut ins Herz gebe, wenn Du die Feder ansetzt.“

Ernste heilige Stille lagerte unter den hohen Baumwipfeln. Die hohen Felsen schauten mit ihren moosbewachsenen Häuptern hernieder in die tiefe Schlucht, die zierlichen Farrenkräuter nickten dem plätschernden Bache zu; aber die drei Schüler der

Forstschule sahen nichts von der Waldespracht und hörten nicht die Stimmen der Vergangenheit, die von der hohen Wartburg zu ihnen herüberredeten, und von dem Waldgeflüster, dem sie sonst so gerne gelauscht hatten. Schweigend gingen die drei Freunde, die man so oft mit fröhlichem Sang aus dem Walde hatte treten sehen, neben einander. Auch der fröhliche Franz schien die Rundgänge vergessen zu haben, als die glasbedeckten Hallen des Kaffeehauses zur Einklehr winkten. Dann und wann hatte er wohl versucht, ein Gespräch wieder in Fluß zu bringen, aber es hatte ihm nicht gelingen wollen. Als Hermann offenbar im verstimmtten Ton und mit Stolz und Troß im Angesicht Abschied genommen hatte, während die anderen beiden noch eine Strecke Wegs zusammen gingen, fragte der Franz:

„Aber, Friedrich, warum hast Du das Gespräch mit dem Hermann nicht unter vier Augen geführt?“

„Weil ich dann garnichts erreicht hätte, und ihn jetzt doch dahin gebracht habe, daß er an seine Mutter schreibt.“

„Glaubst Du, daß damit viel erreicht ist?“

„Hermann wird zwar der alte bleiben, aber für die Mutter wird sein Brief einen Lichtstrahl in die dunklen Tage bringen.“

Sie redeten noch dies und jenes über die reiche Begabung des Freundes, über seinen stolzen Sinn und über das Haus des Oberforstmeisters; dann eilten sie an die Arbeit, denn das Examen stand vor der Thür.

* * *

Herbsttag ist's — rot und goldig ist der Wald gefärbt. Die grüne Tanne ragt lebensfrisch über den sterbenden Goldglanz hinüber. Wunderlieblich ist der Herbstwald, sonderlich um die Abendzeit, wenn die Sonne untergeht und ihren Scheidegruß zu dem gelben Laub herübersendet, und wenn der frische Abendhauch in den dünnen Blättern flüstert, wenn die Meise pfeift: „Die Zeit ist da — die Zeit ist da!“ — und die Drossel aus den roten Vogelbeeren heraushuscht und den Thren zuruft: „Viellieb — Biellieb — wo bist Du?“

Die Frau Försterin Selbig wohnt noch immer am Waldestrand und liefert noch immer ihre Weißstickereien ins Schloß. Wenn der Herbstwind durch den Wald säuselt, dann tritt sie wohl vor ihre Thür, schaut hinüber auf das goldige Königskleid des Hochwaldes und läßt den frischen Hauch sich durch das Herz ziehen. Wenn dann die Drossel an ihrer Thür vorüberschießt, dann hat sie den Gruß derselben behalten und ihr Mutterherz fragt: „Viellieb — Biellieb, wo bist Du?“

Dann zieht ihr Blick entlang am Waldestrand gen Süden, dorthin, wohin die Drossel eilt im pfeilschnellen Flug. Ach, daß sie mit eilen könnte, nur ein einziges Mal und ihn an sein Herz schließen so fest — so fest, daß ein Strom von ihrer Mutterliebe die heiße Flut und Blut ihm in das Herz ergieße.

Wie reich ist die Frau Selbig gewesen, da sie

für den Sohn ihres Herzens, ihren einzigen heißgeliebten Sohn arbeiten, darben und hoffen durfte; und wie arm ist sie geworden, da sie ihr Kind dahingegeben hat in den Glanz dieser Welt, in die Lieblosigkeit der hohen Herrschaften hinein. Was hilft's dem Mutterherzen, daß Hermann sein Examen bestanden hat und den Fuß auf die Ruhmesleiter gesetzt hat? Was hilft's ihr, daß er die Höhen dieser Welt erklimmt? Auf den hohen Bergen liegt auch in heißer Sommerzeit der kalte Schnee, und ihr Mutterherz schreit nach Wärme und nach Liebe. Warum habe ich ihn hinziehen lassen? Warum bin ich so kleingläubig gewesen, als ob der Herr nicht auch aus dem Witwenhäuschen meinem Kinde den Weg ins Forsthaus bahnen konnte? Aber war's nicht wie ein Fingerzeig vom Herrn? Durfte ich die Hand zurückweisen, die mein Kind führen wollte, wie eine Vaterhand? Die eine Frage jagt immer die andere, und durch ihre Seele zieht's wie der Herbststurm, der im dünnen Laube rauscht und säuselt.

Da greift sie eilig in die Tasche und holt einen Brief hervor. Sie hat den Brief wohl schon dreimal gelesen, aber sie muß ihn noch einmal durchstudieren. Zuerst, als sie den Brief gelesen hatte, war's ihr gewesen, als ob sie den Fuß gesetzt habe auf die Himmelsleiter; und dann, als sie den Brief zum zweiten Mal gelesen hatte, war's ihr gewesen, als ob er sie erheben wolle auf eine kahle Berges-

höhe, da der Wind drüberstreicht, und der kalte Gletscherschnee herniederschaut, und als sie wiederum den Brief gelesen hat, da ist's ihr gewesen, als ob eine starke Hand sie hinunter gestoßen habe in eine finstere Tiefe.

„Liebe Mutter,“ schrieb ihr Hermann, „ich beeile mich, Dir die Mitteilung zu machen, daß ich mein Examen glänzend bestanden habe. Das beste Zeugnis, welches seit drei Jahren ausgeteilt ist, bringe ich heim. Ich gehe natürlich zunächst zum Oberforstmeister. Du kannst Dir vorstellen, wie die Mama mich mit Sehnsucht erwartet, um mich triumphierend bei Geheimrats und Regierungsrats, und wie die hohen Herrschaften alle heißen, herumzuführen. Die Mama hört gerne Schmeicheltreden! Meinetwegen mag sie dieselben über mich hören, von mir hat sie derartiges lange genug genossen. Der Papa wünscht, mich für die nächste Zeit in seiner Nähe praktisch zu beschäftigen. Ich werde deshalb auch dem Fürsten meine Aufwartung machen, um mir dann in der Nähe der Residenz meinen Platz anweisen zu lassen.“

Du wirst Dich mit mir freuen, liebe Mutter, daß ich es glücklich so weit gebracht habe und wirst es mir verzeihen, wenn ich in nächster Zeit, da ich von den vornehmen Kreisen daheim sehr werde in Anspruch genommen sein, Dich noch nicht besuche. Ich hoffe, bald von Dir zu hören, daß es Dir wohl geht. Sei gegrüßt, mein Mütterchen, von Deinem Hermann.“

Ja, zuerst, als sie nur die Worte von dem bestandenen Examen las, hatte der Brief sie froh bewegt, und dann war's ihr beim Lesen des Briefes wie ein Herbststurm durch die Seele gezogen. Zuletzt aber war alle Freude gewichen und nur die Tränen waren geblieben, Tränen über das Kind, das sein Mutterherz verlassen hatte, Tränen über das Kind, dessen Herz kalt, dessen Sinn stolz, dessen Leben liebesleer geworden war.

III.

Dornestrüpp.

Es war ein Jäger wohlgenüt,
Der trug zwei Federn auf seinem Hut:
Die ein' war weiß, die and're war rot —
Ich glaubte gar, mein Schatz wär' tot.
Und als er in den Wald 'nein kam,
Hört er die Glocke läuten schon:
Die Glocke hatt' einen Totenklang —
Ich glaubte gar, mein Schatz wär' kranf.

„Er ist nun bald zwei Jahr bei uns,“ sagte der alte Holzschläger, „und noch habe ich kein freundliches Wort von ihm gehört.“

„Ein schneidiger Beamter ist er oder wird's wenigstens werden,“ sagte der Jäger; „Ihr hättet

nur sehen sollen, wie er sich mit den Wilddieben herumschlug, als die drei Burschen uns beiden vor vierzehn Tagen in die Quere kamen; schade, daß der eine der Buben gerade zur rechten Zeit hinter der Buche verschwand, als der Herr Selbig ihm die volle Ladung nachsandte. Ich sollte erst laden, sonst wäre es jenen dennoch übel ergangen.“

„Höre, Jäger,“ sagte der Alte, und ließ die schwere Art auf den Buchenstamm niederschwirren, „einen schneidigen Beamten nennst Du ihn; ich will Dir sagen, wie ich ihn nenne: ich heiße ihn einen hochnasigen Gesellen; und wenn's beliebt, kannst Du es ihm meinetwegen wieder sagen, sage ihm dabei, daß ich vor zwanzig Jahren bei seinem Vater schon die Buchen geschlagen und die Eichen gefällt hätte, und daß ich alle Achtung vor seinem Vater gehabt hätte. Wahrlich, der war auch scharf, wenn's Amt und Pflicht galt, aber doch leuchtete ihm die Herzensgüte aus beiden Augen heraus; aber der junge hat's von der Frau Oberforstmeisterin gelernt, groß zu tun. Fahr' nicht zu hoch her, stolzer Mann, — hast noch das letzte Hemd nicht an.“

„Du tust dem Herrn Forstassessor Unrecht,“ sagte ernst der Jäger, „ich sag's Dir, sein Herz ist nicht schlecht.“

„Ei, was,“ polterte der Alte, „das Herz nicht schlecht? Woher kommt denn der Blitz im Auge, wenn im Herzen nicht der Zündstoff wäre, und woher sollte

denn das unreine Wasser im Munde kommen, wenn die Quelle drinnen lauter wäre? Ich will Dir's übrigens sagen, Jägersmann, brauchst es nicht an die große Glocke zu hängen, denn niemand kann's beweisen, aber sie rannen sich ins Ohr, daß vor vierzehn Tagen der schwarze Peter mit dabei gewesen sei, und daß dieser gelobt habe, er wolle es dem Assessor gedenken, daß jener ihm mit der Faust ins Gesicht geschlagen habe.“

„Das Gedenken eines Wilddiebes kümmert uns wenig, Alter,“ sagte spöttelnd der Jäger.

„Glaub's wohl,“ erwiderte jener, „aber Du weißt auch, daß der schwarze Peter der tollste und gewandteste Bursche der ganzen Gegend ist; und wer erst zwei Jahre Zuchthaus gehabt hat, dem kommt es auf einige weitere Jahre nicht an.“

Da kam der Herr Forstassessor Hermann Selbig selber und das Gespräch verstummte. Stattlich und stolz stand der junge Mann da, wie die starke Buche im Hochwald, die auf all die Bäumchen und das Gestrüpp herniederblickt. So hatte es die Mama ihn gelehrt und diese Lehre hatte er beherzigt. Sonst hatte er manche Lehre der Frau Mama in den Wind geschlagen, und wenn die Frau Oberforstmeister mit ihrem Herrn Sohn in einer Gesellschaft erschien, dann verdroß es sie wohl, daß er von Alt und Jung die Huldigungen annahm, ohne auch nur einen einzigen Strahl in ihr Angesicht fallen zu lassen. Ja, es schien in der letzten Zeit seine Lust zu sein, achtlos und

undankbar an derjenigen vorüber zu gehen, die ihn doch aus verborgenem Dunkel auf die lichte Höhe gestellt hatte. Sie hatte ihn gar lächeln sehen, wenn sie über ihre Nerven geklagt hatte; und doch hatte sie ihn ins Haus genommen, um Zerstreuung und heilsame Wirkung auf die armen Nerven zu haben. War das ihr lieber Hermann — der Herr Forst-assessor, der eben so stolz gegen seine Mama wie gegen die Untergebenen war? Ihr Mann hatte mit Achselzucken geantwortet, wenn sie über die Rücksichtslosigkeit des jungen Herrn geklagt hatte; und dennoch hatte sie ihren lieben Hermann in der Nähe behalten wollen, denn sie mußte einen Spielball ihrer Launen haben, ihr Mann aber war so unempfindlich gegen ihre Klagen, so gleichgültig gegenüber ihrem Schelten, so kalt bei ihren Schmeichelreden, daß sie eben den Hermann Selbig nicht entbehren konnte, und es auch durchgesetzt hatte, daß er die Assessorstelle in der Nähe der Residenz erhielt. Sie sah den jungen Mann auch häufig in ihrem Hause, sie rühmte ihren Bekannten gegenüber seine glänzenden Gaben, sie schaute mit Stolz in sein schönes Gesicht und auf seine stattliche Gestalt, aber wenn's nicht mehr das alte Verhältnis war zwischen der „Mama“ und dem „Kinde“, so schob sie die Schuld ganz und gar auf den Herrn Assessor, der leider immer mehr die unmanierliche Art des Oberforstmeisters annahm.

Der Herr Assessor schaute eine Weile dem Holzschläger zu, welcher der gefällten Buche die Krone nahm.

„Ist der Stamm gesund, Lichtwerk?“

„Ganz gesund,“ brummte der Alte.

„Seid Ihr nicht der Vater des jungen Lichtwerk, der vor zwei Jahren beim Holzfahren verunglückt ist?“

„Der bin ich, Herr Assessor.“

„Und Ihr habt die drei unversorgten Kinder Eures Sohnes zu Euch ins Haus genommen?“

„Allerdings, Herr, wie es meine Pflicht und Schuldigkeit war.“

„Hat damals niemand für Euch nachgeschaut, um eine Beihilfe für Euch aus der fürstlichen Forstkasse zu beschaffen?“

„Wer sollte für den armen Tagelöhner die Hand rühren?“

„Hab's mir gedacht, Lichtwerk, ich werde aber dafür sorgen, daß das Versehen wieder gut gemacht wird. Unser allergnädigster Fürst wird gerne bereit sein, in solchem Falle Huld und Freigebigkeit walten zu lassen.“

Damit wandte sich der junge Mann rasch ab und ging davon. Der Jäger, der unterdessen einige Buchenstämme, die gefällt werden sollten, gezeichnet hatte, trat an den alten Holzhauer heran und sagte:

„Na, Alter, was hatte der hochnasige Geselle mit Euch zu reden? Die Rede klang mir nicht, wie das Krächzen eines Raben auf hohem kahlen Ast.“

„Gott, der Gnädige, verzeihe mir das rasche Urtheil,“ sagte der andere, „Stolz wohnt auf seinem schönen Angesicht; ich hätt's aber nimmer geglaubt, daß ihm in der Brust ein fühlendes Herz wohne. hm — hm — für die Meinen will er sorgen? Ja, wenn er's tut — dann will ich zu seiner Mutter gehen und will ihr sagen: Frau Försterin, will ich sagen, Ihr meint, das Herz Eures Kindes sei da droben bei den hohen Herrschaften starr und kalt geworden, wie das Eis, aber Ihr irrt Euch; und dann will ich ihr erzählen, was er mir getan hat; ihr aber werden meine Worte sein wie Sonnenstrahlen, die durch's Dickicht leuchten. — — Ja, ja, wenn er es tut.“

Der Zweifel des Alten aber wurde diesmal auch zu schanden: er tat's. Und sein Wort galt etwas bei dem Fürsten, und schon nach drei Wochen kam er persönlich an einem Sonntagnachmittage in die Wohnung des Holzschlägers. Der Alte klappte die große Bibel zu und stand vor dem Herrn Assessor, wie der Soldat vor seinem General. So hoher Besuch war selten in die Hütte gekommen. Die Großmutter drohte mit dem Zeigefinger den Kindern, die sich in der Ecke zusammengedrängt hatten, wie die Schafherde im Schneesturm, und die offenbar der Mahnung zur Ruhe nicht bedurften.

Der Herr Forstmann zog ein Schreiben aus der Tasche und sagte im ernstestem Ton zu dem Holzschläger:

„Im Namen Seiner Hoheit, unseres gnädigen Fürsten, habe ich Euch, dem Holzschläger Lichtwerk,

mitzuteilen, daß Se. Hoheit aus der Forstkasse Euch eine jährliche Unterstüzung für die Erziehung und Unterhaltung Eurer Kindeskinde bis zur Konfirmation der letzteren in Gnaden bewilligt hat, und zwar für jedes Kind jährlich hundert Mark. Da aber Se. Hoheit erfahren hat, daß Euer Sohn wie Ihr selbst allezeit treue und fleißige Waldarbeiter gewesen seid, und seit vielen Jahren in Hochberofürstlichen Diensten gestanden hat, so hat Se. Hoheit verfügt, daß Euch auch für die beiden vergangenen Jahre, in denen Ihr die Kinder bei Euch gehabt habt, dieses Kostgeld nachträglich ausbezahlt werde.“

Der alte Holzschläger stand vor dem Forstassessor und zitterte am ganzen Leibe; er hatte tief das Haupt gesenkt und sagte mit bebender Stimme:

„Herr Assessor, ich bin dessen nicht wert, was Ihr mir bringt; verzeiht, verzeiht: ich meinte, daß Ihr über einen armen alten Holzschläger weit hinweg sähet, und daß Ihr ein kaltes Herz in der Brust hättet. Vergebt dem Alten, der so unbedacht geurteilt und verurteilt hat, — vergebt ihm.“

Der junge Mann schaute ihm mit ernstem Auge in das alte durchfurchte Angesicht hinein. Es war ihm wohl wunderbar, daß jemand ihm in dieser Weise die Wahrheit gesagt, in dieser Weise ihn um Verzeihung gebeten hatte; er war's gewohnt, den Ernst des Lebens hinweg zu scherzen oder hinweg zu spotten. Hier wurde der Ernst zu gewaltig. Als die Lippen des Alten sich nicht mehr bewegten,

redete immer noch das ernste Angesicht: „vergebt, vergebt.“

Er reichte dem Tagelöhner die Hand und wollte hinbeugen. Jener aber hielt die Hand einen Augenblick fest und sagte:

„Herr Assessor, fünf Jahre bin ich Holzschläger bei Eurem Vater gewesen: er war ein braver Mann: jetzt — jetzt sehe ich, daß Ihr ihm ähnlich seht. Wenn ich droben komme — droben, wo Euer Vater ist, — denn er war ein frommer Mann, und ist selig bei seinem Heiland — wenn ich ihn droben treffe — nach wenig Jahren, dann will ich es ihm sagen, was mir sein Sohn getan hat; aber am nächsten Sonntag gehe ich zur Frau Försterin: ich weiß — sie wohnt noch immer am Waldesrand, — sie ist alt geworden, — aber ich will sie jung machen, — denn ich will ihr erzählen, daß Ihr Sohn ein warmes Herz hat. Ich weiß, was sie dann tun wird: sie wird mit mir ins Gotteshaus gehen; und wir wollen miteinander einstimmen in das Frohlocken: Lobe den Herren, meine Seele, und vergiß nicht, was er dir Gutes getan hat.“ Und Gottes Gnaden Sonne wird leuchten tief in die Herzen hinein. Der Vergangenen werden wir gedenken, und der ewigen Seligkeit des verstorbenen Försters und der Zukunft. Und den jungen Förster wollen wir in unsere Gebete einschließen; — ja, Herr Förster, — Herr Assessor wollt' ich sagen — das soll der Dank sein —“

Der Herr Assessor war schleunigst hinweggeeilt. Er hatte das Schreiben des fürstlichen Ministers auf

den Tisch gelegt, hatte sich umgewandt und war verschwunden. Wie sah er aus! War's nicht als glänzte eine Träne in seinem schönen Auge? Hab' ich mich wieder ungeschickt ausgedrückt? Hab' ich töricht geredet? Der alte Holzhauer schaut ihm fragend nach; aber ihm wollt's nicht so vorkommen, als ob die Zornesflamme, die er oft schon in dem schönen Gesicht hatte lodern sehen, eben aufgestiegen wäre. Nein, das Gesicht hatte Ähnlichkeit mit dem Antlitz seines lieben verstorbenen Försters, wenn dieser ihm die Hand auf die Schulter gelegt und ihn freundlich gefragt hatte: „Was machen wir, mein guter Lichtwerk?“

Der Herr Assessor eilte durch den Wald. Er hatte zur Stadt gehen wollen, wo er gewöhnlich die Sonntagabende verbrachte; aber er schien sich anders besonnen zu haben. Er streifte im Walde herum bis die Dämmerstunde kam. Der Herbstwind raschelte wieder im Laub. Das Eichhörnchen huschte über die Wege, um die letzten Buchnüsse und Haselnüsse zu sammeln; der Baumspecht, des Waldes Zimmermann, hämmerte an den Stämmen. Der Herr Assessor hörte nicht das Rauschen der Blätter und das Huschen der Eichhörnchen und das Picken des Spechtes. Er ging im Forsthaus vor, wo er die schönen Giebelstuben bewohnte. Der Förster und sein Weib schauten ihm verwundert nach, als sie ihn mit der Büchse über der Schulter wieder aus der Haustür treten sahen. Er war am Sonntag fast regelmäßig in die Stadt, aber noch nie mit der Büchse in den Wald gegangen.

Die Abendsschatten huschten dichter, immer dichter durch den Wald. Graues Gewölk lagerte über den goldigen Wipfeln; kein Stern durchdrang den grauen Schleier, allmählich fing's an durch das Gezweige zu tröpfeln. Der Forstmann kennt Weg und Steg im Walde, er kennt den Standort des Wildes und den Pfad der Wilddiebe; aber kein Jägersmann, auch kein Wilddieb wird jetzt im Walde jagen. Der Hirsch steht stille am Saum der Tannenhölzung und rührt sich kaum von der Stelle, als der Jägersmann vorübergeht.

Ein Krach, ein Blitz. Der Hirsch sinkt lautlos nieder. Der Jägersmann fährt zusammen. Er reißt die Büchse von der Schulter. „Schurke!“ murmeln seine Lippen, „das schönste Tier im Walde wagst Du mir vor der Nase wegzuschießen?“

Dichter sind die Abendsschatten geworden, Der Jägersmann hält den Atem an und lugt scharf aus. Tiefes Schweigen herrscht im Walde. Bewegt es sich dort am Rande der Tannen entlang? Ist's eine hohe Menschengestalt? Er drückt die Büchse fester an die Wange. Er schleicht leise heran: da sieht er, daß er eine Buche neben der andern erpäht hat — weiter nichts.

Ein Krach, ein Blitz, ein Aufschrei; der Jägersmann sinkt zusammen. „Schurke!“ rufen seine Lippen; seine Büchse gibt einen zweifachen Knall. In die Baumwipfel ist die Ladung gegangen. „Schurke!“ ruft er, „eine Memme schießt aus dem Hinterhalt, alte Weiber schlagen ihre Gegner hinterrücks tot!“

„Hast Du noch nicht genug?“ brüllt eine Stimme, „warte, Du hochnasiger Spürhund, dann will ich Dir's auch noch von vorn geben.“

Eine starke Faust hat ihn an der Kehle gepackt. Es entsteht ein gewaltiges Ringen. Der Forstmann hat seine hilferufende Stimme weit durch den Wald erschallen lassen. War's eine Antwort, die aus der Ferne zu ihm herüber drang, oder war's das Todesröcheln des sterbenden Hirsches? Noch einmal erhebt er seine Stimme, da wankt er. Der Wildschütze hat ihm den Hirschfänger entrissen, die Arme sinken ihm nieder. Er kann den Schlag nicht abwehren: es blüht ihm vor den Augen, funkelnd faust ihm die eigene Waffe über die Stirn. Dann wird's dunkel, ganz dunkel um den Jägersmann. Tiefe Stille liegt über dem Walde. Nur Todesröcheln zieht durch die Stille hindurch. — Du, Alter, drüben in der Hütte, ziehe hin am nächsten Sonntag, und sag's der Mutter, daß Wohltun heute die letzte Tat ihres Kindes gewesen ist!

Was Gott tut, das ist wohlgetan:
 Muß ich den Kelch gleich schmecken,
 Der bitter ist nach meinem Wahn;
 Laß ich mich doch nicht schrecken,
 Weil doch zuletzt
 Ich werd' ergötzt
 Mit süßem Trost im Herzen;
 Da weichen alle Schmerzen.

So flüsterten die Lippen der Frau Försterin

Oben, Am Throne Gottes.

Selbig, und ihre Hände zogen leise das weiße Kissen in die Höhe und leise nahm die Rechte den Eisbeutel von der brennenden Stirn des Kranken.

Ach, wie die arme blasse Gestalt dalag und stöhnte, und so starr aus dem Auge sah und so wild um sich griff. Wo war die schöne jugendfrische Gestalt und das helle Auge des Herrn Forstassessor? Blutüberströmt hatten sie ihn im Walde gefunden. Der Förster hatte sich feinertwegen beunruhigt und war ihm nachgegangen. Das war gut; denn sonst hätte er verbluten müssen. Aber er hatte ihn schreien hören, und hatte wieder gerufen und der Ruf war in die Hütte des alten Holzhauers gedrungen. Und als sie ihn gefunden hatten, und gemerkt hatten, daß noch ein Zucken durch den Körper und ein Atemzug durch die Brust ziehe, da hatten sie ihre Tücher ihm um die Stirn gebunden und hatten ihn in die nahe Wohnung des Tagelöhners getragen.

Da hatte er gelegen in demselben Stübchen, in welchem er zwei Stunden früher gestanden hatte in seiner ganzen Kraft und Schönheit, gelegen wie ein Sterbender.

Der Arzt war gekommen, hatte die Wunden untersucht, und hatte am rechten Bein eine Schußwunde gefunden, die er für ungefährlich hielt. Aber über die Stirn hinüber war mit dem Hirschfänger ein gewaltiger Schlag geführt. Der Arzt wusch und untersuchte die Wunde, schüttelte den Kopf und sagte im traurigen Ton:

„Ich halte den Zustand für sehr bedenklich und kann kaum irgend welche Hoffnung geben: es ist eine Spaltung der Hirnschale, und wenn eine Entzündung hinzutritt, wird der Verwundete hienieden nicht wieder zur Besinnung kommen.“

In einem Tragkorbe war er von dem Häuschen des Tagelöhners hinübergebracht ins städtische Krankenhaus, denn die Frau Oberforstmeister hatte erklärt: sie könne unmöglich den Jammer in ihrem Hause haben. Sie war wohl hinüber gekommen ins Krankenhaus und hatte ihr „liebes Kind“ sehen wollen, aber als der Arzt ihr gesagt hatte, daß wenn alles einen glücklichen Verlauf nehme, jedenfalls eine Sehnenverkürzung des linken Beines stattfinden, und der junge Mann einen hinkenden Gang behalten werde, da bei der völligen Erschöpfung des Kranken eine richtige Behandlung der Schußwunde nicht vorgenommen werden könne, da war sie klagend hinweggeeilt. Im Vorzimmer hatte sie sich noch einmal aufgerafft und hatte nach der Stirnwunde gefragt.

„Ich muß Ihnen leider sagen,“ hatte der Arzt erwidert, „daß ich das Aufkommen des Herrn Assessor kaum zu hoffen wage. Die Entscheidung wird vielleicht bald eintreten; falls aber das Fieber überwunden werden sollte, so könnten wir vor vollendetem neunten Tage durchaus nicht den Anzeichen einer Besserung trauen.“

„Würde die Narbe auf der Stirn bleiben?“

„Unzweifelhaft, Frau Oberforstmeister. Eine fingerbreite Narbe auf der Stirn wird der Herr Assessor sein Lebenlang behalten. Ich bin gerne bereit, Ihnen die klaffende Wunde zu zeigen; der Verband ist rasch abgenommen und der Verwundete liegt in steter Bewußtlosigkeit.“

„Schrecklich, schrecklich,“ sagte sie, „nein, ich kann keine Wunde sehen, auch keine Narbe; nein, nein, Herr Doktor, verschonen Sie mich mit solchem Aublick! Ach, meine Nerven, meine Nerven! Sie können es sich nicht denken, Herr Doktor, wie angegriffen ich bin, und wie die geringste Aufregung zerstörend auf meinen Organismus wirkt.“

Der Arzt machte ein spöttisches Gesicht zu solcher Rede. Am nächsten Tage hörte man, daß die Frau Oberforstmeister nach Rehhorst abgereist sei und dort eine Zeit lang bleiben werde, weil sie sich angegriffen und schwach fühle. Etliche wunderten sich, daß sie in diesem Augenblick ihren Pflegesohn verlassen könne, andere meinten, das sehe der Frau Oberforstmeister ganz ähnlich, man habe es nicht anders erwarten können.

Zwischen dem Oberforstmeister und dem Pflegesohn hatte eigentlich nie ein inniges Verhältnis bestanden; jener war ein kalthertiger, stolzer Beamter. Er hatte seiner Frau Gemahlin das Kind als Spielzeug gelassen, um selbst etwas weniger von ihren Launen geplagt zu werden. Er hatte als reicher Mann um so weniger gefargt, wenn es galt, dem

Pflegesohn eine glänzende Laufbahn zu eröffnen, als der letztere ihm nie Veranlassung zu Klagen gegeben hatte, und offenbar ein talentvoller Jüngling war, der die Fähigkeit hatte, nicht bloß seinem Pflegevater Ehre zu machen, sondern der ihm an Kenntnissen offenbar bald überlegen werden könnte. So mischte sich bei dem Oberforstmeister der Stolz auf den Assessor mit einem gewissen Reid wider denselben.

Der Oberforstmeister hatte die Wunde seines Pflegesohnes gesehen und kopfschüttelnd in das bleiche Antlitz geblickt. Dann hatte er selbst an der Spitze einer Schar von Forstbeamten und Gensdarmen den Wald durchsucht. Aber von dem Täter war keine Spur zu finden. Man hatte wohl Verdacht auf den schwarzen Peter, der schon früher in dieser Gegend gewildert hatte, und der vor einem halben Jahr aus dem Zuchthaus entlassen war und auch dem Assessor schon sollte begegnet sein. Aber in den letzten drei Wochen hatte niemand den schwarzen Peter in dieser Gegend gesehen, und ein Händler, der von Wildhöhe, einer walddreichen, zehn Meilen entfernten Gegend herüber kam, konnte bezeugen, daß er am Freitag Abend in der Herberge zur Wildhöhe den berühmten Wilddieb getroffen habe und dort in einer Kammer mit ihm habe schlafen müssen. Der schwarze Peter, der das Schuhmacherhandwerk erlernt hatte, hatte ihm gesagt, daß er dort Arbeit suche und wenn er solche nicht fände, sich noch weiter fort begeben werde. Unter diesen

Umständen schien es nutzlos zu sein, den Wilderer zu verhören. Der Verwundete lag stets besinnungslos. An seinem Bette wachte treue Mutterliebe: die legte ihm sanft die Hände auf die Decke, wenn sie wild in die Luft hinauf fuhren; die legte pünktlich alle zwei Stunden einen neuen Eisbeutel auf die brennende Wunde; die betete für sein irdisches und für sein ewiges Leben im heißen Flehen. Die Mutterliebe hatte Zeit für ihr Kind, ob auch das Kind in den letzten beiden Jahren nur ein einziges Mal zwei kurze Stunden Zeit gehabt hatte, im Mutterhause zu weilen.

„Frau Selbig,“ sagte der Arzt, „Sie müssen sich jetzt Ruhe gönnen; seit acht Tagen ist kaum Schlaf in Ihre Augen gekommen. Der Verwundete schläft sehr schön. In wenigen Stunden ist der neunte Tag überstanden; die Jugendkraft scheint den Sieg zu erringen.“

„Ich werde den Sieg erwarten.“

„Das dürfen Sie leider nicht,“ erwiderte der Arzt; „auch in den nächsten Tagen kann eine kleine Aufregung die übelsten Folgen haben, darum muß ich Sie jetzt bitten, sofort das Bett Ihres Kindes zu verlassen und sich soweit zu entfernen, daß Ihr Sohn von Ihnen weder etwas sehen noch hören kann. Die Wärterin wird jetzt Ihre Stelle einnehmen.“

„Aber nach einigen Tagen werde ich doch selber die Pflege meines Kindes wieder übernehmen dürfen.“

„Nein, Frau Selbig, der Zustand des Kranken macht es nötig, daß noch lange Zeit hindurch jede

Aufregung sorgfältig vermieden werde. Um Ihres Sohnes willen muß ich wünschen, daß Sie sich entschließen, schon morgen abzureisen und erst nach völliger Genesung wiederkommen.“

Sie ließ tiefbetrübt das Haupt auf die Brust sinken. Er legte ihr die Hand auf die Schulter und sagte freundlich:

„Liebe Frau Försterin, Sie werden Ihrem Gott sehr dankbar sein müssen, wenn er Ihrem Sohn das Leben erhält, und Sie sind verständig genug, den Anordnungen des Arztes aufs genaueste Folge zu leisten.“

„Das ist selbstverständlich,“ erwiderte sie.

Die Wärterin hatte den Platz am Bette eingenommen. Im Vorzimmer wartete die Mutter. Ach, wie wurden die Stunden so lang. — die Stunden zwischen Furcht und Hoffnung. Wenn's geblitzt und gedonnert hat und die Morgensonne mit dem Gewölk kämpft, dann sitzt das Vöglein auf dem Zweig und schaut mit ängstlichem Blick auf das Laubdach heraus, und die Blicke fragen immer wieder, ob ein neuer Wetterstrahl aus dem Gewölk herauszüngeln und den Baum und seinen Bewohner treffen, oder ob der lichte Morgenstrahl den Sieg davontragen werde? Siehe, im Vorzimmer vor der Krankenkammer weilt ein ängstlich Vöglein — es wartet auf den Morgenstrahl.

Die Thür öffnet sich, und der Arzt tritt herein. Sorgfältig, leise schließt er die Thür hinter sich zu. Eilig tritt er an die Frau heran; er reicht ihr

zitternd seine beiden Hände; seine Augen leuchten. Seine Lippen flüstern: „Er ist erwacht. Er ist bei voller Besinnung. Gott sei Dank, wir sind einen großen Schritt vorwärts gekommen.“

Da strömt der Mutter die helle Flut über die Wangen; sie sinkt in die Kniee. Ihre Lippen jauchzen: „Herr, deine Güte ist besser, denn Leben; meine Lippen preisen dich; denn du bist mein Helfer, und unter dem Schatten deiner Flügel rühme ich. Meine Seele hanget dir an, deine rechte Hand erhält mich.“

IV.

Tannengrün.

Fremdenleer, mir zur Last, zum Überdruß,
War ich von dir weggegangen:
Mir gebührt kein Friedensgruß,
Mir kein Trösten und Umsorgen,
Doch du trittst mit sanftem Friedensschein
Still herein.

Alles ist, Alles ist nun wieder gut;
Wie die Regentwolke fliehet,
Wie sich vor der Sonne Blut
Schnell der Rebel niederziehet,
Also tilgest Du mit ew'ger Huld
Meine Schuld.

Herr, mein Heil! Schenke mir ein offnes Ohr,
Schenk ein Auge mir zum Sehen,
Fest'n Blick zu dir empör,
Und ein Herz, dich zu verstehen,
Zu verstehen, was du, Herr Jesu Christ,
Sündern bist.

Am Waldesrand bei Eichrode liegt das stille Häuschen. Grad so wie vor zwölf und fünfzehn Jahren

liegt's da. Die hohen Buchen brausen noch immer über dem Giebel, das Heer der Spazierer pfeift noch immer um die Küchentür, und die Raben krächzen noch immer aus dem hohen Gezweige. Drinnen im Häuschen ist's auch noch nicht anders geworden als vor zwölf oder fünfzehn Jahren: die Frau Försterin beugt noch immer ihr Haupt über die Weißstickerie, nur daß sie es ein wenig tiefer beugen muß, denn die Augen sind schlechter als dazumal: das kommt vom vielen Weißsticken — oder sollt's vielleicht daher kommen, daß die Augen der Frau Försterin oft so voll Tränen standen? — Ja, so voll, so voll zum Überströmen.

Freundlich und traulich sieht's im Witwenstübchen aus. Frau Selbig hat keine Nahrungsorgen mehr. Die kleine Pension reicht aus für sie alleine, und sonst hat sie für niemanden zu sorgen. Was die Weißstickerie einbringen, das ist ein Sparpfennig für die Tage der Not und für die Zeit des Alters. Ein Teil des Erwerbs fließt in die Hütten der Armen und in die Hände der Bettler, die an ihre Tür pochen. Wenn die Baumwipfel im Walde brausten, dann mußte sie den Vögeln die Krumen vor die Tür streuen, ja, sie mußte es; dann mußte sie auch die Pilgersleute an ihren Tisch rufen, und ob's arme irrende, sündige Wilddiebe gewesen wären, denen sie mit freundlichem Gesicht und mit ernstem, mahnendem Wort einen warmen Trunk reichen durfte — sie mußte es.

Heute sieht's gar besonders freundlich aus im Häuschen am Waldestrand. In der Wohnstube steht auf dem Tische der grüne Baum. Die roten und gelben Lichter sind schon drangesteckt, die rotwangigen Äpfel lugen aus den Zweigen heraus. Unter den Zweigen des Christbaums sitzt die Frau Försterin. Am Weihnachtsfeste muß sie den grünen Baum haben und die hellen Lichter dran, — ja, sie muß es; sie ist's so gewohnt von ihrer Kindheit her, denn am Waldestrand hat ihre Wiege gestanden; sie ist's so gewohnt von jenem Tage her, da sie ein Kind wurde mit ihrem heißgeliebten Kinde, ja, ihrem heißgeliebten Kinde. Die Försterin senkt tiefer das Haupt. Wie hat sie das Kind ihres Herzens aufblühen sehen, wie einen stolzen, starken Baum im Hochwald, und wie hat sie vor wenigen Wochen dies Kind liegen sehen auf dem Schmerzenslager, wie eine hohe Buche, die der Sturm entwurzelt hat, der die Blätter gewelkt und die Zweige gebrochen sind. Wie gern wäre sie dageblieben am Schmerzenslager ihres Hermann, aber der Arzt duldet es nicht. Er wußte, wie der Sohn zu der Mutter und wie die Mutter zu dem Sohne stände, er wußte auch, daß jede Erregung den Tod des Verwundeten herbeiführen könnte. Darum sandte er die Mutter nach Hause. Der Sohn hatte wohl in seinen Fieberträumen von der Mutter geredet, aber als er das Auge aufgeschlagen und sich umgeschaut hatte mit klarem Bick, da hatte er

geflüstert: „Es war ein Traum; sie ist nicht bei mir gewesen.“

Von jenem Tage an begann die Wunde über der Stirn zu heilen und zu vernarben. Die Frau Försterin hatte vor vier Wochen einen Brief von dem Arzt erhalten, der ihr meldete, daß ihr Sohn seit vierzehn Tagen aus der Gefahr sei, und daß er sich scheinbar rasch erhole. Der kräftige Körper werde hoffentlich die Genesung so rasch fortschreiten lassen, daß ihr Sohn bald imstande sein werde, ihr selbst Nachricht zukommen zu lassen. Bis jetzt aber war kein Brief von dem Hermann gekommen, und die Frau Försterin senkt das Haupt, und sieht nicht aus wie eine, welche fröhliche Weihnacht feiern will.

Plötzlich horcht sie auf, ihr ist's, als ob sie einen Seufzer von der Kammer her gehört hätte; ja, sie hatte in ihren Festgedanken schier der armen Menschenseele vergessen, die in ihrer Kammer seufzete. Vorgestern war's, als der Mann aus dem Walde hereinkroch: er hatte den Fuß so sehr verletzt, daß er nicht weiter kommen konnte. Er war arm, zerlumpt, obdachlos; er flehte sie um Erbarmen an; und Weihnacht stand vor der Thür, da hatte sie die Thür der Kammer aufgeschlossen. Das Bett stand leer, wie hätte sie einen müden Pilger hartherzig in die Winterskälte wieder hinausziehen lassen können?

Sie geht in die Kammer, aber sie kommt bald wieder zur Wohnstube zurück, sie hat dem Kranken

den Fuß mit Kampfer eingerieben. Nun hat sie es gar eilig, ihm und sich die Weihnachtslichter anzuzünden. Noch einen Blick sendet sie hinaus zum Walde. Dort drüben ist die Sonne hell und goldig hinunter gesunken. In ernstes Schweigen hat sich der Wald gehüllt, eine zarte Schneedecke hat sich über das Erdreich gelagert, und ein rötlicher Schimmer wie scheidendes Abendrot lagert über dem weißen Festkleid der Mutter Erde. Herr Gott, wie hast du für deines Kindes Fest ein köstliches Kleid gewoben! Der Försterin ist's, als ob ein Hauch von Gott über die Erde ziehe und als ob ein Schimmer vom himmlischen Licht an dem Waldesrand entlang gleite, ihr ist's, als ob sie den Flügelschlag der Engel an ihrem Häuschen vorüber rauschen höre, leise, ganz leise: — und „Friede, Friede“ flüstern die zitternden Blätter der Buche, die ihre Krone zu dem Häuschen der Witwe neigt, — „Friede — Friede“ flüstern all die braunen erstorbenen Blätter; „Friede — Friede“ flüstern die Lippen der Witwe. Eine große Träne fällt ihr auf die Hand. Sie hat's gar nicht gewußt, daß sie weinte, nun fühlt sie es. Aber ihr ist's, als ob auch die Träne in ihrem Auge ihr leise ins Herz flüstere: „Friede — Friede.“ Rasch wendet sie sich vom Fenster hinweg und rückt den Tisch, darauf der Christbaum steht, mitten in die Stube, daß die Strahlen der Weihnachtslichter auch in die Kammer hineinfallen können. Dann zündet sie die Lichter an. Wie leuchten dieselben

in die dunklen Winkel des Stübchens, wie leuchten sie hinaus in die schneebedeckte Waldlandschaft! Die Frau Försterin steht in dem Lichterglanz. Noch hat sie die Thür der Kammer nicht geöffnet; einen Augenblick will sie die Strahlen des Weihnachtslichts ganz allein haben. Sie steht in Gedanken versunken. Die lichten Strahlen spiegeln sich in Tränen. Die Lippen der Försterin flüstern:

„Gottes hellste Friedenssterne
Leuchten in der Dunkelheit.“

Ihre Hände sind gefaltet, ihr Haupt ist gebeugt, und da sie hineinblickt mit sinnendem Auge in das dunkle Gezweige und in die hellen Lichter des Baumes, ist's ihr, als ob die ganze Vergangenheit an ihr vorüberziehe mit all ihren Schatten, und als ob die Gegenwart mit der Vergangenheit den Kampf aufnehmen wolle, und als ob dieser Kampf ein Kampf des Lichts wäre mit der Finsternis. Und wie ein seliger Traum zog's an ihrem Auge vorüber, als ob sie übers Schneefeld daherkommen sehe eine hohe stattliche Mannsgestalt; der eine Fuß tritt schwer auf, aber der andere leicht, das eine Auge ist halb geschlossen, denn von dem Auge aus zieht sich ein roter Streifen über die Stirn, wie ein funkelnder Blitz am Himmel und wie ein glühendes Schwert auf dem Ambos des Waffenschmieds, aber das andere Auge ist weit geöffnet und schaut so hell und strahlend drein — strahlend wie die Lichter am Tannenbaum. Eine Gestalt ihres Traumes ist's,

und die Traumgestalt schwebt über dem Schneefeld daher, wie eine lichte Morgenwolke, die von den Strahlen der aufgehenden Sonne ganz vergoldet ist. Aus dem Walde kommt sie, und zieht am Waldestrand entlang zum Witwenhäuschen. O seliger Weihnachtsstraum eines Mutterherzens! Da wacht das Mutterherz aus seinem Traume auf, und das Haupt richtet sich in die Höhe, und das Auge öffnet sich. — Es war ein Traum. —

Jetzt ist's der Frau, als ob sie draußen etwas gehört hätte. — War's ein schwerer Tritt und ein leichter? Sie horcht auf. Horch — horch! Wie schlägt der Hektor an! Horch — horch! Nein, horch nicht mehr, du Menschenohr, — sieh, du Menschenauge, — sieh, wie die Tür weit sich öffnet! Und herein kommt's wie eine lichtumflossene Wolke: ein roter Blitzstrahl ist ihm über die Stirn gefahren vom Scheitel bis zum linken Auge. Es ist kein Traum, es ist Wahrheit und Wirklichkeit. Die Frau Försterin ist auf den Stuhl gesunken, die Lichter des Christbaums hüpfen ihr vor den Augen.

Sie hört einen leisen Schrei, einen Seufzer aus tiefster Brust, dann fühlt sie ein Haupt in ihrem Schoße liegen, ein lockiges Haupt. Zu ihren Füßen sieht sie eine stattliche Mannsgestalt knien, und um ihr Haupt und um ihr Herz und um den licht-hellen Baum hört sie den Flügelschlag der Engel Gottes rauschen.

Und das alles ist kein Traum, es ist Wirklichkeit

„Hermann, — mein Hermann,“ flüstern ihre Lippen.

„Mutter, vergib mir, o, vergib!“

„Hat Dir Dein Gott es vergeben,“ fragte sie mit zitternder Stimme, „daß Du ihn verlassen hattest?“

Da erhob sich der Mann, schaute ihr ins Angesicht und sagte: „Ja, Mutter, mein Gott hat mir vergeben. Ich habe lange nichts von einem Sünderheiland wissen wollen, und habe mich entschuldigt, und habe mir selbst vergeben wollen; aber es blieb mir doch auf dem Gewissen liegen, so schwer, als wären es zehntausend Pfund, die ich ihm schuldig geworden wäre, aber als die Adventsglocken läuteten, da habe ich den Glauben meiner Kindheit wiedergesunden.“

Da fiel sein Blick auf den Christbaum, und in seinen Augen leuchtete es helle: ein wunderlieblicher Glanz war's.

„Mutter,“ fuhr er fort, „ich meinte lange Zeit, daß ich auf meine Tugend und meine Tüchtigkeit stolz sein durfte, bis es mir wie Schuppen von den Augen fiel, und ich sah, daß ich ein hochmütiger, verlorener, armer Sünder sei. Da ist der Heiland herangeritten, als ich meine Hände zu ihm ausstreckte im heißen Flehen, und hat zu mir gesagt: Fürchte dich nicht, ich bin bei dir; ich tilge deine Sünde, wie die Wolke, und deine Missetat wie den Rebel. Mutter —“

„Hermann, — mein Hermann! —“

„Vergib mir — meine Mutter, vergib.“

„Mein Kind, was hätte ich Dir zu vergeben? Habe ich selbst Dich nicht dahingegeben?“

Er aber ist wiederum niedergekniet, und sie hat ihre zitternden Hände ihm auf das Haupt gelegt und hat ihn gesegnet mit einem großen Segen.

Da schaut sie ihn an mit ihrem hellen Auge; das war wie ein Kinderauge, dem die Christbescherung bereitet ist; und die Weihnachtslichter strahlten so hell durchs Witwenstrübchen. Die Lippen der Witwe flüsterten: „Herr, bei dir ist die lebendige Quelle, und in deinem Lichte sehen wir das Licht.“

Plötzlich fiel es der Försterin ein, daß sie noch einen Gast im Hause habe, der auch aus tiefem Walde dunkel in das Licht des Christbaums gekommen, der auch arm gewesen war an irdischen und himmlischen Gütern, und dem sie auch den Glanz der Himmelschätze wollte in die Augen leuchten lassen. Rasch eilte sie zur Thür der Kammer und öffnete sie, und die hellen Strahlen all der Weihnachtslichter drangen hinein in die Dunkelheit.

Schwere Seufzer drangen aus der Kammer zu ihr herüber. Als aber die Thür aufging, da rief der Mann da drinnen aus dem Bette heraus:

„Frau Försterin, — ich hab's verdient — du — er tötet mich. —“

Sie wollte zu ihm eilen. Aber voll Schrecken mußte sie stehen bleiben und in ihres Sohnes Gesicht blicken. Dort leuchtete es auf, als ob ein gewaltiges Wetter sich entladen wollte.

„Die Stimme,“ stieß er hervor, „laß mich, Mutter — die Stimme — sie war's, es war die Stimme dessen, der mich gezeichnet hat; aus Hunderten will ich sie heraus hören.“

Sie aber hatte seine Hand umschlossen mit ihrer Linken, die Rechte schlang sie hastig um seinen Hals, und hastig sagte sie:

„Mein Sohn, heute ist der Tag der Liebe und des Gebens; Geben ist seliger als Nehmen, aber das Seligste ist Vergeben; Vergeben ist seliger als Zürnen und Rächen.“

Er zitterte am ganzen Leibe, sie aber zog ihn fester an sich und sagte:

„Mein Sohn, mache Dein Recht nicht geltend! Siehe, wir leben alle von Gnade.“

Da sank er stöhnend auf den Stuhl.

„Mutter,“ sagte er, „es war ein Aufwallen des alten Menschen. — Herr, mein Gott — hundert Groschen sollte ich einfordern, da mir zehntausend Pfund erlassen sind?“

Einen Augenblick saß er stille in tiefe Gedanken versunken. Das Angesicht war bleich geworden. Aber rasch erhob er sich und ging in die Kammer.

„Ja, ich bin's — ich bin's“ — schrie ihm die Stimme aus dem Bett entgegen, „ich hab's getan. Herr Assessor, laßt das Gericht kommen und liefert mich ab, ich hab's verdient; ich will dulden, was ich verdient habe. Ich kann's nicht mehr aushalten in der Herzensgüte Eurer Mutter. Laßt mich in's

Zuchthaus! Ja, ich hab's getan! Ich bin der schwarze Peter."

"Du warst aber doch in Wildhöh."

"Nein, eine halbe Stunde vor der Tat war ich mit der Bahn hinübergefahren. Ich trug einen falschen Bart. Nun wißt Ihr alles, Herr Assessor; — nun laßt die Herren vom Gericht kommen."

Da neigte sich der Andere zu ihm hernieder und sagte:

"Sie sollen nicht kommen, Peter; aber wollen wir beide gute Freunde mit einander werden? Hier hast Du meine Hand."

Der Peter aber schlug nicht ein, sondern zog die Decke über das Angesicht und weinte wie ein Kind; und die Weihnachtslichter strahlten in die Kammer hinein, und die drei Menschenkinder weinten; aber die Engel Gottes zogen durch's Stübchen und durch die Kammer, und jubilierten und jauchzten.

"Gib mir Deine Hand, Peter, und wir wollen gute Freunde mit einander werden. Frage nur meine Mutter, ob Gott im Himmel nicht auch zu Dir spricht: ob deine Sünde gleich blutrot ist, so soll sie doch schneeweiß werden."

Rasch wandte er sich um und sagte zu seiner Mutter:

"Sieh, Mutter, das hatte ich bisher vergessen Dir zu sagen: ich bin zum Oberförster ernannt, und mir ist die Oberförsterei Wildhöhe zuerteilt worden. Der alte Lichtwerk, der schon beim seligen Vater Holzschläger war, zieht mit mir hinüber, und wenn

Du nun mit mir ziehst, mein teures — teures Mütterchen, und wenn dann der Peter als Jäger bei uns im Hause bleibt, — nicht wahr, mein Mütterchen, dann ist unser Glück voll?" Der Peter zog die Decke über's Angesicht und weinte bitterlich.

"Aber was wird dazu Deine — Mama sagen?" fragte sie, und ihre Stimme zitterte.

Ein verunglücktes Lächeln zog ihm über das Angesicht.

"Mama," erwiderte er, "kann mich nicht sehen, seitdem ich die Narbe habe. Sie ist fast immer in Rehorst. Ich habe mich schriftlich von ihr verabschiedet, weil ihre angegriffenen Nerven den Anblick meiner Narbe nicht ertragen konnten. Ich hoffe, daß sie jetzt, da sie sich von ihrem Kinde wieder losgesagt hat, sich fester an den Mann anschließt, mit dem sie am Altar gestanden hat. Meine Beförderung ist eine Verbannung, und deshalb bin ich für dieselbe zwiefach dankbar."

Fester zog er die Mutter an sein Herz.

"Nicht wahr, meine Mutter, wir bleiben bei einander?"

"Bis zum Tode," flüsterte sie.

"Und einst ewiglich."

Jetzt fiel ihr Blick auf die Weihnachtslichter. Sie waren schon weit heruntergebrannt. Er merkte es, daß sie hineilen wollte, um die Lichter auszulöschen, da zog er sie noch einmal sanft an seine Brust und sagte freundlich:

„Mutter, laß uns in die Wohnstube treten, daß dem Peter der volle Strahlenglanz ins Antlitz falle. Sieh, Du mußt heute eine Verschwenderin werden, und die Lichter ganz herunter brennen lassen und am Sylvesterabend neue kaufen, denn bisher habe ich nur meine Mutter gesehen, nun will ich mich auch im Lichte ihres Christbaums sonnen.“

Näher trat er an den Baum und schaute hinein mit leuchtendem Auge. Wieder zog er die Mutter an seine Brust und sie schaute ihm ins Angesicht mit seligem Auge.

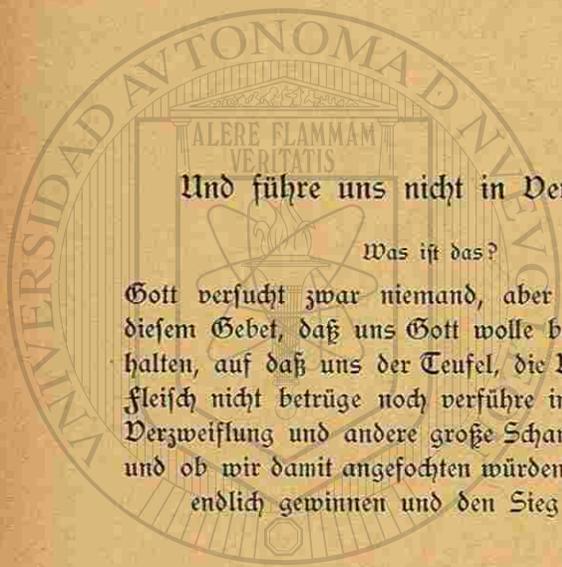
Da neigte er sich zu ihr hernieder und küßte sie und sprach:

„Mutter, nun weiß ich, was zur seligen, fröhlichen Festfeier gehört — ja ich weiß es; Gott sei Dank, daß ich's nun weiß! Sa, das gehört zur deutschen Weihnacht: ein christliches Gemüt und ein herziges Mütterchen voll Lieb und Treue und ein Heiland mit all seiner Liebe, seinem Leben und seinem Vergeben.“

Und das Mütterchen sagte: „Amen!“

VII.

König und Königin.



Und führe uns nicht in Versuchung.

Was ist das?

Gott versucht zwar niemand, aber wir bitten in diesem Gebet, daß uns Gott wolle behüten, und erhalten, auf daß uns der Teufel, die Welt und unser Fleisch nicht betrüge noch verführe in Mißglauben, Verzweiflung und andere große Schande und Easter; und ob wir damit angefochten würden, daß wir doch endlich gewinnen und den Sieg behalten.

König und Königin.

I.

Der arme reiche König.

Wem's Glück das Hörlein bläst,
Der fängt, wenn And're sagen:
Glück, wenn das Feld du säest,
Der mag Getreid' heimtragen,
Darf Niemand nur drum fragen.

Wem's Glück ist Kellner, Koch,
Der trinkt, wenn ihn tut dürsten,
Ist, wenn ihn hungert noch;
Das Glück oft gleich tut dürsten,
Den Bettler wie den Fürsten.

Er hatte eigentlich keine Zeit gehabt sich zu verheiraten. Kaum zum Essen und Trinken hatte er Zeit, viel weniger zum Heiraten. Er hatte wohl alles, was dazu gehörte, eine Frau glücklich zu machen: er hatte ein freundliches Gesicht, ein lebenswürdiges Benehmen, eine stattliche Gestalt und ein großes Vermögen, aber er hatte keine Zeit. Wenn er Zeit gehabt hätte, dann hätte er das Vermögen nicht gehabt, welches er jetzt hat; denn von Haus aus war er fast so arm, wie eine Kirchenmaus.

Seinen Vater hatte er nicht gekannt; und als er fünf Jahre alt gewesen war, war ihm auch die Mutter gestorben, die hatte ihm tausend Mark und den Onkel Peter hinterlassen.

Unter Gebrumm und Gebeiß war der Onkel sein Vormund geworden, hatte die tausend Mark weise eingeteilt, so daß sie vom fünften bis zum fünfzehnten Lebensjahr des Knaben reichten; und hatte ihn zur Tante Sommer auf die Kost gegeben.

Damit glaubte dazumal der Onkel genug getan zu haben.

Die Tante Sommer war eine Witwe, die noch in tiefer Trauer um ihren Mann lebte, als das Hänschen zu ihr ins Haus gebracht wurde. Sie hätt's ihm gerne gut gegeben, wenn sie es selber gut gehabt hätte; aber eine Witwe, welcher ihr Mann eine Mietwohnung, leere Schränke und drei Kinder hinterlassen hat, die darf nicht Honig aufs Butterbrot streichen.

Aber die Tante Sommer war eine gute Frau, und sie hatte an dem Hänschen ihre Mutterpflicht reichlich erfüllt.

Der Herr Hans Hahn liegt auf dem Sofa und gedenkt der Zeit, da er in dem Gärtchen der Tante Sommer seine Kinderspiele spielte; er und der Viktor, und der Albert und die kleine Hanna; Viktor war älter, Albert war ebenso alt, Hanna war jünger als der Hans. Wie sich die Zeiten ändern! Er gedenkt noch jenes Tages, da der Albert seinen Ball über

die Planke in des Nachbars Garten geworfen hatte. Der hohe Rat war versammelt: was war zu machen? Da fiel dem Albert ein, daß an der Planke sich das eine Brett gelöst habe, vielleicht könnte es so weit abgebogen werden, daß das dürre Hänschen hindurch kriechen könne. Der Versuch wurde gemacht, der Ball wurde wieder gefunden, das Hänschen trat auf demselben schmalen Pfade den Rückweg an. Schon war er halb hindurch — ratscht, — da hatte ein Nagel ins Höschen, und es gab einen langen, langen Riß.

Was wird Tante Sommer sagen?

Ach, der Rohrstock steckte hinter dem Spiegel und die Frau Sommer wußte ihn zu schwingen. Hier war aber kein Verheimlichen möglich, denn die Fegen der klaffenden Wunde klappten auf und klappten zu, wie eine Ofentür.

Da stand sie nun vor dem Missetäter und er stand vor ihr, und sie übersah sofort den Schaden, ach, der war sehr groß; aber es wurde sofort eine offene vollständige Beichte abgelegt, und Frau Sommer wird in ihrem Sinne gedacht haben: Es ist schlimm, daß das Höschen zerrissen ist, aber es ist nicht so schlimm, als wenn auch noch zerrissen wäre, was darunter ist. Sie schalt zwar, und drohte mit dem Finger, aber der Rohrstock blieb hinter dem Spiegel stecken, und das war gut für den Hans und für den Albert; denn wo der Stock hinfiel, da gab's gewöhnlich blaue Striemen.

„Aber Strafe muß sein,“ sagte die Tante, „so sollst Du nun mit dem zerrissenen Beinkleid bis heute Abend laufen, daß alle Leute sehen, welch' ein Wildfang Du bist.“

Das war schlimm; und zuerst versuchte der Bube mit seinen beiden Händen die offene Tür zu verschließen, aber allmählich wurde vergessen, was dahinten sei: hui, wie war's gerade dazumal ein wunderschöner Nachmittag, als sie sich die große Kiste in den Garten unter den Fliederbusch stellten. Die Kiste hatte Raum für zwei junge Menschenkinder. Da saßen sie nun beieinander, der Viktor und die kleine Hanna. Sie waren König und Königin. Die Kiste war ihr Palast, und der Mutter großer Schemel war ihr Thron. Der Albert hatte ein großes Tuch vor die Öffnung der Kiste gehängt, und war der Minister oder General des Herrscherspaars, das heißt, er durfte vor der Türe ihres Palastes stehen und den Vorhang aufheben, wenn ein fremder Fürst als Besuch käme. Der fremde Fürst aber war der Hans Hahn. Derselbe hatte den großen Klaus-Kater vor die Zigarrenkiste gespannt und als nun der König auf seinem Thron die Einladung ergehen ließ, als er nämlich miau — miau rief, da kam das fürstliche Gefährt im Galopp zu dem Königspaar gefahren, so eilig, daß dem fürstlichen Fuhrherrn eine weiße Friedensfahne dahinten im Winde flatterte.

Das war dem Hans Hahn doch sehr verdrießlich,

denn die Frau Nachbarin hatte offenbar die Fahrt mit angesehen; und der Hans kam alleweil lieber mit Kriegsgeschrei als mit Friedensfahnen.

Darum fuhr er mit Windeseile in den Königspalast und es wurde im hohen Rat beschlossen, daß der Viktor zum Besuch kommen, der Hans aber, der wehenden Fahne wegen, König sein sollte. Jener Nachmittag kommt dem Manne auf dem Sofa immer wieder in den Sinn; und doch ist der Tag schon lange vergangen, wohl dreißig Jahre schon, denn der Hans wird damals acht und seine Königin drei oder vier Jahre gezählt haben. Aber der Hans sieht noch immer die leuchtenden Augen der Königin zu ihm anschauen, und sieht noch immer den gutmütigen Viktor dahersprengen, und sieht noch immer das durchgehende Roß durch das Löchlein in der Planke eilen, und sieht noch immer den fürstlichen Wagen mit Ach und Krach an derselben Stelle zerschellen, wo er selber einen Ledersattel erhalten hatte.

Ja, es war eine schöne Zeit. Und ob er dazumal arm war mit den Armen, so wollt's ihm doch vorkommen, als ob er manchmal reich gewesen sei, — viel reicher als jetzt bei all' seinem Erdenreichtum.

Herr Hans Hahn bläht den Dampf der Zigarre in die Höhe und streicht wohlgefällig sein Bäuchlein. Er ist erst achtunddreißig Jahr alt, aber nach seiner Vorderseite hin sieht der Mann so stattlich aus — so stattlich, wie ein Bürgermeister.

Und wieder bläst er den Rauch der Zigarre in die Höhe, und die Gedanken säuseln und kräuseln sich ihm um die Stirn, wie der Rauch seiner Zigarre. Heute hat er Zeit zum Nachdenken; meistens hat er keine Zeit; und eigentlich ist's ihm gar nicht angenehm, viel Zeit zu haben; denn da mischt sich wunderbar Licht und Finsternis. — — Schau, wie die Zeiten vorüberziehen vor dem Auge des Mannes: jene Zeit, da sie ihn hinausbegleiteten, die Frau Sommer und ihre Hanna, — ihn hinausbegleiteten zu dem Handelsgärtner in Hellburg, der alle die schönen Gemüse und die lieblichen blühenden Blumen in die Stadt lieferte.

Der Viktor war dazumal bei einem Kaufmann in die Lehre und der Albert wollte sich zum Lehrer ausbilden. Dem Hans Hahn aber hatte der Peter-Onkel zur Konfirmation einen neuen schwarzen Anzug und etliche Ermahnungen mit auf den Weg gegeben und hatte ihm bei dem Handelsgärtner einen Platz verschafft. Er hätte es besser gehabt, wenn der Onkel Lehrgeld für ihn bezahlt hätte; und der Onkel hätte es tun können, denn er hatte nicht Kind noch Regel, und ihm gehörte doch das schöne Bauerngut, der Hellburgshof, dessen Acker bis an das Stadttor von Bleßheim sich hinstreckten. Aber der Onkel sagte: „Was ich dem Jungen gebe, das nehme ich wenigstens zur Hälfte den Erben meiner verstorbenen Frau, denn die Erbschaft wird dereinst nach beiden Seiten fallen; darum muß der Junge sich durchbeißen, wie er es am

besten kann. Mir hat auch all mein Lebtag niemand einen Groschen geschenkt.“

Und der Junge hat sich durchgebissen. Manchmal freilich ist's ihm sauer genug geworden, die schweren Körbe voll Gemüse in die Stadt zu schleppen und sie den Kunden im zweiten und dritten Stock zum Kauf anzubieten; und manchmal ist's ihm eine Erquickung gewesen an Leib und Seele, wenn die Frau Sommer oder die Hanna ihm rasch ein Glas Bier vor die Tür gebracht hat.

Manchmal hat auch die Hanna ihm den Korb mit angefaßt und hat gesagt: „Hans, die Frau Amtsrichter hat schon nach Dir ausgesehen. Komm, laß uns rasch hinein, damit uns die Krautfrau nicht zuvorkomme.“

Ja, sie waren gut — die Frau Sommer mitsamt ihrer Tochter. Die Hanna hatte dazumal noch immer den hellen, sanften Blick, wie an jenem Nachmittage, da sie die Königin in der großen Kiste war. Der Blick ist jetzt ein anderer geworden, — ja, ja, — die Zeiten sind auch andere geworden, — ja, ja, — was sie dazumal an dem Gärtnerburschen getan haben, das hat er ihnen reichlich wiedervergolten. Unsere Wege gehen auseinander. Der eine zieht auf die Höhe, der andere in die Tiefe.

Es war gut, daß der Hans Hahn ein Jahr in Berlin als Gehilfe in einer großen Gärtnerei und dann zwei Jahre in Altona unter der Fahne und darauf zwei Jahre in einer Handelsgärtnerei in

Erfurt gewesen war. Er hatte sich umgesehen in der Welt, und als nun der vierundzwanzigjährige Jüngling vor den Onkel hintrat, sah ihn dieser mit großen Augen an, denn der Blick des Onkels reichte nicht weiter, als von Bleßheim nach Hellburg; und diese beiden Orte waren eine halbe Stunde Wegs von einander entfernt.

Als er dazumal heimgekehrt war, war das erste, was er hörte, die Kunde, daß die Frau Sommer gestorben sei, und daß der Viktor verlobt sei und auf eine günstige Gelegenheit hoffe, um sich den eigenen Herd zu gründen, daß der Albert Lehrer in Ringsheim geworden sei, und daß seine Schwester ihm den Hausstand führe.

Dazumal begann die Zeit der Vielbeschäftigkeit des Herrn Hans Hahn. Er wußte dem alten Peter-Onkel zu schmeicheln; er wußte ihm von den Erfahrungen mitzuteilen, die er draußen gesammelt hatte; er wußte ihm eine große Meinung beizubringen von den riesigen gärtnerischen Talenten, welche der Nefte habe.

Der Onkel hatte dazumal ein Stück Land gerade vor dem Tore liegen. Der Hans Hahn aber hatte sich zweihundert Taler gespart. Das gefiel dem Onkel sehr, daß der junge Bursche schon verstehe, auf den Groschen zu sehen; und als der Gärtner ihn nach dem Werte des Landes fragte, sagte der Alte: „Unter Brüdern ist es tausend Taler wert.“

„Das möchte wohl sehr teuer sein,“ erwiderte der junge Mann, „aber neunhundert will ich zahlen,

wenn die letzten siebenhundert drei Jahre lang für vier Prozent drin stehen bleiben dürfen.“

Der Onkel staunte: Was, der Bursche will Land kaufen? hm, so übel wär's nicht, weder für ihn, noch für mich. Der Hans Hahn kaufte das Land und stellte dem Onkel einen Schuldschein über siebenhundert Taler aus, denn die Protokollation hätte Geld gekostet, und der Schuldschein war richtig, gültig und gestempelt. Der Hans Hahn bezahlte seine Zinsen und arbeitete, und nahm sich einen Gehilfen, und nach einem Jahre ließ er sich ein Treibhaus bauen.

Der Onkel kam und schmunzelte zu der Arbeit des Neffen, und als wieder ein Jahr verflossen war, sagte der Hans Hahn zu dem Alten:

„Onkel, wenn Du das Geld haben willst, dann kann ich Dir fünfhundert ausbezahlen.“

„Nein, ich will nichts haben,“ erwiderte er. „Ich weiß, daß der Schuldschein gut ist, und daß das Geld sicher bei Dir steht. Du bist ein fixer Junge, Hans Hahn, und kannst auf mich rechnen, wenn Du einmal spekulieren willst, denn Du hast Glück im Kopf, und wirst nicht hineinfallen, aber sicher muß ich mich stellen, denn ich habe nichts zu verschenken, und die Zinsen müssen pünktlich bezahlt werden: das gehört zur Ordnung.“

Das war um jene Zeit, als die neue Eisenbahn von Allheim nach Bleßheim gebaut werden sollte. Schon fing man drüben hinter den Hügeln an

zu bauen; nur war's noch nicht entschieden, wo der Bahnhof liegen sollte. Aber der Hans Hahn rechnete so: der Bürgermeister hat sein Haus in der Hellburger Straße und seinen Garten vor dem Hellburger Thor liegen, der Herr Senator Freimut hat seinem Schwiegersohn den Laden in der Hellburger Straße eingerichtet, und der Herr Senator Pauli hat zwei Bauplätze neben den neuen Anlagen des Hans Hahn. Wenn auch drüben am Werder'schen Thor das Terrain nicht so hügelig ist, so wird doch der Bahnhof vor dem Hellburger Thor gebaut werden.

So rechnete der Gärtner; hätte die Witwe Lessler auch so gerechnet, dann hätte sie ihm nicht den langen Acker verkauft, der den Anlagen gegenüber sich am Wege entlang erstreckte. Der Kontrakt aber war unterschrieben, eine Anzahlung von sechshundert Talern war darauf gemacht und die zweite Hälfte war darauf protokolliert, als sich plötzlich das Gerücht verbreitete, es sei Aussicht vorhanden, daß der Bahnhof vor dem Hellburger Thor werde gebaut werden. Gleichzeitig wußte man zu erzählen, daß der alte wunderliche Peter vom Hellburghof fünfzehn Morgen Landes, das am nächsten zum Thor gelegen sei, an seinen Neffen verkauft habe.

Der Peter meinte wiederum ein gutes Geschäft gemacht zu haben; aber als nun der Bahnkörper für die neue Eisenbahn abgesteckt wurde, stellt es sich

heraus, daß der Bahnhof am besten in des Bürgermeisters Garten liegen werde, der zwischen den Gartenanlagen und dem neugekauften Lande des Herrn Hans Hahn lag. Da mußte für die Bahn ein Stück jener fünfzehn Morgen gekauft werden, und für den schmalen Streifen Landes wurde mehr Geld bezahlt, als vor einem Vierteljahr für die sämtlichen fünfzehn Morgen.

Der Peter-Dinkel schüttelte den Kopf dazu und sagte:

„Hätte ich das wissen können, dann hätte ich das Geld selbst verdient, aber der Junge hat Glück im Kopf und Glück unter den Füßen; nun kann ich's auch einsehen, daß er richtig spekuliert hat.“

Von jener Zeit an war Herr Hahn rastlos tätig, sein Glück zu schmieden.

Als er als armer Gärtner wieder heimgekehrt war, hatte er den Viktor Sommer besucht, hatte sich mit ihm über das junge Liebesglück gefreut und hatte ihn beim Peter-Dinkel eingeführt. Der letztere war ein Kunde des jungen Kaufmanns geworden und hatte Gefallen an ihm gefunden. Hans Hahn war auch der Trauzeuge des Pflegebruders gewesen, und wenn im Kaufmannshause Geburtstag war, dann hatte er schöne Blumen hingeschickt. Aber nach wenigen Jahren fing Viktor an, über schlechte Zeiten zu klagen, und Hans saß in allerlei Geschäften und hatte stets die allergrößte Eile; darum eilte er vorüber an dem Laden des Spielgenossen, und wiederum nach zwei

Jahren redeten sie einige Worte miteinander, wenn sie sich auf der Straße begegneten, und nach einem Jahre eilten sie mit flüchtigem Gruß aneinander vorüber. Hans Hahn hatte immer große Eile. Wiederum nach zwei Jahren las er in der Zeitung, daß der Kaufmann Viktor Sommer gestorben sei; er hatte keine Zeit, ihm das letzte Geleit zu geben.

Von den andern Gliedern der Familie Sommer hatte er wenig gehört. Nur einmal war der Albert bei ihm gewesen. Es war damals, als er gerade das Bahnhofshotel verkauft und fünftausend Taler dran verdient hatte. Er war in sehr guter Laune und freute sich, den Albert wieder zu sehen. Der letztere war noch ebenso schüchtern und bescheiden, wie in den Kinderjahren, und wußte zuerst nicht so recht, was er sagen sollte; allmählich aber ging ihm das Herz auf und er erzählte, daß er eigentlich mit einer großen Bitte hergekommen sei. Die Hanna habe ihm bisher den Hausstand geführt: einen großen Lohn habe er ihr nicht zahlen können; nun gedenke er sich zu verheiraten und auch die Hanna sei mit dem zweiten Lehrer in Hellburg verlobt. Nun komme es darauf an, für die Hanna eine Aussteuer zu beschaffen, da ihr Verlobter ebenso arm sei, wie sie selber, und darum habe er sich entschlossen, den Genossen der Kindheit im Namen der Hanna zu bitten, der letzteren hundert Taler auf einen Schuldschein zu leihen. Man werde das Geld gerne verzinsen und baldmöglichst zurückzahlen.

Hans Hahn hatte gerade eine große Summe verdient; er war in guter Laune. Er brummte zwar, daß er selber mit fremdem Gelde arbeite und eigentlich nichts habe, um es ausleihen zu können, aber er gab's doch. Nach zwei Tagen kam der Schuldschein, unterschrieben von der Hanna und ihrem Verlobten, und nach einigen Tagen stellten auch die beiden sich ihrem Wohltäter vor, saßen fünf Minuten in seiner Wohnstube und gingen ihre Wege. Er hatte den Besuch nicht erwidert. Er hatte keine Zeit dazu.

Er hatte von der Lehrerfamilie in den folgenden Jahren nichts weiter gehört, als daß sie noch immer in Hellburg sei. Alle Jahre wurden ihm pünktlich die Zinsen bezahlt, bis vor etwa fünf Jahren dieselben vierzehn Tage zu spät kamen, und als er sich bei einem Bekannten im Dorfe nach der Ursache erkundigte, erfuhr er, daß die Hanna Witwe geworden sei, und mit ihren beiden Kindern von einer sehr kleinen Pension und von ihrer Hände Arbeit lebe.

Auf seinem weichen Sofa in elegant ausgestatteter Stube liegt Herr Hans Hahn. Die Bilder der Vergangenheit ziehen an seinem Auge vorüber. Er bläst die Rauchwolken aus seinem Munde. Immer dichter wird das Gewölk. Das ist ein untrügliches Zeichen, daß die gute Laune einen argen Stoß bekommen hat. Was wollen ihn auch die vergangenen Zeiten quälen? Was wollen all die Gedanken über

die Familie Sommer und über den Onkel Peter, die Gedanken, die in seinem Kopfe wogen, wie ein aufgewühlter Ameisenhaufe?

Der Onkel Peter ist ja auch seit vier Jahren schon tot. — Und doch muß der Mann auf dem Sofa immer wieder an den Alten denken, wie der die Taler kramte und streichelte, als wären's die Schweinelein in seinem Stalle.

Hat's der Nefte von dem Onkel gelernt? Ei, er weiß es noch: als er ein Knabe war, da hatte das Geld keinen Wert für ihn, und als er dem alten blinden Bettler begegnete, da hat er ihm seine sämtlichen Marktgroshen geschenkt, — und jetzt, — jetzt klebt es ihm wie Pech an Leib und Seele.

„Nein, nein,“ spricht der Mann auf dem Sofa, „jetzt habe ich dasselbe gute Herz; aber ich will kein Verschwender werden, nur insofern habe ich das Geld lieb, als ich ein Recht und damit auch eine Pflicht dazu habe. Ist es nicht ein Recht, wieder zu verlangen, was ich geliehen habe? Ist es nicht mein Recht, Zinsen und Kapital zu verlangen, wenn man mir die Zinsen schuldig bleibt?“

Da war der Viktor Sommer: er hat die Güte des Peter-Onkel in Anspruch genommen und hat zweihundert Taler von ihm geliehen. Dann starb der Viktor und als der Onkel krank lag, zwei Tage vor seinem Ende, gab er mir den Schuldschein und sagte zu mir: quittiere den Schein und bringe ihn der Witwe. Weiter sagte er nichts. Wo war der

Beweis, daß das Geld bezahlt sei? Nirgends. Also behielt ich den Schein; es war mein Recht, denn bei der Erbteilung habe ich so wie so den Kürzeren gezogen. Ich behielt den Schein, und nun, da ich zu der Witwe komme und mein Geld verlange, meint sie, daß das längst bezahlt sei. So ist die Welt: wenn man's hingeben soll, ist man gut, und wenn man's wiederholen will, taugt man nichts; Vorgen macht Freundschaft, Mahnen macht Feindschaft. Aber was habe ich von diesen Leuten? Was ich der Familie Sommer schuldete, ist längst bezahlt. Schuldete ich ihr überhaupt irgend etwas? Zahlte nicht der Onkel Kostgeld für mich? Ist nicht mein Erbteil für meine Erziehung drauf gegangen? Vorteil haben sie davon gehabt, daß ich an ihrem Tische aß, und nun, da mir's gut geht, wollen sie den Vorteil genießen bis ins dritte Glied. Was geht's mich an, daß der Kaufmann gesagt hat, er wolle hingehen und seine Schuld bezahlen? Wenn's wahr ist — wer steht denn dafür, daß er seinen Entschluß ausgeführt hat? Ich habe den unquittierten Schuldschein und verlange mein Recht. Und nun gar die Lehrerswitwe — ob sie etwa denkt, daß ich einen Strich über den Schein machen soll? Bestreiten kann sie nichts, abgetragen hat sie auch nichts. Nun bezahlt sie nicht einmal die Zinsen. Was eh ich von ihrem Jammerbrief? Klagelieder hört man genug in der Welt. Wer all das Geplage mit Talern belegen wollte, würde bald ein armer Mann sein.

Ich will die alten Geschichten mit einemmal aus der Welt bringen; darum habe ich dem Gerichtsvollzieher Auftrag gegeben, auf beiden Stellen Zinsen und Kapital einzuziehen. Schon viel zu lange habe ich in meiner Gutmütigkeit die Sache hinstehen lassen.“

Der Mann ist aufgestanden und schaut verdrießlich in sein Prunkgemach hinein. Hört er in seiner Brust eine Stimme rufen: „Daß dich der Teufel nicht verführe — Geld ist des Teufels Angelhaken?“ Sieht er an der Wand seiner hohen hellen Stube, von Gottes Hand geschrieben, die Flammenschrift leuchten:

„Die da reich werden wollen, die fallen in Versuchung und Stricke und viele törichte und schädliche Lüste, welche versenken die Menschen ins Verderben und Verdammnis. Denn Geiz ist eine Wurzel alles Übels, welches hat etliche gelüftet und sind vom Glauben irre gegangen, und machen ihnen selbst viele Schmerzen?“

Der Mann geht in dem Gemach auf und ab. Die Dämmerstunde kommt und webt ihren dunklen Schleier. Der Hausherr liebt die Dämmerstunde nicht; er verlebt dieselbe am liebsten drüben im Bahnhofshotel, das er selbst hat bauen lassen, und das er dann mit einem großen Vorteil verkauft hat. Aber heute ist er nicht in der Laune, ins Hotel zu gehen. Ihm ist so wunderbar zu Sinn; er hat ein Gefühl, als ob er krank werden müsse. Er ist noch nie krank gewesen, hat sich um Kranke nie gekümmert,

und weiß eigentlich nicht, was Krankheit ist. Er eilt mit raschen Schritten dahin und daher in der Stube. Die dummen Gedanken verfolgen ihn. Jetzt ist's ihm, als ob er den Viktor Sommer im Sarge liegen sähe, und als ob die Gestalt des Toten sich aufrichte und ihn rufe, das bleiche Antlitz ganz nahe zu ihm herneige und zu ihm spreche:

„Hans, wir sind wie Brüder miteinander aufgewachsen, verlaß meine Frau und meine drei Kinder nicht!“

Hu, ein Totenantlitz! Der Mann mag nicht daran denken, und doch ist's ihm, als sähe er es immer neben sich.

Und dann wieder ist's ihm, als ob er ein Kind wäre, und als ob er König und Königin spielte und als ob er neben der Königin in der Kiste säße. Ihre blauen Augen schauen ihm ins Angesicht. „Hans,“ sagte die Hanna-Königin, „Du sollst wohl König sein, aber Du sollst gut sein. Könige müssen immer gut sein und müssen der Königin etwas ganz schönes geben. Das mußt Du auch tun, Hans, Du darfst mich gar nicht schlagen. Wenn Du aber nicht gut sein willst, dann soll der Viktor wieder König sein.“

Hu, wie ihn die blauen Augen anschauen! Ihm ist's, als ob sie sich ihm tief ins Herz bohrten. Lieber will er das Totenantlitz sehen, als die blauen Augen der Königin. Der Mann eilt aus der Stube, er geht in den Garten; er läuft ins Hotel, aber er

kommt bald wieder nach Hause. Er sah die Gestalten neben sich. Jetzt sieht er wieder auf dem Sofa, hat eine Weile ins Lampenlicht hineingestarrt, hat die Hand über die Augen gelegt und starrt wieder ins Lampenlicht hinein. Er schaut drein, als ob seine Zunge immer die eine Rede halten müßte: „D — ich armer, armer Reicher!“

II.

Die reiche arme Königin.

Herz, was kränkt dich so sehr,
Als wenn schon im Himmel kein Hoffnung mehr wär?
Wenn schon das Wetter gefährlich aussieht,
Hoffe das Beste, verzage nur nicht;
Sagt man ja insgemein:
Auf Regen folgt Sonnenschein.

Soll's aber kommen so weit,
Daß du dich sollst wehren und rüsten zum Streit,
Streite fein tapfer und sei nicht verzagt,
Alles ist gewonnen, wenn's dreist ist gewagt.
Sagt man ja, daß in dem Krieg
Wachsen die Lorbeern und blühet der Sieg.

Ein freundlicher Sonntag ist ins Land gekommen. Die Glocken rufen zum Nachmittagsgottesdienst. Sie lassen ihre Stimme bis vor das Tor erschallen, aber die Leute, die hier um den Bahnhof herum wohnen, scheinen das Rufen nicht zu hören und die Stimme

nicht zu verstehen. Sie bewohnen gar schöne Häuser und denken in ihrem Sinn, daß es daheim in den schönen Häusern viel schöner sei als in dem Gotteshause.

Herr Hans Hahn geht in seinem Garten auf und ab. Die ersten Krokus sind aufgeblüht, und die Schneeglöckchen stehen im Sonntagsstaat. Der Herr des Hauses und des Gartens ist ein Blumenfreund. Ein Blumenverkäufer, wie er es früher gewesen ist, ist er nicht mehr. Die Gärtnerei, die er dort drüben am Hellburger Wege hatte, hat er im vorigen Herbst verkauft, weil er reich genug ist und es nicht nötig hat, sich über die Gehilfen und Lehrlinge zu ärgern; aber es hat ihm oft schon Leid getan, daß er die Gärtnerei verkauft hat, denn er muß Arbeit haben, und wenn nun die beiden neuen Häuser, die er drüben am Wege bauen läßt, fertig und die Gärten angelegt sind, was wird dann der arbeitslustige Mann zu schaffen haben? Schon im letzten Winter sind ihm oft die Gedanken gekommen, wie die Fliegen in den Honigtopf, und haben ihn nicht loslassen wollen; und gestern abend noch, wie quälten sie ihn da — die Gedanken an die Leiche und an die Königin.

Heute scheint der Hausherr in besserer Stimmung zu sein. Die Frühlingssonne lächelt über die Hügel herüber und aus dem knospenden Gezweige klingen die Auferstehungslieder der Meisen und Buchfinken heraus.

Er geht im Garten auf und ab und forschet auf dem Hyazinthenbeet, ob die duftende Frühlingsblume noch nicht wage, das Köpfchen aus dem dunklen Erdreich zu erheben. Da öffnet sich die Gartenpforte, und ein Mägdlein steht vor ihm.

Er schaut ihr forschend ins Auge. Ihm ist's, als ob er dies Angesicht irgendwo schon gesehen habe. Er ist ein Kinderfreund und sieht gern in ein solch' freundliches Unschuldsgesicht hinein. Sie grüßt ihn leise und schüchtern. Er sieht ihr noch einmal ins Angesicht und fragt sich, wo er dasselbe gesehen habe; aber ihm will's nicht einfallen. Dann reicht er dem Mädchen die Hand und fragt sie freundlich:

„Suchst Du mich, mein Kind?“

„Ich suche den Herrn Hahn.“

„Ich bin der Herr Hahn, und wie heißt Du denn, mein Töchterchen?“

„Ich heiße Hanna,“ erwiderte sie.

Ja Hanna! Jetzt weiß er, wo er dies Angesicht gesehen hat: es ist dasselbe Angesicht und ist doch ein anderes — es ist das Angesicht der Königin.

„Bist Du vielleicht eine Tochter der Lehrerswitwe Frieder in Hellburg?“ fragte er.

„Ja, Herr, das bin ich, und ich bin von der Mutter hergeschickt, weil die Mutter krank ist und selbst nicht kommen kann. Ich sollte an Herrn Hahn diesen Brief abgeben, und wenn's möglich wäre, sollte ich gerne die Antwort an die Mutter wieder heimbringen.“

Ein finsternes Gewölk lagerte sich auf der Stirn des Mannes. Aber er bezwang sich, nahm den Brief und führte das Mägdlein ins Haus.

„Sehr geehrter Herr!“ So schrieb die Frau Frieder. „Es tut mir ganz unendlich leid, Sie mit einer Bitte belästigen zu müssen, aber die Not zwingt mich dazu. Der Gerichtsvollzieher ist gestern bei mir gewesen und hat die Summe eingefordert, welche ich Ihnen schulde. Sie haben ein um so größeres Recht, Ihr Geld zurückzufordern, weil ich Ihnen auch die Zinsen, welche vor vier Wochen fällig geworden sind, nicht gezahlt habe, auch mich deswegen nicht bei Ihnen entschuldigt habe; aber ich habe seit sechs Wochen krank gelegen, und schwebte vor vier Wochen in Todesgefahr, so daß ich nicht schreiben konnte. Auch heute kann ich das Haus noch nicht verlassen und schicke mein Kind mit meiner Bitte zu Ihnen. Sie zweifeln gewiß nicht daran, daß ich stets die Absicht gehabt habe, meinen Verpflichtungen auch Ihnen gegenüber nachzukommen. Für den Augenblick kann ich dies aber nicht. Mein Bruder hat meinethwegen mit seiner großen Familie schon darben müssen. Seine Liebe bringt mir sehr große Opfer, und sein treues Weib sieht mich wie eine Schwester an. So reich wir in solcher geschwisterlichen Liebe sind, so arm ist mein Bruder an Geldmitteln. Wenn ich ihm meine Not klagte, so würde er seine Einnahme verpfänden, um mir zu helfen; aber ich kann mich zu diesem Schritt

nicht entschließen, weil ich auch an die vier Kinder meines Bruders denke. Ich nehme daher zunächst meine Zuflucht zu Ihnen und bitte Sie, in diesem Augenblick nicht Ihr volles Recht gegen mich geltend machen zu wollen. Mein Bruder wird die Zinsen aufreiben können: gestatten Sie mir, Ihnen dieselben in den nächsten Tagen zahlen zu dürfen, und haben Sie Geduld mit mir. Ich habe jetzt nichts anderes, als meinen Gott und meine beiden Kinder, und ich bin sehr reich in solchem Besitz. Mein Gott wird mich nicht verlassen, und meine Kinder haben es früh gelernt, mit ihrer Mutter zu darben und zu erwerben. Und so lange ich diese Schätze habe, werde ich nicht daran zweifeln, daß ich auch Mittel und Wege finden werde, demjenigen die Schuld abzutragen, dessen Güte ich schon allzu lange in Anspruch genommen habe. Ich verspreche Ihnen, nach drei Monaten einen Abtrag machen zu wollen, und bitte Sie flehentlich, das Verfahren gegen mich, das in diesem Augenblick meinen Bruder am schwersten treffen würde, weil er es nicht dulden würde, daß mir mein Hausgerät gerichtlich genommen würde, einzustellen. Ich werde auf jede Art versuchen, mich Ihnen dankbar zu erweisen, und hoffe, daß Sie eine gütige Antwort der Hand meines Kindes übergeben werden. Es zeichnet mit aller Hochachtung

ergebenst Hanna Frieder."

Der reiche Mann geht im Zimmer auf und ab. Noch einmal liest er den Brief; noch einmal schaut

er dem Kinde in das blaue Auge und ins blasse Angesicht hinein. Gedenkt er jener Zeit, da er mit der Mutter dieses Kindes Freud und Leid der Kindheit geteilt hat? Gedenkt er jener Zeit, da die Hanna Sommer dem Gärtnerburschen den schweren Korb anfaßte und zu ihm sagte: „Schau, Hans, einen schönen Kuchen hat mir die Frau Nachbarin geschenkt; hier diese Hälfte habe ich für Dich aufbewahrt; steck's in die Tasche, Hans, und laß mich Deinen Korb mit anfassen; gemeinsam können wir ihn leichter bei Amtsrichters die Treppe hinauftragen.“ Gedenkt er jener Zeit? Denkt er an die große Liebe, welche die Kinder der Familie Sommer umschlungen hält mit starker mächtiger Kette? Denkt er daran, wie auch er sich von derselben Liebe hätte mit umschlingen lassen können? Denkt er daran, wie er arm geworden ist, da er reich wurde?

Denkt er daran, da er dahin und daher eilt in seinem Prunkgemach? Betet der reiche Mann heraus aus all seinem Mammon: Führe uns nicht in Versuchung? Oder gedenkt er jener Stunde, da er dem Gerichtsvollzieher sagte: „Ich habe lange genug Geduld gehabt; ich will von diesen Geschichten nichts mehr hören und will sie alle miteinander aus der Welt bringen?“

Die Hanna sitzt auf dem Stuhl und schaut ihn verwundert an. Die Mutter hat es ihr auf die Seele gebunden, eine Antwort von dem Manne mitzubringen, und wenn er ihr dieselbe nicht geben

wolle, dann solle sie ihn recht herzlich darum bitten. Im ersten Augenblick hatte die Hanna den Auftrag der Mutter schier vergessen; denn sie mußte zuerst die Pracht des Hauses und der Stube ansehen. Solchen Glanz hat die Hanna in ihrem Leben nicht gesehen: dort ein Spiegel, der ganz hernieder reicht bis auf den Fußboden, dort ein Bild, so groß, daß sie es mit ihren Armen wohl kaum überspannen kann; vor den Türen schwere, schöne Vorhänge, und über den Vorhängen Goldesglanz, der funkelt wie ein Fenster im Sonnenschein. Sie ist wohl einmal beim Herrn Pfarrer in Hellburg gewesen und hat gemeint, daß es so schöne Stuben wie im Pfarrhaus zu Hellburg auf der ganzen Welt nicht mehr gebe, aber heute schaut sie einen Glanz, wie er wohl in Königs-palästen nicht zu finden ist. Sie ist ganz in Anschauen versunken. Der Mann geht noch immer auf und ab in der Stube, als ob er weder für die Pracht noch für das Kind ein Auge habe.

Plötzlich fällt es dem Kinde ein, daß die Mutter sehnsüchtig nach Antwort ausschauet. Die Hanna erhebt sich und nähert sich schüchtern dem stolzen reichen Mann. Er wendet das Auge zu ihr hin, versucht zu lächeln, streichelt ihr die Wangen und sagt im milden Ton:

„Ach, Du wolltest Antwort für Deine Mutter haben. Du siehst blaß aus, Hanna, bist Du auch krank gewesen, wie Deine Mutter?“

„Nein,“ erwiderte sie, „ich bin immer gesund gewesen.“

„Immer gesund? Wer ist denn bei Deiner Mutter gewesen, sie zu pflegen, als sie krank war?“

„Das haben der Albert und ich getan. Der Albert ist schon sechs Jahre, und ich bin bald acht Jahre alt; und ich habe der Mutter auch schon die Suppe kochen können.“

„Welche Suppe hast Du denn der Mutter gekocht?“

„Wassersuppe mit Brot. Aber manchmal durfte ich auch von der Gebäuerin ein Käpschen Milch holen; das war sehr schön; dann habe ich Milchsuppe gekocht, und der Albert und ich durften schmecken.“

„Was habt ihr Kinder denn gegessen, wenn ihr von der Suppe nicht schmecken durftet?“

„Ei, wir durften immer schmecken, und sonst haben wir Brot gegessen.“

„Und Kaffee getrunken?“

„Kaffee hatte die Mutter nicht mehr. Wenn die Gebäuerin Milch gab, haben wir davon getrunken. Aber wenn die Mutter wieder ganz gesund ist, sollen wir Kaffee, Tee und Milch trinken, und auch Butter wieder aufs Brot streichen.“

„Was habt ihr denn bisher aufgestrichen?“

„Nichts,“ sagte sie und schaute ihm ins Angesicht, als ob sie sagen wollte: „Warum fragst Du mich immerfort?“

Dann trat sie näher an ihn heran und bat ihn: „Dürfte ich Sie vielleicht um die Antwort für die Mutter bitten? Bitte, lieber Herr, geben Sie mir

eine recht freundliche Antwort, daß die Mutter nicht wieder krank wird, denn wenn sie stirbt, dann müssen Albert und ich in die Welt hinaus und etwas verdienen, und der Albert ist doch noch so klein.“

Er lächelte. „Du bist aber groß, kleine Mamsell. Nun, ich weiß jetzt, woher es kommt, daß Du so bleich aussehst.“ Er ging hinaus und kam bald wieder mit einem Teller voll Butterbrot und Kuchen; ihm folgte die Magd mit einem Glas Milch. Alles wurde dem Kinde vorgesetzt, und die Hanna mußte wacker zugreifen. Ihr Angesicht verklärte sich, ihre Augen leuchteten: ein Butterbrot belegt mit Wurst, Fleisch und Käse war der Hanna selten geboten. Als sie aber die Hälfte des reichen Mahles verzehrt hatte, stand sie plötzlich auf und trat wieder schüchtern an den Herrn Hahn heran, biß sich auf die Unterlippe, blickte zu ihm hinauf und schlug die Augen nieder. Er sah es, daß sie etwas auf dem Herzen habe, und nicht wage, es auszusprechen. Er hatte offenbar seine Freude an dem Kinde. „Was wünschst Dein Herz jetzt noch?“ fragte er scherzend.

„Darf ich dies Brot und die Kuchen meiner Mutter und meinem Bruder mitnehmen?“ bat sie.

Er wandte sich rasch zum Fenster. Eine Bewegung zuckte ihm durchs Angesicht. Denkt er an jene Stunde, da die Hanna Sommer ihm das Stückchen Kuchen in die Tasche steckte und zu ihm sagte: „Ich hab's seit vorgestern für Dich aufbewahrt?“ Es ist ihm peinlich,

dem Kinde die Bitte abzuschlagen, es ist ihm peinlich, die Bitte zu gewähren. Wird er nicht ein geschlagener Krieger sein, wenn er denjenigen Brot und Kuchen ins Haus schickt, die er pfänden lassen will? Wieder schaut das Kind ihn an mit den hellen blauen Augen und ihm ist's, als ob der Blick ihm das Herz treffe, daß tiefer Schmerz mitten hindurchgehe.

Wie richtet das bleiche Antlitz sich zu ihm auf! Der Hunger und die Armut predigen aus den blassen Wangen heraus, und sind große und gewaltige Prediger und halten dem reichen Manne eine ernste Predigt, deren Text lautet: Führe uns nicht in Versuchung! Laß den Mammon nicht unsern Gott werden, laß das Gold uns nicht das Herz verhärtet.

„Steck's nur in die Tasche, Hanna,“ sprach er. Sie aber legte das Brot sorgfältig zusammen und wollte alles in die Schürze nehmen. Da holte er eine Zeitung, wickelte Brot und Kuchen hinein und gab's ihr in die Hand. Sie dankte mit freudestrahlendem Antlitz und mit Tränen in den Augen. Sie schien vergessen zu haben, warum sie gekommen sei, und er schien sich ihrer Bergeßlichkeit zu freuen.

Plötzlich sagte sie:

„Ach, bitte, Herr Hahn, jetzt geben Sie mir die Antwort an die Mutter; bitte, eine recht freundliche Antwort.“

„Du kannst mich morgen nachmittag wieder besuchen, da will ich Dir die Antwort mitgeben,“ erwiderte er.

„Morgen muß ich zur Schule gehen; und wenn ich heute der Mutter nicht die Antwort bringe, wird sie sehr traurig werden. Bitte, bitte, lieber Herr, geben Sie mir die Antwort.“

„Sage Deiner Mutter, daß ich mich gefreut hätte, Dich kennen zu lernen, und daß es mir lieb sein werde, Dich dann und wann bei mir zu sehen. Das ist eine Antwort, die Deiner Mutter vorläufig genügen wird; und morgen, wenn Du aus der Schule gekommen bist, wirst Du Dein Vesperbrot bei mir essen und mir erzählen, wie es Deiner Mutter geht und mir zeigen, was Du gelernt hast.“

In dem Angesicht der Hanna kämpften Trauer und Freude miteinander. Sie fühlte es, daß ihrer Mutter die Antwort nicht genügen werde, aber ihr Herz jauchzte auf bei dem Gedanken, morgen wieder in dem vornehmen Hause das Vesperbrot essen und der Mutter und dem Bruder die reiche Kost mit heimbringen zu dürfen.

Sie versprach ihrem Wohltäter, morgen wiederkommen zu wollen.

Wieder geht der einsame Mann in seinem Wohnzimmer auf und ab, wieder weht die Dämmerstunde ihren Schleier, wieder werden allerlei Gedanken wach, und allerlei Gestalten tauchen vor seinem Auge auf, Gestalten derer, die längst im Grabe ruhen. Sie strecken ihre Hand nach ihm aus. Gestalten, die noch auf Erden pilgern, aber bleiche Gestalten mit

gesenktem Haupt mit Tränen in den Augen, arme Witwen, die ihre Kinder fest umschlungen halten. Allerliebste freundliche Kinder sind's, aber Kinder, denen der Hunger aus dem Angesicht herauschaut.

Su, wie huschen die Gestalten alle durch das Zimmer, wie der Morgennebel über die Wiese wallt, wenn die Sonne aufgeht und der Wind sich erhebt. Und jetzt tritt aus der großen Schar eine liebliche Mädchengestalt hervor mit blauen Augen, hellblondem Haar und bleichen Wangen; die bleibt vor dem Manne stehen und spricht zu ihm: „Ich will hier um Dich herumspielen und Dir die Langleweile vertreiben. Ich will mit Dir plaudern und Dir erzählen, was ich in der Schule lerne; dann wirst Du wieder fröhlich aussehen, wie Du vor vielen Jahren sollst ausgesehen haben, und dann wirst Du nicht in Versuchung kommen, arme Witwen zu pfänden.“

„Aber bin ich nicht im Recht?“ fragen murmelnd seine Lippen. „Sind sie es mir nicht schuldig geworden? Hm — ob die Frau Witwe Sommer es mir noch schuldig ist, mag zweifelhaft sein; ich darf vielleicht mit ihr nicht hart verfahren; denn der Dunkel war genau in allen Dingen und hätte mir den Schuldschein nicht gegeben, wenn die Schuld nicht getilgt gewesen wäre. Aber die Lehrerswitwe ist mir's schuldig. Sie ist freilich krank; aber wie konnte ich das wissen? Soll ich jetzt etwa das Verfahren einstellen und mir selbst die Kosten gemacht haben?“

Wieder zogen die Gedanken wie ein wilder Strudel ihm durch den Kopf. Der Abend kam, die Nacht breitete ihre Fittige über das Erdrreich, aber dem reichen Manne brachte sie keine Ruhe.

Am nächsten Tage schlichen trotz des Sonnenscheins und Vogelsanges die Stunden langsam dahin. Endlich kam der Nachmittag, und mit dem Nachmittage kam die Hanna. Sie erhielt ihr Vesperbrot und plauderte von der Mutter und von der Schule, kam aber immer wieder darauf zurück, daß sie der Mutter die Antwort bringen müsse. Die Antwort aber lag dem Herrn Hans Hahn wie ein Stein auf dem Herzen; zwar hätte er gerne den Stein abgewälzt, aber was der Lehrerswitwe recht gewesen wäre, das wäre der Kaufmannswitwe billig gewesen, und dreihundert Taler mit einem Federstrich hingeben, das war zuviel verlangt.

Als die Hanna ihrer Verwundung über all das Schöne, welches sie umgab, Luft gemacht hatte, tummelte sie sich im Haus herum, als ob sie hier schon lange daheim gewesen wäre, und jubilierte durch den Garten wie ein Vöglein, dem das Bauer geöffnet ist.

Als aber das Kind wieder zur Mutter gehen wollte, da ließ sie ihn nicht los mit der Bitte um die Antwort. Er setzte sich nieder und wollte wieder eine ausweichende Antwort schreiben. Er wollte schreiben, um den Kindermund zum Schweigen zu bringen; aber als er nun die Anrede schreiben wollte, warf er den Bogen hin und fragte: wie

redest Du die Frau an? Die Frau, die dir einst wie eine Schwester zugetan war? Die Frau, mit der du die schönsten Jahre deines Lebens unter einem Dach und an einem Mutterherzen verlebtest? Er konnte keine passende Anrede finden. Das Kind aber stand neben ihm und schaute ihn mit fragendem Auge an.

Rasch erhob er sich, lächelte und sagte, indem er ihr die Hand auf das blonde Haupt legte:

„Ei, Du kleiner Quälgeist, sage Deiner Mutter, daß sie in den nächsten Tagen die Antwort erhalten und daß ihr bis dahin nichts Böses geschehen soll.“

Die Hanna war offenbar mit der Antwort wieder nicht zufrieden, aber da der Herr Hahn sich eilig von ihr abwandte und sie merkte, daß er etwas anderes zu tun habe, als sich mit ihr zu unterhalten, ging sie heim.

In ihrem Witwenstübchen sitzt die Lehrerswitwe Frau Frieder. Es ist ein kleines Stübchen und ärmlich ist das Hausgerät, aber ordentlich sieht es bei der Frau Frieder aus, und im armen Stübchen ist's gar traut und lauschig. Die Witwe sitzt vor dem Fenster und legt die Nähnarbeit bei Seite; die Arme sinken ihr nieder. Ach, sie wollte heute zum ersten Male wieder nach all den langen hängen Wochen die Frühlingsluft draußen vor der Tür atmen, aber auf der Treppe versagten die Füße den Dienst; da mußte sie umkehren, hatte eine Weile

matt und müde dageessen und hatte in den Frühling hinausgeschaut. Dann hatte sie die Sacke ihres Albert geflickt, und jetzt ist sie wieder so matt und so müde.

„Ihnen fehlt jetzt nichts weiter als gute Pflege,“ hatte der Arzt gesagt.

Weiter gar nichts! Als ob ihr damit nicht gerade alles fehlte! Gute Pflege! Vor vier Tagen ist der Gerichtsvollzieher bei ihr gewesen und hat erklärt, daß er nach einer Woche wiederkommen werde, und daß er dann, wenn er kein Geld erhalte, die Mobilien aufschreiben müsse. Von der kurzen Woche sind schon vier Tage verfloßen. Draußen leuchtet die Frühlingssonne — drinnen ziehen die Nebel über das Menschenherz. Da faltet die blasser Frau die mageren Hände und spricht: „Herr, führe uns nicht in Versuchung, laß uns nicht murren! Wenn ich nur dich habe, so frage ich nicht nach Himmel und nach Erde. Und ob wir nicht aus noch ein wissen —

„Weg' hast du allerwegen,
An Mitteln fehlt's dir nicht;
Dein Tun ist lauter Segen,
Dein Gang ist lauter Licht.
Dein Wert kann niemand hindern,
Dein' Arbeit darf nicht ruhn,
Wenn du, was deinen Kindern
Erspriehlich ist, willst tun.“

Plötzlich fährt die Frau auf als ob sie aus einem tiefen schönen Traum erwache und ruft: „Herein!“ und vor ihr steht — Herr Hans Hahn. Wie von

Feuersglut ist ihr Angesicht übergossen. Dann wird das Antlitz so weiß, wie das Tuch auf ihrem Tische. Er begrüßt sie höflich und sieht ihr einen Augenblick forschend ins Auge. Sie erhebt sich, aber sie muß sich eilig wieder niedersetzen: ihr wanken die Knie, ihr zittern die Hände. „Bitte —“ flüstern ihre Lippen; da versagen auch die Lippen den Dienst; ihre Hand deutet auf den Stuhl: er setzt sich ihr gegenüber und hält Umschau in dem Stübchen. Will er erforschen, ob die Mobilien hundert Taler wert sind? Er scheint zuerst das Wort auch nicht finden zu können. Dann schlägt er das Auge zu Boden wie einer, der kein reines Gewissen hat, und sagt zu ihr:

„Sie kennen mich noch, Frau Frieder? Man verändert sich freilich mit den Jahren. — Ich komme — natürlich in — Ihrem eigenen Interesse: ich wollte mit Ihnen wegen der Hanna reden.“

Sie sah ihn mit ihren großen blauen Augen verwundert an. Wegen der Hanna will der Mann reden? Hat er nichts anderes hier zu verhandeln? Er aber fährt in festerem Tone fort:

„Ja, ich wollte wegen der Hanna mit Ihnen reden. Das Mädchen gefällt mir; und da ich, wie Sie vielleicht wissen, keine Familie habe und mich gerne mit Kindern beschäftige, so würde ich gerne das Kind in mein Haus nehmen und für die Erziehung desselben sorgen.“

Die bleiche Frau zitterte an allen Gliedern, ihre Lippen bewegten sich, aber sie schienen die Worte

nicht finden zu können. Dann erhob sie sich und sank wieder auf den Stuhl, und sagte hastig mit zitternder Stimme:

„Herr — nehmen Sie mir alles! Was Sie hier sehen — es gehört Ihnen; — aber lassen Sie mir mein Kind. Ich bin stark genug, für mein Kind darben zu können; ich werde stark genug sein, für mein Kind arbeiten zu können. Ich bin arm, aber einen Reichtum werde ich mir von Menschen nicht nehmen lassen: meine Kinder gehören mir alleine — mir und meinem Gott.“

Ein helles Rot flammte auf ihren Wangen. Er stotterte einige entschuldigende Worte: „Es sei nicht seine Meinung, ihr das Kind gänzlich nehmen zu wollen, es könne sie besuchen.“

„Nein, nein,“ sagte sie, „mein Kind ist ganz alleine mein Eigentum.“

Hastig stieß sie die Worte heraus, ihr Auge funkelte, ihre Wangen glühten. Der Mann erhob sich und sagte im kurzen Ton:

„Es tut mir leid, Sie aufgeregt zu haben; Sie haben offenbar noch Ruhe nötig, Frau Frieder. Ich empfehle mich Ihnen.“

Ehe sie ein Wort hervorbringen konnte, war er verschwunden.

Die blasse Frau zittert. Tausend Fragen ziehen ihr durch den Kopf, Fragen nach dem Grund seines Vorschlags und nach der Art ihrer Abweisung, Fragen über seine Vergangenheit und ihre eigene

Zukunft, und aus dieser Stunde schaut sie in die Zukunft hinein, wie in eine dunkle Nacht. Aber was auch kommen mag, sie will es jetzt selber tragen; nein, sie will ihrem Bruder kein Wort sagen; laß den Mann das Letzte nehmen, ihre Kinder wird er ihr lassen müssen.

Dort kommen die Kinder herangestürmt. Sie kommen aus der Schule, sie eilen die Treppe herauf, sie liegen an ihrem Mutterherzen. Fest umschlungen hält sie die Kleinodien ihrer Armut. Ihre heißen Tränen gleiten in das blonde Haar ihrer Hanna. Das Mägdelein aber schlägt das Auge zu ihr auf und fragt:

„Mutter, warum weinst Du? Du wirst doch nicht wieder krank werden?“

„O nein, Hanna, ich hoffe, daß der liebe Gott mich bald wieder ganz gesund macht: sieh, mein Kind, ich freue mich, daß ich zwei liebe Kinder habe. Weißt Du nicht, daß man auch vor Freude weinen kann?“

Damit beruhigten sich die Kinder, aber in den nächsten Tagen weinte die Mutter häufig und schien nicht sehr freudvoll gestimmt zu sein.

Die Woche geht zu Ende. Am Ende der vorigen Woche war's, als der Gerichtsvollzieher bei ihr eintrat. Heute sind die Kinder ausgeschickt. Vor jedem Geräusch auf der Treppe erbebt die Frau Frieder. Jetzt hört sie einen festen Tritt heraufkommen. Sie läßt noch einmal ihren Blick über ihre

armfellige Habe gleiten; nun wird's nicht mehr die ihre sein. Es klopft; aber wie erschrickt die Frau, als statt des erwarteten Gerichtsvollziehers wieder Herr Hahn vor ihr steht. Wiederum versagt die Zunge den Dienst; aber heute hat der Mann sich darauf vorbereitet, was er ihr sagen will. Er redet von ihrer Hanna und von der Freundlichkeit des Kindes, er redet auch von dem Gelde, und sagt, daß es ihm leid tue, ihr Unannehmlichkeiten bereitet zu haben. Er redet lange, und hat offenbar die Rede gut einstudiert, aber als er ausgeredet hatte, da wußte die Witwe eigentlich nicht, was er wollte. Er aber trat an die Frau heran und sagte: „Wollen Sie mir verzeihen, Frau Frieder? Ach, im Erwerb des Geldes liegen große Versuchungen. Ich habe jetzt eingesehen, wie ich mich auf eine einsame Höhe gestellt hatte, wo ein eisiger Wind mich umwehte, ich habe es eingesehen und habe es bitter bereut.“

Er hat ihr die Hand gereicht. Sie wußte nicht so recht, was er wollte; aber sie hat ihre Hand hineingelegt in die seine und hat gesagt:

„Herr Hahn, verzeihen Sie es mir, daß ich am Dienstag so erregt war, als Sie mir das freundliche Anerbieten meines Kindes wegen machten. Die Kinder sind meine Erbschätze. Ihr Anerbieten kam mir so unerwartet.“

„Ich habe Ihnen nichts, aber Sie haben mir viel zu verzeihen,“ sagte er. „Ich bitte Sie herzlich, es mir zu erlauben, dann und wann an Ihnen

Schätzen meine Augen weiden und mein Herz erquicken zu dürfen.“

* * *

Von jener Zeit an ist Herr Hans Hahn dann und wann bei der Witwe Frieder eingekehrt. Wenn sie je einmal von der Schuld redete, dann hat er die Rede mit kurzen Worten abgeschnitten. Zu der Kaufmannswitwe hat er den quittierten Schuldschein durch die Post geschickt. Auch den Albert Sommer hat Herr Hahn besucht. Niemand konnte es sich erklären, wie der reiche Mann dazu komme, diejenigen Fäden wieder anzuknüpfen, die er vor langen Jahren schon zerrissen hatte. Er aber hat es gefühlt, je länger er in diesem Kreise verkehrte, welch' einen Einfluß auf ein Gemüt es hat, wenn kein Sonnenstrahl von oben es durchleuchtet und kein Himmelsbrot es kräftigt, und je mehr er es fühlte, je mehr blickte er sehnsuchtsvoll zurück in die längst vergangene Jugendzeit.

Ein wunderschöner Herbsttag ist's. Die hochstämmigen Rosen haben zum zweiten Male ihren Blüten Schmuck angelegt. Die Villa draußen vor dem Hellburger Thor ist reich bekränzt.

„Wohnt in der Villa nicht der reiche Spekulant, der als Junggesell eigentlich viel zu schön wohnt?“

„Ei, gewiß! Herr Hans Hahn wohnt in dem schönen Hause.“

„Aber warum ist denn das Haus bekränzt?“

„Das weißt Du nicht? Und die ganze Stadt redet doch davon. Heute hat sich der reiche Hahn Knall und Fall die Henne heimgeführt. Weil Hochzeit ist, ist das Nestchen bekränzt. Ja, man sollt's nicht glauben, daß der Reiche sich solch eine arme Lehrerswitwe erkoren hat: eine Jugendliebe, sagt man.“

Auf der Freitreppe der Villa sitzen zwei fröhliche Kinder, ein Knabe und ein Mägdlein. Die singen selbst gedichtete Lieder nach eigener Melodie. Der Knabe jauchzet:

„Heut' ist meiner Mutter Hochzeitstag,
Ich esse Kuchen, so viel ich mag.“

Und die Hanna jubiliert:

„Warum ich heut' so fröhlich bin?
Meine Mutter wird eine Königin!“

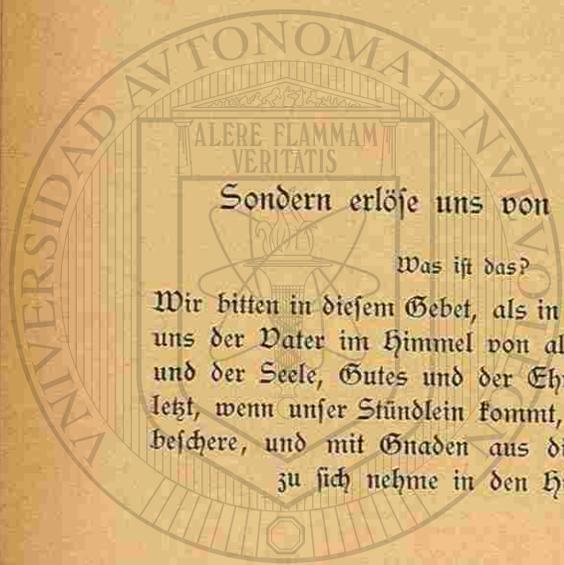
VIII.

Im Palmenschatten.



UNIVERSIDAD AUTÓNOMA DE NUEVO LEÓN

DIRECCIÓN GENERAL DE BIBLIOTECAS



Sondern erlöse uns von dem Übel.

Was ist das?

Wir bitten in diesem Gebet, als in der Summa, daß uns der Vater im Himmel von allerlei Übel Leibes und der Seele, Gutes und der Ehre erlöse, und zuletzt, wenn unser Stündlein kommt, ein seliges Ende beschiere, und mit Gnaden aus diesem Jammertal zu sich nehme in den Himmel.

Im Palmenschatten.

I.

Sonntagsfriede.

Des Lebens Tag ist schwül, des Lebens Abend
Ost stürmisch noch, und wenigen nur labend,
Ach, es bedarf das Herz im Staub hienieden,
Herr, deinen Frieden.

Unter den Kirchhofslinden wohnte sie, zwischen dem Backhaus des Pastors und dem Garten des Organisten. Nur ein grasbewachsener Feldweg führt an ihrer Hütte vorüber. Sie wohnt weit ab vom Verkehr der Welt. Sie wohnte in großem Frieden. Die Leute nannten sie die Lindentiese, weil die Kirchhofslinden sich über ihre Hütte neigten, wie ein schirmendes Dach, und weil es ihr von den „Herren“ erlaubt war, daß sie die Lindenblüten pflücken und den Matten und Kranken einen Tee daraus bereiten dürfe, und weil in früheren Jahren ihre Bienen aus den Linden sich die Süßigkeit holten, welche die alte Tiese weit und breit zum gern gesehenen Gast machte, sonderlich bei den

Kindern. Die Leute nannten sie die Lindensiese, aber der Herr Pastor sagte, sie müsse die Palmensiese heißen, denn der Palmenbaum sei der Friedensbaum des Herrn: derselbe beschatte das Häuschen der Siese; und wie Israel auf seinem Wüstenwege ein Elim getroffen habe, und habe daselbst geruht im Palmenschatten, der ihm aus der Höhe auf die Häupter gefallen sei, und an den Wasserbrunnen, die ihnen aus der Tiefe wohl bis ins Herz hineingequollen seien, so sei auch die Siese auf dem Wüstenwege gepilgert, und habe oft von Mara, dem bitteren Wasser, trinken müssen, aber ihr Herz sei immerdar stille gewesen und über ihre Lippen sei nimmer ein murrendes Wort gekommen; das komme daher, daß sie im Schatten der Palmen wohne.

Wie ist es köstlich im Palmenschatten, sonderlich am Sonntagmorgen, wenn die Glocken zum Herrn des Himmels hinaufrufen:

Kehr' mit deinem Frieden ein,
Laß uns stille — stille sein!

Dann erhebt sich die alte Siese von ihrem Lager und stellt ihr „tägliches Brot“, das alte Spinnrad, in die Kammer und sammelt ihr „Manna“ in der Wüste, das ist das teuerwertete Evangelium; und erquickt sich eine Weile daran, und redet mit den Kreuzen ein ernstes, liebliches Wort, sonderlich mit den drei Kreuzen, die vom November bis zum Mai durch die Lindenzweige hindurchslugen, ja, ja, zur

alten Palmensiese hindurchslugen, wie Kinderaugen durchs Dornestrüpp. Die drei Kreuze, das sind ihre Kreuze. Unter dem einen ruht ihr Herzblatt, ein Bub von zwölf Jahren, und unter dem zweiten ruht ihr Augapfel, die zehnjährige Elise, und unter dem dritten ruht ihre rechte Hand, der alte Lindenschuster, mit dem sie zweiunddreißig Jahre unter den Linden und Palmen gewohnt hat, und der nun seit dreizehn Jahren über die Linden hinaus in das himmlische Elim gezogen ist.

Ja, wie die Kreuze zu reden wissen, wenn nur einer ihren Worten recht zu lauschen versteht.

Wenn nun die Siese den stummen Predigern zugehört hat, wie der eine noch köstlicher als der andere zu reden versteht, dann läutet's zum letzten Male vom Turme her, und es ruft so gewaltig. Die Siese aber ist dem Gotteshause fast ebenso nahe, wie der Herr Pastor und der Herr Organist, wie sollte sie unter der Kanzel fehlen? Dann müßte wohl die böse Gicht sie ganz steif gemacht haben, und gelt, ich glaub', die Siese würde auch dann noch ihre Freunde rufen und würde zu ihnen sagen: „Nehmet mein Bett und legt mich nieder vor meines Jesu Füßen.“

Da sitzt denn die Siese drüben an der Säule, seit fünfundvierzig Jahren, Sonntag für Sonntag, auf demselben Platz. Den Platz hat sie nicht ererbt, und nicht gekauft, und nicht gemietet, aber es ist doch ihr Platz, denn sie hat Sonntag für Sonntag

an der Säule gefessen. Ihr ist nie ein Wort entgangen, denn sie hat ein offenes Ohr und ein offenes Herz; und wenn ihr dies und das nicht klar geworden war, dann klopfte sie am Nachmittage bei ihrem lieben Pastor an, der mußte dann ein Stündchen für sie übrig haben, denn sie hatte am Sonntagmorgen auch immerdar ein Stündchen für ihn übrig, da sie zu dem großen Erzhirten betete, daß er dem lieben Hirten auf der Kanzel das rechte Wort gebe, daß er es in die Herzen senke wie eine gute Angel, daran sie sich festbeißen müßten. Denn das müsse noch immer so sein, pflegte die Alte zu sagen: Der Prediger müsse der Moses sein, der den Stab Gottes halte wider Amalek und alles Heidenvolk; aber es müßten auch heute Aaron und Hur neben ihm die Hände halten, daß er nicht den Stab Gottes sinken lasse. Darum hob sie gar oft ihre Hand auf für ihren lieben Pastor. Aber am Nachmittage kam sie dann und wann zu ihm und sie redeten miteinander von „allen diesen Geschichten.“ Am Abend, wenn der Herbstwind in den Linden rauschte, und über den Kronen die Wolken jagten, als wären es eilende Kofse, und der Vollmond durch das Gewölk schaute mit seinem vollen freundlichen Antlitz, als habe er eine rechte Freude daran, daß er all das graue Gewölk in einen silbernen oder goldenen Rahmen fassen könne, dann saß die Lindenliese vor ihrem Fenster, dessen Scheiben in Blei gefaßt waren, das aber gerade nach Südost

hinausschaute, wo der Mond über das Kirchendach zog, und mit seinem schelmischen zwickernden Auge hineingrüßte in die kleinen Scheiben, als wollte er sagen: „Guten Abend, Lindenliese. Ei, ich schaue gerne in Dein altes Gesicht hinein.“

Dann blickt die Liese in das helle Gesicht hinein, als wollte sie sagen:

„Gelt, Du alter treuer Geselle, Du ziehst so weit über das Erdenrund und siehst so viel Gutes und so viel Böses, Du könntest mir einmal eine Geschichte erzählen, am liebsten eine Geschichte von dem Guten, was Du gesehen hast.“

Dann kommt eine dunkle Wolke; das helle Gesicht wird griesgrämig aussehen und vertriecht sich hinter die graue Gardine, aber bald kommt eine hellere Wolke: dahinter lugt das Antlitz heraus, wie eine alte Jungfer durch den Schleier blickt, und die Liese schaut unverwandt zu ihm hinauf, als wollte sie sagen: „Nun fange an, Du alter lieber Geselle!“

Und er blinzelt mit dem linken Auge, und die Alte drunten kann's verstehen, was der Alte droben ihr in das Ohr flüstert.

„Höre, Liese,“ sagt der Pilgermann der Nacht, „gestern abend bin ich bei Stuttgart über die Weinberge gegangen; ach, da war's so traut und heimlich. Die Kinder spielten noch zwischen dem Nebengeländer, und hatten bunte Papierlampen, und leuchteten damit durch's Nebengefilde und

hielten Nachlese, und wenn sie eine vergessene und halb verfaulte Traube fanden, dann jubelten sie. Das hört' ich gern. Und sie sangen ein Lied, das klingt mir noch in den Ohren.

„Guter Mond, Du gehst so stille
Durch die Abendwolken hin;“

das sangen sie, oder so etwas. Es war sehr lieblich. Die Weinberge schauten auf die Stadt hernieder, und die Stadt lag in Frieden. Wo von Canstatt her der Fußpfad sich entlang schlängelt, rauschte der Neckar. Dort sind schöne Anlagen. Herren und Frauen lustwandelten am Flusse und sie sangen ein Lied; das klang fröhlich. Ich höre meistens lieber die ernstesten Lieder, aber jenes Lied klang auch wieder so gemüthlich, denn weißt Du: dort herum wohnen liebe gemüthliche Leute. Das Lied habe ich auch behalten.

„Drunten im Neckartal
Da ist's halt gut.“

Das sangen sie, und wenn sie es einmal gesungen hatten, dann sangen sie es noch einmal, darum habe ich's gut behalten können.“

„Sa, ja,“ nickte die Liese, „ich habe einmal gehört vom Schwabenland; es soll ein gutes Land sein. Es mag dort bei Stuttgart herum sich wohl fast ebenso gut wohnen, wie im Dorfe Melsheim hinter den Kirchhofslinden.“

Da glitt ein Lächeln über das alte Antlitz da droben, und dann hub das Geflüster wieder an:

„Höre, Liese, das war alles sehr schön in meinen Augen; denn ich schaue gerne hinein in die Weinberge und auf die Flüsse, die wie ein Silberstreifen sich durch die Wiesen hindurch und an den Gärten entlang schlängeln. Aber dann blickte ich in die Stadt hinein. Die Menschen eilten in ihre Häuser und ich fing an, durch die Fenster zu blicken. In der Vorstadt waren Fenster, die schauten nach einem schattigen Hofe hinaus. Helle Lichtstrahlen fielen aus dem Fenster heraus auf den Hof und verschwanden dort im Schatten. Als ich um die Ecke des Nachbarhauses getreten war, da konnte ich gerade hineinsehen in die erleuchteten Fenster. Aber ich wollte, ich hätte nicht hineinsehen können. Wilde Gefellen saßen dort auf den Bänken an langen, langen Tischen; sie tranken, sie sangen, sie stritten und schrien; der Schlimmsten einer war ein langer Dunkler, er hatte ein kluges Auge und hatte lockiges schwarzes Haar; er hatte eine Geige in seiner Hand, und wenn sie wild aufschrien, dann konnte er aus seiner Geige einen Ton herausreißen, davon mir die Ohren wehe taten, und wenn sie ihre bösen Lieder sangen, dann übertönte seine Geige immer das Lied. Er war ein wilder Gesell. Ich denke an ihn, wenn ich über die Linden schaue, denn einer seiner Landsleute, der neben ihm saß, nannte ihn den Linden-Gottlieb. Er aber sah nicht aus wie einer, der seinen Gott lieb hat.“

Da neigte die Lindenliese ihr Haupt tief hernieder auf die Fensterbank, daß die silbernen

Strahlen auf ihr schneeweißes Haupt fielen und flüsterete:

„Das ist mein einziger und mein letzter. Was ich sonst gehabt habe, schläft drüben unter den Kreuzen und mein Gottlieb ist seines Gottes Feind geworden. Ja, ich weiß das alles schon: es ist die Geschichte des verlorenen Sohnes, der sich von den Trägern sättigt, welche die Säue essen.“

Die Augen der Liese richteten sich wieder in die Höhe, und der Blick grüßte noch einmal den Mond, der sich wieder hinter das schwarze Gewölk verkroch; und dann zogen die Blicke höher, viel höher hinauf, über Sturm und Wolken, über Mond und Sterne hoch hinüber; und die Lindenliese redet mit dem, mit dem sich ihre Zunge viel häufiger beschäftigte, als mit dem großen Gestirn der Nacht, mit dem, der am Tage ihre Sonne und in der Nacht ihr Mond war. Und die Liese nickte ihm zu und sagte:

„Ja, Herr Jesus, ich kann Dein Antlitz sehen. Du bist mein Heiland und mein Erlöser. O, Herr, Du weißt es, wie ich es weiß, daß mein Kind in den Ketten der Sünde und in den Banden des Verderbens liegt. Herr, Du bist gekommen, uns zu erlösen von allem Übel, denn Erlöser so heißt Dein Name. Du weißt, daß Krankheit und Not der Zeit und Sorge der Erde Übel sind, aber das größte Übel ist die Schuld; das größte Übel ist es, daß das Menschenherz den Himmel von sich wirft und die Hölle erwählt. Siehe, Herr, Du bist gekommen, weil Dein Vater

und mein Vater Gedanken des Friedens mit uns und nicht Gedanken des Leids, weil Dein Gott und mein Gott nicht den Tod des Sünders will, sondern daß sich der Sünder bekehre und lebe. Nun bitte ich Dich: löse meinem Kinde die Ketten. Mein Erlöser, erlöse Du uns von allem Übel.“

Dann ist es eine Weile ganz stille im Stübchen. Draußen jagen die Wolken über den Wipfeln der Linden dahin: die alten Kronen rauschen und der Mond schaut mit ernstem Gesicht in die kleinen Scheiben hinein, als wollte er fragen: „Hast Du nicht mehr zu sagen und nicht mehr zu fragen nach all den Geschichten, die ich dort draußen mit erlebt habe? Wie bist Du so ganz stille geworden.“ Die Alte aber wendet das weiße Haupt zu dem Ofen hin und spricht leise:

„Ei, nun hat der Mond ausgeredet und die Lindenliese hat ausgeredet, und nun fängst Du an zu plaudern, Du kupferner Schwächer im Ofen?“ Da schiebt sie noch ein Stückchen Holz in die Glut hinein, und der Teekessel erzählt ihr von einer trauten Dämmerstunde, die sie mit der alten halbblinden Antrin vom Dorsteich verleben werde, und von der gemütlichen Abendzeit, da der hinkende Weber mit seinem Weibe und seinen beiden Töchtern kommen und den Qualm aus seiner langen Pfeife wird aufsteigen lassen, wie wenn ein Hausmann bäckt, und die alte Geschichte erzählen wird von dazumal, da ihm bei Gravelotte die französische

Kugel durch das Fußgelenk gegangen sei. Dieser und jener pflegt hinzuzukommen; denn die Alten und die Jungen wissen, daß am Sonntagabend bei der Lindensiege der hohe Rat versammelt ist. Die Alten hören gerne die tiefensten Reden, welche die Siege zu halten weiß, und die Jungen erquicken sich an dem frischen Ton, der durch all ihre Worte hindurch zieht. Und was dann die Siege nicht weiß, das weiß sonst jemand. Häufig kommt auch der Herr Organist herüber: der weiß so lieblich und bedächtig zu reden, daß sie wohl meinen könnten, einen Nachhall des ernstesten hehren Klanges der Orgel zu hören. Dann und wann erscheinen auch der Herr Pastor und die Frau Pastorin in der Abendgesellschaft unter dem Palmenschatten; dann pflegt der liebe Seelsorger eine kurze Abendandacht zu halten, und die Reden fließen dahin, wie die plätschernden Bächlein durch blumige Täler fließen. Die alte halbblinde Anntzin kommt immer zuerst, denn sie ist bei der Siege das Abendbrot, da das ihre trocken und das Brot der treuen Genossin wenigstens am Sonntag mit Butter bestrichen ist; die Anntzin kommt zuerst. Aber eine Stunde später geht's bei der Siege ein, wie die Kinderherde zur Herbstzeit in den warmen Stall geht.

Da sitzen sie auch heute bei einander in trauter, lieblicher Eintracht. Heilige Stille lagert über dem Häuflein, und draußen rauschen die Linden über dem Dach der Hütte, und die Wolken jagen darüber, und der stille Mond schaut in das alte Fenster

hinein und lugt gar freundlich aus dem Gewölke heraus, als wollte er sagen:

„Lindensiege, ich schaue gerne in Dein Stübchen hinein, ebenso gern, als ich in Schwabens Weinberge schaue.“

Die Siege erzählt den andern die neue Geschichte, die sie eben mit dem alten Mond verhandelt hat. Der hinkende Weber schüttelt den Kopf dazu und sagt:

„Du hast immer so absonderliche Träume, Lindensiege, ich will Dir wünschen, daß die irrende Schwalbe, nämlich Dein Gottlieb, ihr Nest finde, nämlich den Altar des Herrn Zebaoth. Aber da draußen versprech' ich mir wenig Gutes für die arme Seele, denn wenn ihm jemals ein Glockenton ins Ohr klingen sollte, so erstickt all der Dampf und das Getöse doch immer wieder das sanfte Wort des Evangeliums. Erst Heimkehr ins irdische Mutterhaus — dann Heimkehr ins himmlische Vaterhaus: das ist so meine Meinung.“

Der Weber schüttelte die Asche aus dem goldbemalten Pfeifenkopf in den Ofen und stopfte bedächtig wieder ein.

„Du kannst recht haben,“ erwiderte die Siege, „und Du kannst unrecht haben. Ich meine, Gott reißt den einen im Sturmwind in seinen Himmel und den andern im stillen sanften Sausen; den einen führt er aus der Glut des Feuerofens und den andern aus sanftem Schatten heraus in die Seligkeit.“

„Ich wundere mich immer über Deinen Mut und Deine Hoffnung, Lindensiege.“

„Wundern — wundern —“ erwiderte die Alte schier unwillig: „Schaut doch, was sich der Weber zu wundern hat; ich denk' halt nur: ein Geduldiger ist besser, denn ein Starker, und sage zu mir selbst, nur immer geduldig bleiben, Lindensiese; und wenn auch die Fluten Gottes über die Berge gehen! Der Noah sitzt in seiner Arche, um Geduld zu erlernen, und wenn Gottes Stunde da ist, wird auch Dir die Taube mit dem Ölblatt kommen, und der Moses zieht durch die Wüste, und wenn das Volk murt, dann sähest und lächelst ihn der Geduldengel an, und er zieht weiter auf dem Wüstenpfad, bis er vom Rebo aus mit brechendem Auge das Land sieht, wo Milch und Honig fließt. Und der Heiland, Kinder, der teure, hochgelobte, wie hat er uns Dulden und Geduld vorgelebt, dreiunddreißig Jahre lang, bis auch wir es von ihm gelernt haben:

„Mein Kreuz wird mir noch Rosen tragen:
Ich warte nur der rechten Zeit;
Da will ich alsdann fröhlich sagen:
Nun gute Nacht, Du bitteres Leid!
Wenn ich aus allem Ach und Weh
Ins Allerheiligste dann geh!“

Der Weber nickte mit dem Kopfe und sagte:

„Das ist schon recht, Siese, — aber —“

„Na ja, ich weiß, was Du sagen willst: ich dachte an mich und Du dachtest an meinen armen Buben draußen im Sturm des Lebens. Nun, Weber, so lange er seine Mutter hienieden noch hat, so lange

hat er hienieden eine, die für ihn betet, und wenn er einst seine Mutter droben haben wird, dann will ich erst recht für ihn beten, denn ich achte dafür, daß manche Mutter ihr Kind mächtiger ans Gottesherz gezogen hat, wenn sie droben, als wenn sie hier unten war. Und an meinem Buben verzweifle ich nicht, so lange ich meinem Gott sein eigen Wort vorhalten kann, das uns verheißt: „Es sollen wohl Berge weichen und Hügel hinsinken, aber meine Gnade soll nicht von dir weichen und der Bund meines Friedens soll nicht hinsinken, spricht der Herr, Herr, dein Erbarmmer.“

So redeten sie miteinander. Draußen jagten die Wolken über die Hütte, und der Sturm brauste in den Linden, drinnen saßen sie im Stübchen der Palmensiese im Abendschatten und im Sonntagsfrieden.

II.

Gewissensfriede.

Das ganze Leben auf der dunklen Erde
Ist noch im Streit mit Sorge und Beschwerde.
O, birg uns, Herr, in deines Friedens Schatten,
Wenn wir ermatten!

Wieder streicht der Wind über's Stoppelfeld.
Die Siese hat wieder ein Jahr lang hinübergeblickt
zu den Kreuzen, darunter ihre „grünen Zweige“
ruhen, und hat wiederum ein Jahr lang ausgeschaut
nach ihrem „dürren Holz“, ob's noch nicht ansange

zu grünen in der Kraft dessen, der auch das Leichen-
gefülle eines Menschenherzens mit neuem Leben
erfüllen kann. Aber nur einmal, zur Frühlingszeit,
hat der Gottlieb ihr einen kurzen Brief geschickt,
mit der Meldung, daß er sich von Stuttgart aus
an den Rhein begeben habe und nun einmal sehen
wolle, wie groß die Brücke bei Köln sei.

Heute abend war die Kirschbäuerin bei der Liese
zum Besuch gewesen.

Die Kirschbäuerin kam wohl dann und wann in
die Hütte, aber der Liese lag's wie ein Druck auf
der Seele, wenn sie da war, denn die Kirschbäuerin
brachte glatte Worte und ein falsches Herz mit, sie
hatte Honig auf der Zunge und Galle unter der
Zunge. Darum war's der Liese wie ein frischer
Abendhauch durch die Seele gezogen, als die
Bäuerin ihr „gute Nacht“ wünschte, und sie die
Strahlen der Lampe ihr auf den grünen Weg
nachleuchten lassen konnte.

Es hallten gerade neun Schläge vom Turme her.
Die Alte verschloß die Tür ihres Häuschens und
murmelte vor sich hin:

„O Jesu, treuester Heiland mein,
Ich geh' in mein Schlafkammerlein;
Ich will mich legen in die Ruh';
Schleuß Du die Tür selbst nach mir zu.“

Sie mochte wohl eine Stunde geschlafen haben,
als laute Stimmen sie weckten. Wer hat in der
Nacht etwas zu suchen im Häuschen der Lindenliese?

„Eilig! Eilig, Lindenliese! Mach' auf, mach' auf!“

Sie denkt an ihren Sohn, an den verlorenen Sohn.
Kehrt er heim? Kehrt er heim mit Zauchzen und
Frohlocken, als einer, der tot war und lebendig ge-
worden ist? Bringen sie ihn heim — heim als einen,
der lebendig war und tot ist? Wie ein Wirbelwind
stürmen die Gedanken ihr durch den Kopf.

„Mach' auf, mach' auf!“

Da leuchtet es helle auf vor dem Fenster ihrer
Kammer.

„Es brennt, es brennt!“

Schon steht die Alte draußen und sieht die helle
Lohe zum Dache heraus schlagen. Ach, ihr Haus
brennt, diese Herberge, darinnen sie seit fünfund-
vierzig Jahren unter dem Schatten des Allmächtigen
gewohnt hat, dies Kirchlein, darinnen sie seit fünfund-
vierzig Jahren ihre stillen Gottesdienste gefeiert hat.

Ja, es brennt. Die Lohe schlägt zum Dache
heraus. Die Lindenzweige flammen auf und knistern.
Kühne Burschen holen Tisch und Bett aus dem
brennenden Gebäude. Da fällt's der Liese plötzlich
ein, daß sie im Stalle die Ziege stehen habe, die
Ziege, die ihren Tritt schon kannte, noch ehe sie die
Stalltür geöffnet hatte, und die sie angedeckert, wenn
sie noch draußen war, die ihr nachlief, wie ein Hund
seinen Herrn begleitet.

„Die Ziege! Die Ziege!“

Wieder eilen die Männer ins Gebäude, aber
vom Stalle her lodern ihnen die Flammen entgegen,

sie sehen die Ziege nicht mehr. Sie ist verschlungen von der Glut.

Die Liese muß sich niederlegen auf den Stein am Wege, als sie die Botschaft hört. Ihre Augen schauen unverwandt in das Flammenmeer und können nicht weinen. So sitzt sie da, bis der Herr Pfarrer herantritt, ihr die Hand auf die Schulter legt und zu ihr sagt:

„Nachbarin, wir wollen heimgehen in mein Haus.“

Das war ein harter Schlag für die Alte. Als sie am Morgen neben den rauchenden Trümmern stand, kam sie sich wie eine Bettlerin vor. Da lagen die angebrannten Balken und die verkohlten Fensterepfosten: dort unter dem Schutt begraben liegt die Ziege, das arme liebe Tier, dort ein Stück von dem Bord, darauf ihre Bibel ihren Platz hatte, aber die liebe alte Bibel, das Gesangbuch, das Gebetbuch — sie sind verbrannt. „Verbrannt“, wie das Wort einen dumpfen Klang hat, ach, fast so dumpf wie die Sterbeglocke, die Leben von unserm Leben und Liebe von unserer Liebe uns von dem Herzen reißt.

Pfui, Liese, schäme dich solchen Vergleichs!

Tieftraurig steht die Alte da; ja, es war ihr doch und dennoch ans Herz gewachsen, dies alte Gebäude, das ihre Freuden und ihre Leiden gesehen, das ihre Seufzer und ihre Gebete gehört hat.

Plötzlich zog's ihr wie ein lichter Morgenstrahl über das Antlitz und ihre Lippen murmelten: „Ja, Herr mein Gott, das ist mein Stecken und Stab,

denn das ist dein Wort: Fürchte dich nicht, denn ich habe dich erlöst; ich habe dich bei deinem Namen gerufen; du bist mein. Denn so du durch's Wasser gehst, will ich bei dir sein, daß dich die Ströme nicht sollen ersäufen; und so Du ins Feuer gehst, sollst du nicht brennen, und die Flamme soll dich nicht anzünden. Denn ich bin der Herr, dein Gott, der Heilige in Israel, dein Heiland.“

Da hob die Liese das Haupt auf und wischte die Tränen von den Wangen. Und als dann die Herren vom Gericht kamen, da konnte sie über alles klare und deutliche Auskunft geben, oder vielmehr konnte sie keine Auskunft geben; denn es war ihr unerklärlich, wie das Feuer könne entstanden sein.

Die Liese zog beim hinkenden Weber ein, da sie beschloß, erst im Frühling, wenn beständige Witterung käme, und die Sonne die Mauern austrocknen könne, das Haus unter den Linden wieder aufzubauen.

Bierzehn Tage waren seit dem Brande verflossen, da steckten die Leute in Melsheim die Köpfe zusammen und redeten dies und redeten das, und sagten zu einander:

„Ja, wer weiß — wer weiß! Der Lindentiese kann zwar niemand etwas Übles nachsagen, aber — sie gehört zu den Frommen: und das sind oft die allerschlimmsten. Baufällig war die Hütte, und wenn auch das Brandgeld für den Neubau nicht ausreichen wird, so konnte die Alte hoffen, daß der Bauervogt ihr die Steine und der Kirschbauer ihr das Holz, und

der Herr Pfarrer Kalk und Sand würde heranzufahren lassen, und daß mancher ihr freiwillige Handreichung thun werde. Die Liese schaut gar klug aus den alten Augen heraus. Wer weiß — wer weiß? —

Wenn dann der Weber oder die Antrin wissen wollte, worum es sich handle, dann sprach man von allerlei losen Gerede, das wahrscheinlich keinen Grund habe, und von Gerüchten, mit denen sich niemand befassen wolle. Urplötzlich aber wurde die Lindensiese aufs Gericht gerufen. „Habt Ihr's gehört, Gebatter?“ fragte der Wirt zur goldenen Krone, „habt Ihr's gehört? Ja, ich hab's immer gesagt, daß die Sache nicht rein sei. Und die Kirchbäuerin hat's selbst gesagt, hat aber zuerst nichts sagen wollen.“

„Was Ihr sagt,“ sagte der Peter mit der kupfernen Nase, „ei, nun nützt das Kirchenlaufen der Alten auch nichts. Soll mich verlangen, wie der Pfaff und seine Sippschaft die Lindensiese aus der Hölle herausholen wollen?“

Die Liese saß derweil im Wartezimmer des Gerichtes, wartend der Dinge, die da kommen sollten, und staunte nicht wenig, als auch die Kirchbäuerin klagend und jammernd eintrat und sich sofort an sie wandte:

„Ach, daß mir das passieren mußte! Ach, wäre ich doch nimmer in Dein Haus gekommen, liebe Frau Nachbarin! Ach, hätte ich mir doch die Augen zugehalten, daß ich nichts gesehen hätte!“

Die Alte wußte nicht, was sie zu solcher Rede sagen sollte. Da wurde die Kirchbäuerin vor den Richter gerufen und hatte ein langes Verhör zu bestehen. Dann wurde die Alte ins Gerichtszimmer geführt. Der Richter schaute ihr forschend ins Angesicht hinein. Sieht sie aus nach einer Brandstifterin?

Er fragte sie, ob am Abend vor dem Brande die Kirchbäuerin bei ihr gewesen sei?

Die Frage wurde bejaht.

Er fragte weiter, ob sie der Bäuerin mit der brennenden Lampe das Geleite zur Thür gegeben habe, ob sie dann sofort ins Bett gegangen sei?

Die Fragen wurden wiederum bejaht.

„Aber die Kirchbäuerin hat sich, als sie etwa zehn Schritt von Ihrer Thür entfernt war, umgesehen und hat Licht in Ihrer Küche gesehen. Lag neben der Küche der Ziegenstall?“

„Ja.“

„Als die Bäuerin etwa zwanzig Schritt weiter gegangen war, hat sie sich wieder umgesehen und hat Licht in Ihrem Ziegenstall gesehen. Waren Sie selbst mit der Lampe in die Küche und in den Stall gegangen?“

Die Lindensiese schaute den Mann erschrocken an:

„Ja, Herr Richter, das war ich.“

„Hatten Sie Heu und Stroh im Stalle?“

„Ja, im Stall und auf dem Boden.“

„Sie haben beim ersten Verhör verschwiegen, daß Sie im Stalle gewesen seien.“

„Ich wurde nicht darnach gefragt.“

„Aber Sie wurden gefragt, ob Sie sogleich, nachdem Sie die Kirschbäuerin hinaus gelassen hatten, ins Bett gegangen seien, und Sie bejahten diese Frage.“

„Ich ging auch sogleich, nachdem ich im Stalle gewesen war, ins Bett.“

„Sie waren aber im Stalle. Wissen Sie denn nicht, daß es strenge verboten ist, mit offener Lampe in den Stall zu gehen, falls in demselben Heu oder Stroh lagert, und daß Sie sich dadurch der Brandstiftung verdächtig gemacht haben?“

Die Alte legte die Hand vor die Augen und weinte bitterlich. Sie konnte zuerst kein Wort hervorbringen. Dann beteuerte sie ihre Unschuld und beteuert abermals ihre Unschuld.

Der Totengräber, der das Feuer hatte ausbrechen sehen, wurde jetzt vorgeladen und sagte aus, daß das Feuer über dem Ziegenstall zum Dache herausgeschlagen sei, und daß er, als er zu dem Häuschen gekommen sei, deutlich gesehen habe, daß das Haus über dem Ziegenstall brenne, während er in der Küche und den Wohnräumen noch kein Feuer gesehen habe.

Der Totengräber war ein Freund der Lindenliese.

Die Alte aber hatte sich bald gefaßt und schaute, als sie zum zweiten Male vorgeladen wurde, zwar ernst und traurig drein, aber sie sagte im feierlichen Ernst, daß sie sich dessen bewußt sei, daß sie an dieser Stätte vor dem Angesichte Gottes stehe, und daß sie

ihre Aussagen sowohl dem irdischen als dem ewigen Richter machen wolle. Sie habe vielleicht ein menschliches Gesetz übertreten, weil sie dasselbe nicht gekannt habe, aber sie sei mit dem Lichte in ihrer Hand so vorsichtig gewesen, daß sie aufs allerbestimmteste versichern könne, daß von ihrer Hand und ihrer Lampe der Brennstoff nicht in Brand gekommen sei.

Das Protokoll wurde aufgenommen, und die Liese wurde „vorläufig entlassen“, da weitere Zeugen vernommen werden sollten. So zog die Sache sich wochenlang hin. Die Alte wurde noch zweimal vor Gericht gefordert; weil ihr aber nichts nachzuweisen war und weder Freund noch Feind einen Flecken auf ihr früheres Leben werfen konnte, weil die Zeugen eigentlich nichts aussagen konnten, oder sich widersprachen, und weil die Liese klar und offen ihre Aussagen machte, darum ließ man die Sache fallen; nur wurde über die Liese eine Geldstrafe verhängt, weil sie mit brennender Lampe in den Stall gegangen sei.

Wenn nun aber auch vor Gericht die Liese frei war, so war sie damit keineswegs den bösen Reden des Kronenwirts und seiner Stammgäste entronnen. Der Peter, dessen Nase glühte wie die Esse des Schmieds, und der diese Glut in seinem Angesicht unzweifelhaft selbst angefaßt hatte, konnte sich ganz und gar nicht dabei beruhigen, daß die Liese nicht festgesetzt sei. Der Kirschbauer, welcher ärgerlich war, daß seine Frau, die doch den Ruhm hatte,

die dunkle Sache ans Licht gebracht zu haben, nun doch eigentlich nur halb Recht bekommen hatte, stimmte dem Peter bei, und die andern Gäste des Kronenwirts schüttelten den Kopf über die kümmerliche Leitung der Untersuchung.

Die Lindentiese ließ derweil ihr Häuschen hinter den Kirchhofslinden neu wieder aufbauen. Der Herr Pastor ließ die Steine heranzufahren und legte ein gutes Wort für sie bei den Bauern ein. Da wagte der Bauernvogt und der Kirchbauer und dieser und jener nicht „nein“ zu sagen. Sie murrten und schalteten freilich hinterher gewaltig, daß der Pfarrer es wage, für die Person, die doch in Untersuchung gewesen sei, noch bei ihnen anzuklopfen. Der Herr Pfarrer kannte wohl seine Leute und ihre Reden, aber er lächelte dazu, rieb sich vergnügt die Hände und freute sich, der Tiese die freien Führen verschafft zu haben. Die Lindentiese hatte auch von den Lebzeiten ihres Mannes her noch ein kleines Kapital, das mußte mit verbaut werden, weil das Geld aus der Brandkasse nicht ausreichte. Aber die Alte sorgte nicht darum, denn das Haus war schuldenfrei und das Gärtchen draußen und das Spinnrad drinnen, und die Ziege, die auch wieder angeschafft werden sollte, ernährten eine einzelne Alte gar leicht: denn die Tiese war nicht verwöhnt, wußte auch nach dem Brande so haus zu halten, daß die Anntin nicht ihr sonntägliches Abendbrot im Häuschen unter den Kirchhofslinden entbehren durfte.

Das Häuschen aber schaute unter den Linden heraus wie ein fröhliches Mägdlein, welches seinen Sonntagsstaat angezogen hat. Die Lindenzweige waren zwar zum Teil verbrannt und hatten abgehauen werden müssen, aber die hohen Baumwipfel rauschten doch noch über dem Dache, und die böse Flamme hatte nur bewirkt, daß die Lindentiese einen freieren Blick zu der Sonne am Tage und zu dem Mond am Abend hatte; und an den Stellen, wo die Zweige abgehauen waren, sproßte junges frisches Leben aus den alten Stämmen heraus. Die Tiese war in ihr neues Haus eingezogen. Zur Weihe des Nestleins waren sie alle gekommen — alle die alten Bekannten der Palmentiese. Der Herr Pfarrer hatte gesagt: man wolle nun die Bewohnerin des Häuschens wirklich umtaufen und wolle sie eine Palmentiese heißen, denn die Linden könnten jetzt ihren Schatten nicht mehr so reichlich wie früher auf das Ziegeldach des neuen Hauses werfen, aber unter den Palmen werde die alte Bewohnerin des neuen Hauses auch in Zukunft immerdar wohnen, und sie werde noch tiefer hineingedrungen sein in den Palmenschatten, da sie durch die Wüste gezogen, und der Sturm und Wüstenand der Welt, Gerede und Schmähungen, sie umweht hätte.

„Das tut wehe,“ sagte die Alte, „sehr wehe, Herr Pastor, wenn's so über ein Menschenherz hereinbricht; sonderlich, wenn der Schein gegen uns ist. Ich denke noch immer darüber nach, wie das

Feuer könnte entstanden sein, und bete noch immer zu meinem Gott, daß er mir Licht gebe in dies Dunkel hinein. Ja, ja, das tut wehe, wenn man weiß, daß hinter unserm Rücken das Richtschwert geschärft und uns das Verdammungsurteil gesprochen wird; aber ich will stille sein und will mich beugen unter der Hand meines Herrn und will mich halten an seiner Hand. Hat er die Schmach nicht weggenommen, so will ich ihm danken, daß er mir Kraft gegeben hat, sie zu tragen.“

„Das war ein gutes Wort, Nachbarin,“ sagte der Pfarrer. „Ihr seht, was wir von all dem Gerede denken, denn schaut: sie sind alle gekommen, die Weihe des Hauses mit Euch zu feiern; es fehlt von den alten Freunden nicht einer.“

Da weihten sie das Haus mit Psalmen und Lobgesängen und geistlich lieblichen Liedern. Und ob ein ernster Ton durch ihre Reden hindurch zog, so klang's doch auch häufig von den Lippen wie der Siegesjubel eines, der die Welt überwunden hat.

III.

Ewiger Friede.

Und wenn zuletzt wir mit dem Tode ringen,
 Deck' uns Dein Engel, Herr, mit mächt'gen Schwingen,
 Und trag' uns hin, von allem Kampf geschieden,
 Zum ew'gen Frieden.

Ein Jahr lang hat die Liese im neuen Hause gewohnt. Sie hat häufig hinaufgeblickt zu den Wolken am Himmel, fragend, ob nicht ein Fünkchen niedergleiten und ihr Licht bringen wolle hinein in das Dunkel ihres Lebens, in jenes Dunkel, das ihr nicht wie ein linder Palmenschatten, sondern wie ein finsterner Schatten der Nacht auf dem Herzen lag. Sie hat häufig hinaufgeschaut zu dem leuchtenden Mond und hat zu ihm geredet:

„Siehe, Du ziehst um das ganze Erdenrund, und ich habe nun in achtzehn Monaten keine Nachricht von dem Linden-Gottlieb erhalten, und er ist doch mein einziges Kind. Kannst Du das Fleckchen Erde nicht erspähen, wo mein einziges Kind weilt? Oder willst Du mir von Gottlieb nichts erzählen, weil Du gesehen hast, wie meine Augen weinten, wenn wir über ihn redeten? Und hast Du von dem Manne mit den dunklen Augen nur solche Taten

gesehen und nur solche Reden gehört, daß einer Mutter das Herz bluten müßte, wenn sie von ihrem Kinde gehört hat?"

Und ob sie fragte, so dünkte sie sich wie der Mann beim Propheten, der da fragte: „Hüter, ist die Nacht schier hin? Hüter, ist die Nacht schier hin?“ Und dem immer wieder die Antwort gegeben wird: „Wenn ihr schon fraget, so werdet ihr doch wieder kommen und wieder fragen.“

Die Herbststürme sind ins Land gezogen und sind der alten Liese durch das Herz geweht, ja, mitten hindurch. Da hat zuerst des Webers achtzehnjährige Tochter, die Eva, sie alle Sonntage abgeholt und hat sie gestützt, daß sie ihren Platz an der Säule im Gotteshause einnehmen konnte; aber nach etlichen Wochen hat auch die Eva sie nicht weiterbringen können als vom Bette bis zum Fenster, da hat denn die Liese daheim ihren Gottesdienst halten müssen. Die Klänge der Orgel rauschten zu ihr herüber, und sie hat deutlich die Melodie hören können und hat mit eingestimmt; aber von der Predigt hat sie kein Wort verstehen können. Da hat sie denn einen andern Prediger herangerufen und hat ähnlich gesprochen, wie einst der Gottesmann in dunkler Nacht: „Rede, Herr, dein Knecht höret.“ Und wenn er dann zu ihr gesagt hat: „Liese, du sollst durch viel Trübsal ins Reich Gottes eingehen,“ dann hat sie ihm geantwortet: „Siehe, ich bin des Herrn Magd, mir geschehe, wie der Herr geredet hat.“

Als die gelben Blätter der Linden ans Fenster rauschten, lag die Liese in ihrem Bett und sagte, daß sie nicht wieder aufstehen werde bis an jenen Tag, da der Lebensfürst sie rufen und zu ihr sagen werde: „Gehe heim!“ Hestige Schmerzen waren eingetreten und durchzogen den alten gebrechlichen Körper. Der Arzt konnte kein Linderungsmittel mehr geben, und oft mußte die Liese in ihrem Schmerz laut aufschreien. Aber wenn der Schmerz nachließ, dann war's gar lieblich in dem armen kahlen Stübchen, dann war das Krankenbett ein heiliger Altar, an dem die Engel Gottes schöne Gottesdienste feierten. Der Friede Gottes zog durch das Stübchen, und das Licht aus der Höhe, jener verborgene Glanz, von welchem nur die Herzen der Gotteskinder zu erzählen wissen, durchleuchtete die Dämmerstunden. Des Webers Eva hatte das Schneidern gelernt und konnte nun ihre Arbeit mitnehmen und die Kranke pflegen. Sie tat es gern. Sie hatte ein warmes Herz und hatte seit den Tagen der Kindheit die Liese lieb gehabt, als war's ihre Großmutter. Sie hörte gerne die Kraftsprüche der Alten und sie fühlte mit ihr das schwere Leid des Leibes und der Seele.

Ja, auch der Seele, denn die Eva hatte oft die Kranke seufzen hören:

„Gottlieb — mein Gottlieb.“

Und dann hat sie eine Weile ganz stille gelegen und hatte wieder geseufzet:

„Ja, Herr, Du weißt, daß viel Sünde mein armes Herz besleckt hat, aber Du weißt auch, daß ich unschuldig bin an dem Brand. Herr, Du kannst das Verborgene ans Licht bringen: ach, gib mir das noch auf Erden, daß sie es erkennen, daß ich unschuldig war. — Doch wie Du willst! Ich bin zufrieden, weil ich vor Dir von dieser Schuld rein bin.“

Wieder wird's ganz stille, und das Mädchen lauscht den Atemzügen: ob das Leben jetzt hinscheide wie ein Funke, der in der Asche verlöschet. Aber noch einmal blicken die Augen auf und die Lippen flüstern:

„Es ist genug, so nimm nun, Herr, meine Seele. Ich sehe schon die goldenen Gassen Jerusalems, und ich freue mich darauf, hineinzukommen. Ja, ich werde hineinkommen trotz meiner Sünde; denn ich habe meinen Heimatschein für Zion nicht verloren, und wenn er — er mich einst nach diesem Heimatschein fragen wird, dann will ich ihm jenes Blatt zeigen, welches die Inschrift trägt: Woher sind diese? Diese sind es, die gekommen sind aus großer Trübsal, und haben ihre Kleider gewaschen, und haben ihre Kleider helle gemacht im Blute des Lammes.“

„Mein Lauf, gottlob, ist bald vollbracht:

Welt, gute Nacht,

Wir werden uns nun scheiden.

In Jesu Namen sanft und still

Ich wandern will

Zur Seligkeit mit Freuden.

In dieser Welt

Ist mir bestellt

Nur Angst und Not,

Zulezt der Tod:

Dort endet sich mein Leiden.“

Draußen braust der Wind durch's Gezweige der Linden, drinnen wohnen sie unter den Palmen Elms, und schöpfen aus dem Brunnen Gottes. Drinnen schauet ein Menschenauge hinaus, weit hinaus über die Berge dieser Erde — — und draußen schaut ein Menschenauge hinein, hinein in die heilige Stille und in die beiden friedevollen Angesichter.

Ist es der hinkende Weber, der dort hinter dem Fenster der Alten steht und ins helle Lampenlicht hineinschaut, als sähe er drinnen einen funkelnden Stern? Ist es der Weber, der sich darüber freut, daß das Licht aus den Augen, die sich schließen wollen für diese Welt, mit seinen hellen himmlischen Strahlen hineinfällt in die Augen seines Kindes, die sich für diese Erdenwelt erst recht aufstun wollen? Nein, die Gestalt ist größer als der Weber. Ist's der lange Kronenwirt, welcher der Liese die bösen Reden abbitten will, die er über sie unter die Leute gebracht hat? Der Mann sieht aus wie einer, der ein böses Gewissen und ein zagendes Herz hat. Schon zweimal hat er die Hand auf die Türklinke gelegt, und zweimal hat er die Hand zurückgezogen. Zweimal ist er an die Tür getreten, und zweimal hat er sich wieder hinter das Fenster gestellt. Ein

Lindenblatt ist herniedergefallen auf die Schulter des schlanken Mannes: da ist er zusammengefahren, als wenn eine starke Hand ihn angefaßt hätte und hat sich ängstlich umgeschaut, ob eine Menschengestalt in der Nähe sei. Es bleibt stille rings umher. Wiederum fällt ein Lindenblatt hernieder, ja, es war ein Lindenblatt. Und drinnen im Stübchen liegt die Lindenliese. — Jetzt wendet sie das Angesicht zum Fenster; das Lampenlicht fällt ihr ins Angesicht.

Es ist das alte Angesicht, ein Angesicht voll Frieden und Freundlichkeit, voll Milde und Güte. Es ist das alte Angesicht, das vor zwölf Jahren ebenso aussah wie heute — ja ebenso — nur ist heute ein Zug im Angesicht deutlicher ausgeprägt. Was ist das für ein Zug? Derselbe war auch früher drin, aber heute ist er deutlicher ausgeprägt; wer will den Zug beschreiben? Wer will ihn mit Namen nennen? Aber zu sehen ist's für jedermann, daß ihr die Ewigkeitsgedanken von der Stirne leuchten, und daß dieselben dem ganzen Angesicht ein eigentümliches Gepräge gegeben haben.

Wieder legt der Mann die Hand an die Türklinke. Die Hand zittert; die ganze Gestalt des Mannes zittert. Ein Seufzer steigt ihm auf aus tiefster Brust. Wird er wiederum die zitternde Hand zurückziehen? Wird er wiederum an die Stelle treten, wo er schon zweimal gestanden hat? Nein, er öffnet die Tür, zuerst die Haustür und

dann die Stubentür. Das Licht der Lampe fällt ihm hinein in sein bleiches Gesicht. Da stößt die Frau im Bette einen gellenden Schrei aus, und erhebt sich, und sinkt wieder zurück in die Kissen, und hat die Augen geschlossen; Leichenblässe hat ihr Antlitz überzogen, der kalte Schweiß ist ihr vor die Stirn getreten. Hat der Tod sie gezeichnet? Wird sie das Auge nicht wieder aufschlagen?

Der schlanke blasse Mann hat auch einen Schrei ausgestoßen und ist vor dem Bette in die Knie gesunken, hat die magere kalte Hand der Kranken umschlossen, hat ihr den Schweiß von der Stirne gewischt und hat geseufzet und gerufen:

„Wach' auf, wach' auf! — Laß mich nur ein Wort Dir sagen! — Laß mich nur ein Wort aus Deinem Munde hören! Nur ein Wort, — meine Mutter, — meine Mutter!“

Sie schlägt die Augen auf; fester umfaßt sie seine Hand, und ihre Lippen flüstern: „Es war kein Traum? Gottlieb, ist es kein Traum? Bist Du es selber? Kommst Du heim? Willst Du bei mir bleiben und mir die Augen zudrücken? Wie kommst Du heim? Gottlieb, kommst Du als mein Kind und als meines Gottes Kind?“

Da fühlte sie die heißen Tränen des Mannes über ihre Hand gleiten; sie hörte das Schluchzen, sie hörte das Seufzen ihres Kindes. Es drang aus der Tiefe des Herzens heraus.

„Kannst Du mir alles vergeben, Mutter?“

„Alles, Gottlieb, alles,“ sagte sie, und ihre Hand streichelte ihm die bleiche Wange.

„Mutter, Du weißt noch nicht, was Du mir wirst zu vergeben haben —“

„Alles, alles,“ flüsterten ihre Lippen.

„Mutter,“ fuhr er fort, „ich muß Dir zuerst sagen, wofür ich Deine Vergebung ersehe: ja, für das ganze Sündenleben, für die ganze verlorene Jugendzeit, für all den Kummer, den ich Dir seit zwölf Jahren habe durchs Herz ziehen lassen. Aber, Mutter, — ja es muß heraus: es muß sogleich alles heraus: vor zwei Jahren um diese Zeit, da habe ich auch schon hinter Deinem Fenster gestanden. Ich war zerlumpt drinnen und draußen, im Herzen und an den Kleidern. Ich wollte Brot und Obdach für den Winter bei Dir haben, oder ich wollte Geld von Dir haben. Ich stand hinter Deinem Fenster und trank mir Mut aus der Flasche, denn ich wollte frech vor Dein Angesicht treten und wollte mir nehmen, was Du mir nicht geben würdest. Du hattest Besuch. Da dachte ich, ich müsse warten, bis Du alleine seiest. Aber draußen war es kalt und stürmisch, und mein Rock war zerrissen. Ich wußte, daß ich mit dem Taschenmesser die Stalltür öffnen könnte. Ich hatte es als Knabe oft getan. Ich stand im Stall; ich tappte in der Küche herum. Ich fand Deine Küchenlampe, aber ich wagte nicht, dieselbe anzuzünden, ich nahm sie mit, um zur Mitternachtsstunde den Weg wieder finden zu können

in meiner Mutter Schlafkammer. Ich fand im Stall die Leiter, kletterte auf den Heuboden und legte mich ins Heu. Ich hörte, wie Du den Besuch hinausbegleitetest; ich hörte, wie Du in die Küche und in den Stall kamst; ich fragte mich, ob ich den Augenblick wahrnehmen sollte? Aber ich mußte mir erst Mut trinken. Ich hatte die Branntweinflasche in der Tasche. Ich trank sie leer, ich war betrunken. Stille war's in dem Hause geworden; ich tappte droben eine Weile herum; dann besann ich mich darauf, daß ich die Lampe bei mir habe. Ich zündete Licht an und machte mich auf den Weg in meiner Mutter Schlafkammer; aber unter mir war der Boden uneben und die Füße waren schwach, ich wankte dahin und daher, ich glitt aus, ich fürchtete vom Boden herunterzustürzen. Ich fühlte plötzlich, daß ich betrunken sei. Ich sah, daß ich die Lampe hatte ins Heu fallen lassen. Das Heu brannte. Zuerst versuchte ich, das Feuer mit den Händen auszuschlagen, aber ich sah bald, daß die Mühe vergeblich sei. Hell loderte es neben mir auf. Eine furchtbare Angst kam über mich, ich kroch die Leiter herunter, ich lief zur Stalltür hinaus, ich lief den Feldweg entlang, weit — weit fort von meiner Mutter Haus. Ich wußte selbst nicht, was ich tat. Hinter mir flammte die helle Lohe auf. Hinter mir glaubte ich eine Stimme zu hören, welche immerfort schrie: ‚Brandstifter! Brandstifter!‘ Wenn es hoch aufloderte, dann stand ich stille. Ich glaubte,

einen Schrei zu vernehmen und mir war's, als wenn jemand aus der Ferne rief: ‚Muttermörder, Muttermörder!‘ Ich lief fort — weiter, immer weiter, die ganze Nacht hindurch. Am nächsten Tage bettelte ich in der Gegend von Schwalstadt, und einige Tage später nahm ich Arbeit bei einem Meister in Altmünster. Da las ich in der Zeitung, daß ein Haus in Melsheim abgebrannt sei; ich erkundigte mich und erfuhr, daß meine Mutter aus dem Feuer gerettet sei, aber ein Jahr darauf hörte ich, daß sie im Verdacht der Brandstiftung stehe. Ich hatte mir schon in jener Nacht, als ich nüchtern geworden war, gelobt, keinen Branntwein mehr in meinen Mund zu nehmen. Bis jetzt hatte ich das Gelübde gehalten, und glaubte damit meine Schuld gesühnt zu haben. Nun rief's wieder Tag aus Tag ein neben mir, nein, in mir: ‚Brandstifter, siehe, was muß deine Mutter für dich leiden!‘ Im Traum sah ich die Flamme wieder auflodern. Ich hatte schon mehrere Male in der Nacht aufgeschrien: ‚Es brennt, es brennt!‘ Mein Mitgesell hatte es gehört und sah mich mit fragenden, forschenden Augen an. Ich will's kurz machen, Mutter: ich konnt's nicht länger in der Brust verschließen, ich sagte es meinem Meister; und der Meister ging mit mir zu seinem Nachbar, dem alten Pfarrer; und ich habe ihm mein ganzes Leben aufgedeckt. Ja, es waren harte Kämpfe, die drinnen im Herzen mußten durchgekämpft werden, denn ich meinte, ich

könnte mich selbst erlösen und wollte von einem Sünderheiland nichts wissen, aber der alte Pfarrer wußte mir ins Herz zu greifen und mir den ganzen Jammer drinnen in meiner Brust und die ganze Gnade des Heilandsherzens aufzudecken. Mutter, — da ist der Saulus ein Paulus geworden.“

„Des Pfarrers Schwiegersohn“, so fuhr der Gottlieb fort, „war Amtsrichter in Altmünster. Der ließ sich die Akten von eurem Amtsgericht kommen und weil die Sache ganz klar war, und weil von hieraus bezeugt wurde, daß Du krank lägest, wurde mein Urteil gesprochen, ohne daß die Sache hier bekannt wurde. Der Herr Pfarrer hatte es bewirkt und hatte mir dafür das Versprechen abgenommen, daß ich zu meiner Mutter gehen wolle, sobald ich meine Strafe verbüßt hätte. Wegen fahrlässiger Brandstiftung, jedoch unter Annahme mildernder Umstände, wurde ich zu einer zweimonatlichen Gefängnisstrafe verurteilt. —“

„Mutter, ich habe die Strafe verbüßt und habe nur noch eins nötig, Deine Vergebung. Mutter, ich weiß es, Du wirst mir vergeben. Mutter, Mutter, mache Dein unglückliches Kind glücklich; sprich nur ein Wort, das eine Wort, welches mein ganzes Glück umschließt, das eine Wort: vergeben!“

Da richtete die Alte sich halb auf, legte die Rechte dem Sohne auf sein Haupt und flüsterte:

„Der Herr segne Dich!“ Die Hand glitt nieder

und streichelte ihm die Wangen und ihre Lippen flüsterten, nein, flüsterten nicht mehr, sie sagten es laut und deutlich:

„Vergeben, — Alles vergeben! — Gottlieb — mein Gottlieb!“

Die Stimme klang so weich und liebevoll, und die Augen leuchteten, als ob ein heller Sonnenstrahl hineingefallen sei.

Dann sank sie in die Kissen zurück. Die Erregung war zu groß gewesen. Das Auge schloß sich wieder, wieder trat ihr der kalte Schweiß auf die Stirn. Wird jetzt die Palmentiese hinüberziehen? Ist die letzte große Erdenfreude ihr die erste Stufe der ewigen Himmelsfreude geworden?

Sie horchen auf die Atemzüge. Ja, noch zieht aus dem Munde ein warmer Hauch heraus. Jetzt schlägt sie wieder das Auge auf. Wie leuchtet das Auge so helle, als ob die ewige Seligkeit ihr volles Licht schon hätte hineinfallen lassen. Und das helle Licht leuchtet wieder in dem Auge des blassen Angesichts. Mutter und Sohn haben wenig miteinander geredet, aber sie haben sich die Hände gedrückt, und in die Augen geschaut, und haben einander die Wangen gestreichelt: das war die große Rede ihres Herzens, vor welcher die Lippen verstummten. So lag die Palmentiese noch zwei Tage in ihrem Bette; der Sohn saß an ihrer Seite, und die Eva saß zu ihren Füßen.

Am Sonntag aber, als in der Dämmerstunde die Anntin und der hinkende Weber mit den Seinen

und der Herr Organist und die Seinen um das Bette standen, da trat auch der Herr Pastor herein. Er war aber im Amtskleid, stellte einen Tisch vor das Bett und stellte die heiligen Geräte darauf.

Da hat der heimgekehrte Sohn mit seiner scheidenden Mutter, da hat die stille Hausgemeinde mit ihrer Priesterin eine heilige Friedensstunde gefeiert.

Der Herr Pastor aber hatte als Text für seine Abendmahlsrede die Worte des großen Sehers genommen: „Darnach sahe ich, und siehe, eine große Schar, welche niemand zählen konnte, aus allen Heiden und Völkern und Sprachen, vor dem Stuhle stehend, und vor dem Lamm, angetan mit weißen Kleidern und Palmen in ihren Händen.“

So haben sie alle das heilige Mahl mit der Palmentiese gefeiert und haben einen Blick getan hinein in die ewige Seligkeit. Die Tiese aber flüsterte leise, ganz leise, daß nur der Herr Pfarrer es verstehen konnte:

„Hier sind die Siegespalmen,
Hier ist das weiße Kleid;
Hier stehn die Weizenhalmen
Im Frieden nach dem Streit
Und nach den Wintertagen;
Hier grünen die Gebein',
Die dort der Tod erschlagen;
Hier schenkt man Freudenwein.“

Sie sagte es ganz leise, wies mit dem Zeigefinger in die Höhe, und schloß die Augen. So lag sie eine Weile. Dann veränderte sich das Angesicht.

Seligkeit lag in den Zügen. Sie lag da, als wenn sie einen schönen Traum träumte. Der Herr Pastor legte ihr die Hand auf die Stirn, neigte sein Ohr zu ihr hernieder und sagte zu den andern:

„Unsere Palmenliese ist heimgegangen.“

Auf ihrer Stirn aber stand's leserlich geschrieben:

„Ich liege und schlafe ganz mit Frieden.“

Damit wollen wir schließen.

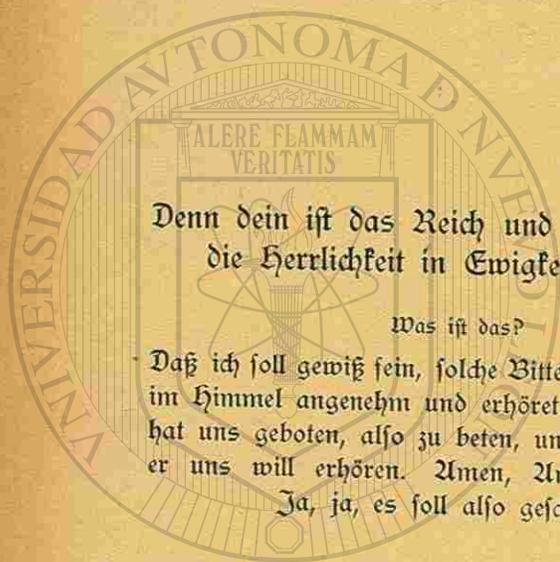
Nur das eine wollen wir noch hinzufügen, daß jetzt der Gottlieb unter den Kirchhofslinden wohnt und daß er eine brave Jungfrau als sein Weib heimgeführt hat, nämlich des Webers Eva, und daß sie noch immerdar im Palmenschatten wohnen, und daß ihr Häuschen die verborgene Inschrift trägt: „Siehe da, eine Hütte Gottes bei den Menschenkindern.“

IX.

Frühlingstage.

UNIVERSIDAD AUTÓNOMA DE NUEVO LEÓN

DIRECCIÓN GENERAL DE BIBLIOTECAS



Denn dein ist das Reich und die Kraft und
die Herrlichkeit in Ewigkeit. Amen.

Was ist das?

Daß ich soll gewiß sein, solche Bitten sind dem Vater
im Himmel angenehm und erhöret. Denn er selbst
hat uns geboten, also zu beten, und verheißen, daß
er uns will erhören. Amen, Amen, das heißt:
Ja, ja, es soll also geschehen.

Frühlingstage.

I.

Sonnenschein.

Es sah ein Knab' ein Röslein stehn,
Röslein auf der Heiden:
Sah, es war so frisch und schön,
Und blieb stehn es anzusehn
Und stand in süßen Freuden.
Röslein, Röslein, Röslein rot,
Röslein auf der Heiden.

Der Friede Gottes lagerte über der Flur und
über den Menschenherzen; nur ein ganz leises
Säuseln von der See her zog durch die Wipfel der
hohen Buchen. Die Buchen zogen sich, Stamm neben
Stamm, die Höhe hinauf, und bildeten ein aller-
liebstes kleines Gehölz, das hie und da den Durch-
blick auf die See verstattete. Durch das Gehölz
pilgert den Fußsteig herauf ein Wandersmann. Er
scheint keine Eile zu haben. Dann und wann steht
er stille und läßt den Blick über die See herüberziehen,

setzt sich auch wohl auf einen hohen moosbewachsenen Stein und summt leise sein Liedchen hinein in den Abendfrieden. Jetzt hat er das Gehölz durchpilgert, steht vor einer hohen Dornhecke, und schaut hinüber zu dem allerliebsten Häuschen, das hinter der Hecke liegt, und zu dem großen weitläufig gebauten Dorf, vor dessen erstem Hause er Halt gemacht hat.

Das Haus sieht so zierlich und schön aus, wie eine in Gold gefasste Perle, es mahnt ihn an einen stillen Gottestempel, es sieht ihn an, als wäre es ein Bild des Abendfriedens. Die Kletterrose rankt an den Säulen der kleinen Veranda in die Höhe und läßt die roten und weißen Knospen freundlich hinüberwinken zu dem Wanderer am Wege. Duftige Topfblumen grüßen freundlich hinter den blanken Scheiben heraus; und Tulpen und Narzissen prangen im vollen Frühlingsstaat in dem Gärtchen vor der Veranda.

Klein und zierlich ist das Häuschen, klein und schmuck gehalten der Blumengarten vor demselben.

Der Mann schaut über die hohe Hecke und bleibt einen Augenblick wie im tiefen Sinnen stehen. Will er den Duft der Hyacinthen einatmen? Blickt er bewundernd auf das Beet der frühen Monatsrosen, die ihre volle Pracht entfaltet haben? Oder ist es jene andere Rose, die der Mann bewundert, jene blühende Jungfrau, die vor einem halbbepflanzten Beete kniet und in der Rechten die Gießkanne, in der Linken die zarten Levkojenpflanzen hält, und

so fleißig pflanzt, als wenn sie stückweise bezahlt bekomme? Sie sieht das Auge nicht, das sich auf die fleißigen Hände gerichtet hat, sie sieht nur die zarten Pflanzen in ihrer Hand; sie fühlt's nicht, wie sie beobachtet wird in ihrem stillen Schaffen, sie fühlt nur den stillen Abendfrieden, der sie umsäuselt. Aber wird sie wirklich beobachtet? Schaut nicht das sinnende Auge drüben hinter der Dornhecke vielmehr in das eigene Herz, als auf die Hand der Jungfrau.

Jetzt ist das Werk der Jungfrau getan. Sie erhebt sich und ihr Blick fällt in das schöne offene Angesicht des Wanderers. Er begrüßt sie mit einer höflichen Verbeugung und fragt sie nach dem Fußwege, der vom Dorfe aus nach dem Gute Hartenholz führt. Sie sieht ihn fragend an; ein helles Rot fliegt ihr über die Wangen; eilig spült sie die Finger in der Gießkanne ab, dann tritt sie einige Schritte vor und fragt lächelnd: „Sie sind gewiß der Herr von Gerts, der in diesen Tagen drüben auf dem Gute erwartet wird. — Entschuldigen Sie die Frage der Neugier! Ich werde Ihnen den Weg beschreiben; am dritten Hause rechts im Dorfe geht der Fußpfad vorüber an dem großen Apfelbaum. Sogleich hinter dem Hause sehen Sie das Gut im Thal liegen. In zehn Minuten gehen Sie hinüber. Doch werden Sie drüben heute Abend nicht erwartet: Herr von Derben ist mit seiner Familie ausgefahren und wird erst spät heimkehren.“

„Ich danke Ihnen für die gütige Auskunft,“ erwiderte er lächelnd. „Sie wissen so genau Bescheid, daß ich nicht nötig habe, mich Ihnen vorzustellen.“

„Es wird Herrn von Derben sehr leid tun, Ihnen keinen Wagen zur Bahn geschickt zu haben.“

„Grade deshalb komme ich unangemeldet,“ erwiderte er, „weil ich den Reiz der schönen Gegend genießen und die zwei Stunden zu Fuß pilgern wollte. Aber weil ich auf dem Gute die Herrschaft nicht zu Hause treffe, werde ich es vorziehen, heute im Gasthause des Dorfes zu übernachten.“

„Das würde Herrn von Derben und den Seinen gewiß nicht lieb sein,“ sagte sie. „Die alte Wirtschafterin führt die Schlüssel und wird Ihnen das Fremdenzimmer so behaglich machen, daß Sie nichts entbehren werden, als die Gesellschaft der Herrschaften.“

Er dankte für die freundliche Auskunft und eilte mit einem höflichen Gruß seinem Ziele zu.

Er war der älteste Sohn des Herrn von Gerts auf Tannenburg drüben am brausenden Strom. Er hatte unter der Fahne gestanden, war jetzt als Reserveoffizier abgegangen und wollte noch ein Jahr im Norden seines Vaterlandes auf einem Landgut tätig sein, um dann den väterlichen Besitz zu übernehmen. Er war ein stattlicher Mann. Seine Bewegungen verrieten die vornehme Erziehung, die Züge in seinem Angesicht redeten von ernstem Streben und festen Grundsätzen. An dem lustigen Leben in der Garnisonstadt hatte er keinen Gefallen

gefunden. Man wußte, daß sein Vater reich sei, und daß er das Stammgut der Familie dereinst schuldenfrei werde übernehmen können.

Über seine Ankunft war auf Hartenholz schon seit Wochen viel geredet worden. Die drei erwachsenen Töchter des Herrn von Derben neckten sich gegenseitig mit dem reichen Freiersmann. Herr von Derben hörte die Rede schmunzelnd an, und machte seinen Wiß dazu: die Reden schienen ihm zu gefallen. Er stand in dem Rufe eines tüchtigen Landmanns, aber seine landwirtschaftlichen Versuche und Neuerungen kosteten meistens mehr Geld als sie einbrachten. Hartenholz hatte fruchtbares Ackerland und schöne Waldungen, aber die Einkünfte reichten kaum aus, um dem Besitzer mit seiner in mancher Weise anspruchsvollen Familie ein standesgemäßes Auftreten zu gestatten.

Die drei Schwestern waren frische, blühende Jungfrauen, Elise die älteste, und Viktoria, die jüngste derselben, sprudelten von Wiß und Frohsinn. Die zwanzigjährige Hulda dagegen zeigte meist ein ernstes Antlitz. Sie war mit ihrer Busenfreundin Clara Eller, der Pastorstochter aus Dorf Hartenholz, zusammen erzogen. Sie hatte am Sterbebette des heißgeliebten Pfarrers gestanden. Sie hatte die heißen Tränen, die im Witwenhause flossen, mitempfunden und mitgeweint. Die Pfarrerswitwe war dann mit ihrer einzigen Tochter in das allerliebste Häuschen gezogen, das am Ende der Dorfstraße lag, wo das Gärtchen

vor der Tür hinter der Dornhecke herauschaute und wo die Kletterrose die Veranda umrankte. Ein reger Verkehr blieb bestehen zwischen dem Witwenhause und dem Gute. Hulda und Clara lebten wie Schwestern miteinander. In den großen Gesellschaften, die im Herrenhause gefeiert wurden, erschien Clara nicht; wenn sie aber anwesend war, wenn fremde Herrschaften zum Besuch kamen, dann wußte sie die Herzen aller im Sturme zu erobern; die Anmut ihrer Bewegungen, der ernste und doch freundliche Ton ihrer Rede, ihre hohe Bildung, ihr warmes Herz und ihre äußere Schönheit erregten allgemeine Bewunderung. Selbst die Blicke der vornehmen Herren hefteten sich fester auf die Jungfrau im einfachen dunklen Wollentleid, als auf die vornehmen Töchter in eleganter Seidenrobe.

Herr Friedrich von Gerts ist angekommen. Das ist das größte Ereignis dieser Woche gewesen im Leben der Gutsherrschaft. Viktoria hat eben die Elise gefragt, wie es komme, daß sie so müde aussehe?

„Müde?“ hat Elise im Tone halber Entrüstung gefragt.

„Gelt, Schwester,“ neckte Viktoria, „Du hast heute nicht schlafen können, in Erwartung der Dinge, die da kommen sollten?“

„Welche Dinge?“

„Nun Dinge oder Gäste, oder Herr von Gerts, mir ist's gleich, aber wahrlich, Du siehst müde aus.“

„Schwage nicht, Vittia!“

Da öffnet sich die Tür und der Vater führte den neuen Hausgenossen herein. Er sah stattlich, ernst und vornehm aus. Sie hatten sich ihn kaum so schön vorgestellt.

„Es ist wahrlich Staat mit ihm zu machen,“ hatte hinterher die Viktoria gesagt. „Wahrlich, Elise, ich sehe es Dir an, daß Du bis über die Ohren in den vornehmen Herrn verliebt bist.“

„Schweig doch, Du Kröte,“ schalt die Elise, „und sege vor Deiner eigenen Tür.“

„Heute werden wir unsern Besuch bei Baron Eberhard einführen, morgen fahren wir zu Majors nach Helmburg.“

„Was Du schwagest? Papa wird allein mit Herrn von Gerts hinüberfahren.“

„Ei, — ei, Papa wünscht nicht sogleich Verlobungsgeschichten in die Welt hinauszuschicken.“

„Du bist ein unausstehliches Ding, Vittia“, hatte Elise gescholten.

So waren oft in scharfen Gefechten die Wochen vorüber gezogen. Herr von Gerts hatte in der Nachbarschaft seine Besuche gemacht und war überall sehr freundlich aufgenommen. Im Herrenhause schien Hulda mehr Anziehungskraft auf ihn auszuüben, als die beiden andern Schwestern. Er beschäftigte sich indessen sehr eifrig mit der Landwirtschaft, studierte die neuen Einrichtungen auf dem Gute

mit dem größten Fleiß, und verbrachte auch manchen schönen Sommerabend, da die Jungfrauen ihn gerne beim Ringspiel oder Croquet gehabt hätten, hinter den Büchern.

Die Sonntagnachmittage verlebte er gewöhnlich beim Pfarrer in Dorf Hartenholz. Wenn dieser nicht daheim war, so ging er ins Witwenhäuschen und saß in dem Gärtchen hinter der Dornhecke, wo man ihm bei seinem Einzuge in Hartenholz das erste Willkommen zugerufen hatte.

Schon hatte die Vittoria ihre Neckereien auch bei Clara Eller angebracht. Die letztere aber hatte sich von ihr abgewandt und auf ihre Reden nichts erwidert. Manchmal schien es, als ob sie entrüstet sei über die ausgelassenen Spässe, aber es brannte so lange, wie eine Kessel, und am nächsten Tage grüßten die Jungfrauen einander mit so freundlichem Gesicht, als ob nichts vorgefallen wäre.

Häufiger als bisher ist Friedrich von Gerts in den letzten Tagen bei der Witwe aus- und eingegangen. Die Frau Pfarrerin Eller kennt das Menschenherz und hat oft mit traurig fragendem Auge ihr Kind angeblickt.

Wieder lagert der Abendfriede über dem Walde. Lind und leise zieht der Abendhauch von der See her. Herr von Derben war mit den beiden ältesten Töchtern in die Stadt gefahren, Herr von Gerts ist in den Wald gegangen. Da ist es der Vittoria drüben im Herrenhause so lang-

weilig geworden. Sie beschäftigt sich im Gärtchen vor dem Witwenhause mit den Levkojen, welche die Clara im Frühling gepflanzt hat, und die jetzt ihren schönen Blumenschuck entfaltet haben. Die beiden Jungfrauen knien vor dem Blumenbeet und atmen den köstlichen Duft ein. Der Kuckuck läßt sein eintöniges Lied vom Walde her erschallen.

„Ihr habt immer etwas voraus,“ sagt das Fräulein, „horcht, bei Euch ruft der Kuckuck noch: von uns ist er fortgezogen.“

„Wir sind dem Walde näher.“

„Höre, Clara, ich will Dir ein Lied singen:

Der Kuckuck fraß weder Laub noch Gras,
Kuckuck!

Bis er auf Liebchens Fenster saß.
Guck immer, Guck immer Kuckuck!

Gott grüß dich, liebes Herzchen mein,
Kuckuck!

Hier schickt Dein Schatz ein Klingelein.
Guck immer, Guck immer Kuckuck!

Glühendes Rot hatte sich über die Wangen der Clara ergossen. Sie schlugen die Augen auf. Da stand hinter der Dornhecke eine hohe stattliche Gestalt. Herr von Gerts hat das Lied gehört. Eine Wolke lagert auf seiner Stirn. Sie bitten ihn einzutreten, er aber entschuldigt sich, weil er noch ein Wort mit dem Herrn Pfarrer zu reden habe.

Clara ist sehr schweigsam geworden. Vittoria ist verstimmt und entfernt sich bald. Eine halbe

Stunde später aber tritt Herr von Gerts in die Gartenpforte. Clara sitzt auf der Bank; sie fährt aus ihren Träumen auf und geht ihm entgegen. Sie bittet ihn, da die Mutter drinnen in der Stube sei, einzutreten. Dankend lehnte er die Einladung ab. Aber er setzt sich zu ihr auf die Bank, neigt sich nahe zu ihr hin und flüstert mit erzwungenem Lächeln:

„Ich habe das Lied der Viktoria gehört, und ich weiß, was die Worte bedeuten sollten. Ich habe auch Ihr Gesicht gesehen, Clara, und — — mir ist es plötzlich klar geworden, was bisher als selige Ahnung in meinem Herzen schlummerte. Clara — Clara —“

„Bitte, sprechen Sie nicht weiter,“ flüsterte sie mit zitternder Stimme.

Er ergriff ihre Hand und hielt sie fest umschlossen. Er neigte sein Haupt hernieder zu ihrer glühenden Wange. Sie ließ es schweigend geschehen. Sie schaute ihm ins Angesicht mit weinendem Auge; ihm aber war's, als ob ein Himmel aus diesen Augen leuchte.

„Ich weiß genug, Clara; wir haben einander ins Herz geschaut. Sie werden mich als einen Mann kennen lernen.“

Er erhob sich und ging eilig heim.

Der Abendfriede lagerte über der Flur. Die Sonne war längst hinter den Hügeln jenseits des Dorfes verschwunden. Eine Jungfrau aber saß vor

dem Häuschen auf der Bank: die sah Sonnenschein, viel hellen goldenen Sonnenschein ausgebreitet über Dorf und Gut, über Wald und Menschenherzen.

II.

Wolken.

Blau ist ein Blümlein,
Heißet Bergkniuchtmein.
Leg' es ans Herze dein
Und deut' an mich.
Stirbt Blum' und Hoffnung gleich,
Sind wir an Liebe reich,
Denn die stirbt nie bei mir,
Das glaube mir.

„Ja, Clara,“ sagte die Pfarrerswitwe, trocknete die Tränen und legte den Strickstrumpf beiseite, „ja, Clara, ich hab's wohl schon seit einigen Wochen bemerkt, wie es um Dein Herz stehe, und ich hatte mir vorgenommen, ein ernstes mütterliches Wort mit Dir zu reden; aber das Wort ist leider verschoben, bis es zu spät war. Ich habe nicht gemeint, daß ihr einander so rasch nahe kommen würdet. Billigen kann ich es nicht, daß ihr den Gefühlen gefolgt seid, die den Zug des Herzens über Gottes heilige Ordnung gestellt haben. Die Schranke ist zu hoch, die euch von einander trennt.

Er ist reich, Du bist arm; er ist aus adeligem, Du bist aus bürgerlichem Geschlecht."

"Mutter, ich habe mir das alles selbst gesagt und habe im Gebet gerungen und zum Herrn gefleht, daß er mir und ihm die Liebe aus dem Herzen nehmen möge; aber er hat's nicht getan. Sollte er, der alles lenkt nach seinem Willen, mich nicht auch über die Schranke hinüberheben können und hinüberheben wollen, die er selbst gesetzt hat? Ach, Mutter, wenn er die große Liebe uns ins Herz senkt, sollte es dann nicht auch sein heiliger Wille sein?"

"Mein Kind, der Eigenwille des Menschen nimmt so gern den Gotteswillen als Deckung. Ich glaube, daß uns, da die Sache jetzt so weit gekommen ist, noch viele heiße Kämpfe bevorstehen und sehe es als selbstverständlich an, daß sein Vater Schwierigkeiten macht. Ich würde das auch billigen. Und willst Du es dann verantworten, daß Du der harte Keil seiest, der Vater und Kind auseinander treibt? Willst Du es verantworten, daß Deine Liebe über eine glückliche Familie einen dunklen Schatten wirft?"

Die Jungfrau weinte bitterlich. Dann erhob sie das Haupt und sagte:

"Nein, Mutter, dies alles will ich nicht verantworten; aber ich will zum Herrn beten, daß Deine Befürchtungen nicht eintreffen; und Du wirst mit mir beten; und der Herr wird sein Amen dazu sagen."

"Er sagt sein Amen nicht immer so, wie wir es wünschen und erwarten."

"Aber, Mutter, hast Du mir nicht gesagt, daß Gott der Herr sein Amen ähnlich so vom Himmel klingen lasse, wie wir unser Gebet hinaufziehen lassen? Und wenn wir uns auf seinen Stab stützen, daß er den Stab nicht brechen läßt?"

"Das habe ich gesagt, Clara. Sieh, wenn aus unserm Beten nur unsere hochfahrenden Pläne herausklingen, mein Kind, dann müssen wir aus Gottes Amen die Stimme heraushören: Meine Wege sind nicht eure Wege, und eure Gedanken sind nicht meine Gedanken. So viel der Himmel höher ist als die Erde, so viel sind meine Gedanken höher, denn eure Gedanken, und meine Wege höher, als eure Wege."

"Aber, Mutter, ich habe keine hochfahrenden Gedanken in meiner Liebe; und wenn wir uns vor Gott demütigen, so will und kann er uns dennoch glücklich machen, ob auch die Welt sich wider unsere Liebe empörte."

"Amen," sagte die Mutter, "demütige Dich unter Deines Gottes Hand, mein Kind, dann wird er es herrlich hinausführen, — und ob er auch in dunkle Tiefen hineinführen sollte."

Dann kamen die Tage, in denen es sich wie ein finsterner Nebel auf die Herzen legte mitten in der hellen Sommerzeit.

Herr von Gertz war mit einer sehr ernsten Miene gekommen und mit traurigem Antlitz wieder fort-

gegangen; er hatte nicht gesagt, welche Last ihm auf dem Herzen liege, aber beim Scheiden hatte er ihr die Hand gedrückt und sie mit einem solch herzinnigen Blick angeschaut, daß sie ihn mit zitternder Stimme hatte fragen müssen, ob er ihretwegen habe zu leiden gehabt?

„Nach acht Tagen sprechen wir darüber,“ hatte er geantwortet, hatte ihr noch einmal die Hand gedrückt, hatte ihr noch einmal tief ins Auge und tief ins Herz hineingeblickt und war hinausgegangen in den Wald.

Der Wald fing an, sein Herbstkleid anzuziehen. Die Schar der Störche schwebte über den Wipfeln und nahm den Flug nach Süden. Mit den Störchen zogen die Gedanken des traurigen Mannes; sie zogen weit hinaus und machten Halt bei dem schönen Herrenhause fern im Süden. Sie schauten in die Fenster und sahen im hohen Lehnstuhl eine vornehme Gestalt sitzen. Stolz und vornehm sind des Mannes Züge, traurig stehen die Augen auf den Brief, der vor ihnen auf dem Tische liegt; das graue Haupt lehnt sich an die hohe Lehne des Sessels und die Augen schließen sich, als hätte der Mann über einen wichtigen Schritt nachzusinnen. Dann erhebt sich die hohe Gestalt, ergreift den Brief und wirft ihn von sich. Mit traurigem und zugleich strengem Blick schaut der Mann sich im Gemache um, als wollt' er sagen: hier ist der Herrschersth des adeligen Geschlechts derer von Gerts und wer

diesem Geschlecht nicht ebenbürtig ist, soll auch in diesen Räumen nicht herrschen. Der Mann tritt an das Fenster und schaut hinaus, hinaus in den Park und über die weite Flur bis zum Dorf hinunter, und alles, was er sieht, ist sein Eigentum; und er sollte Widerspruch dulden, Widerspruch von seinem eigenen Kinde? Dunkles Gewölk lagert auf der hohen Stirn des Mannes. — — —

Wo das Meer rauscht am Waldessaum und mit seinem Schaum die Wurzel der mächtigen Buchen bespritzt, da geht ein Mann am Gestade. Seine Gedanken sind wie ein Sturmwind gewesen und sind hinübergezogen zu dem Erbsitz seiner Väter, und sind wieder heimgekehrt zu dem Gestade des Meeres; und durch die Seele zieht es dem starken stattlichen Mann, wie das Rauschen der hohen Wipfel, durch welche der Sturmwind zieht, und wie das Brausen des Meeres, über welchem die Möve flattert.

Der Mann sitzt auf dem großen Feldstein am Waldesrand. Die Wellen plätschern und plaudern zu seinen Füßen, aber er hört's nicht: er hat die Hände über dem Knie gefaltet und redet mit seinem Gott, denn er ist ein frommer Mann. Er fragt hinauf in die Höhe des Himmels: „Herr, mein Gott, ist wirklich die Schranke so hoch, die Du ausgerichtet hast zwischen den Menschenkindern, daß niemand — niemand hinüber noch herüber kommen kann? Ich verachte nicht das heilige Recht unseres Standes

und danke Dir aus Herzensgrund, daß Du die Meinen mit solchem Schmuck geschmückt hast, aber kann denn kein Adel des Herzens, keine Hoheit der Gesinnung und Bildung heranreichen an den Adel der Geburt? Herr, mein Gott, wenn sie nebeneinander stehen — die Kinder des Herrenhauses und die Tochter des Witwenhauses, dann habe ich in der Tiefe mehr Adel gefunden, als in der Höhe. Baue Du der Geliebten meines Herzens die Brücke zu meines Vaters Herz. Du kannst es. Du weißt es, daß nicht jugendliche Schwärmerei uns zusammengeführt hat, so reiße Du nicht auseinander, was sich in Dir hat finden wollen. Ich habe hohe Achtung vor meinem Vater und heiße Liebe zu ihm; ich danke es ihm, daß er mich mit dem Bewußtsein erfüllt hat, daß ich auf der Höhe geboren bin; ich verkenne weder die Gabe noch die Aufgabe, die meine Stellung mir gibt. Ich gebe es zu, daß mein Vater recht hat, wenn er mir schreibt: „nicht Deiner Ahnen Ehre ist Dein, wenn Du sie Dir nicht selber erwirbst“; aber eine Brücke führt dennoch herüber — ja, Herr, Du weißt es, daß sie — sie — daß meine Clara wert ist, den Namen der Unfern zu tragen.“

Lange noch saß er auf dem Felsgestein, schaute hinüber übers Meer, ließ seine Gedanken hinüberfliegen ins Vaterhaus und in das stille Witwenhaus, und lange noch redete er mit seinem Gott.

Dann ging er heim. Die Viktoria ging ihm aus dem Wege, denn sie fand, daß sein ernstes Gesicht unausstehlich aussehe; die Elise war schon seit einigen Wochen schmollend durchs Haus gegangen, denn sie glaubte, daß sie von ihm unmanierlich vernachlässigt sei. Hulda hatte oft forschend in sein ernstes Antlitz hineingeschaut, hatte oft der Clara den Arm um den Nacken gelegt und im flüsternden Ton gesagt: „Clara, ich glaube, daß ich etwas ganz besonderes weiß, aber ich will's nicht sagen.“

Auch heute ist Herr von Gerts heimgekommen, ist im Park an der Elise mit flüchtigem Gruß vorübergeeil, ist auf sein Zimmer gegangen und hat Briefe geschrieben. Er schrieb in der letzten Zeit häufig Briefe an seinen Vater und an seine Geschwister. Am Tage darauf kam ein Brief von dem Vater des jungen Mannes. Es war ein kurzer Brief, aber sein Inhalt war wie ein Dolch, der hineingedrückt wird in ein Menschenherz.

Hatte der Sohn denn nicht alles getan, was er konnte, um den Vater zu versöhnen? Er hatte ihm geschrieben, daß er auf das Recht der Erstgeburt verzichte und das Erbe seiner Väter dem jüngeren Bruder abtreten wolle; daß er den Vater nur bitte, ihm seinen Segen zu geben zu der Verbindung mit der Jungfrau Clara Eller und ihm behilflich zu sein, sich einen kleinen Besitz im Norden des Vaterlandes zu kaufen.

Jetzt ist die Antwort gekommen, eine Antwort, so bündig, so klar und kalt, daß das Mannesherz schier unter der Last des Briefes zusammengesunken und im jähen Schrecken erstarrt ist. Wohl kannte der Sohn den Vater, wohl wußte er, wie derselbe zu seiner Liebe stehe; aber er hatte eine so schroffe Abweisung, einen so entschiedenen Bruch nicht erwartet. Er hatte gehofft, daß das Vaterherz den Adelsstolz überwinden, daß die Geschwister wenigstens eine halbe Zustimmung erwirken würden.

Jetzt ist die Entscheidung da. Er darf sie seiner großen Erdenliebe nicht vorenthalten.

Sein Haupt ist tief gebeugt über gefalteten Händen, seine Lippen flüstern:

„Darum wird ein Mensch Vater und Mutter verlassen und an seinem Weibe hängen.“

Dann erhebt er sich und geht ins Witwenhäuschen. Die Frau Eller sah ihn kommen. Sie sah die gebeugte Gestalt, sie sah das bleiche Angesicht, sie las ihm schon alles aus den Augen heraus, bevor er ihr ein einziges Wörtlein gesagt hatte. Er hatte überhaupt noch nicht mit ihr über seine Liebe zu ihrem Kinde gesprochen. Er hatte mit der Clara nicht weiter geredet, als an jenem Abend, aber die Tochter hatte der Liebe das ganze warme weite Herz aufgetan, und die Mutter hatte all das Hoffen und Bangen mit ihrem Kinde getragen.

Jetzt schüttete er der Mutter und ihrem Kinde das ganze Herz aus. Es wurde viel dahin und

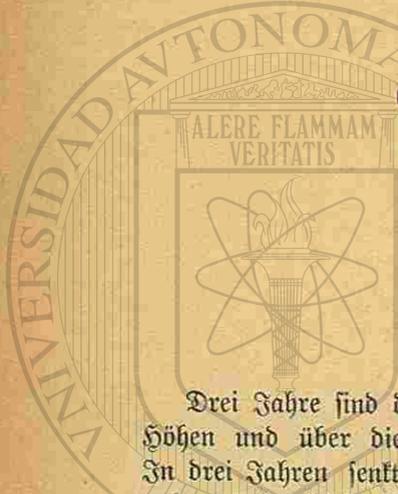
daher geredet. Viele heiße Tränen flossen über die junge Liebe.

Die Frau Pastorin erklärte, daß sie es nie zugeben werde, daß ihr Kind, ohne den Elternjegen von beiden Seiten erhalten zu haben, in den heiligen Ehestand treten werde. Er ergriff ihre Hand und erwiderte, daß auch er selber nimmer ohne den Segen seines Vaters den großen Schritt tun werde, und daß er zunächst nur in der Hoffnung und im Gebet leben dürfe, seines Vaters Herz zu überwinden. Er verlange weder von ihr noch von ihrem Kinde ein Versprechen, er wisse, wie er zu der Clara und wie die Clara zu ihm stehe: dies Wissen genüge ihm. Sein Vater verlange von ihm, daß er diese Gegend verlasse; er werde gehorsam sein, aber seine Liebe zu ihrem Kinde werde er nimmer lassen können.

Bald darnach erzählten sich die Guts herrschaften der Nachbarschaft mit Bedauern, daß der Herr von Gerts plötzlich abgereist sei. Über den Grund seiner Abreise redete man mancherlei; aber die Ansichten gingen sehr weit auseinander. Nur darin waren sich alle einig, daß es mit dem Reichtum des alten Herrn von Gerts nicht weit her sein könne, denn man wußte, daß der junge Herr eine Stelle als Inspektor im Hannöverschen angenommen habe.

III.

Gewitter.



Schau herab vom Himmel droben,
Herr, den der Engel Zungen loben,
Sei gnädig unserm ganzen Land;
Donnernd aus der Feuerwolke
Sprich du zum Fürsten, sprich zum Volke.
Vereine sie mit starker Hand!
Sei du uns Fels und Burg!
Du führst uns wohl hindurch,
Denn dein ist heut und allezeit
Das Reich, die Kraft, die Herrlichkeit.

Drei Jahre sind dahingezogen über die lichten Höhen und über die dunklen Tiefen dieser Erde. In drei Jahren senkt sich manche Höhe hernieder und manche Tiefe hebt sich, aber bei Menschenherzen, die drei Jahre lang von Jahr zu Jahr immer weiter auseinander gewachsen sind, da wird es den Hohen immer schwerer, sich hernieder zu neigen, und den Gebeugten wird es immer schwerer, sich in die Höhe zu heben. Friedrich von Gerts hat mehrere Male an seinen Vater geschrieben; er hat ihn gebeten, ihm sein Vaterhaus und Vaterherz wieder aufzutun. Ein einziges Mal ist eine kurze Antwort gekommen: die Frage, ob er seine Neigung zu dem betreffenden jungen Mädchen als eine Torheit seiner Jugend erkannt habe, ob er als

reumütiger Sohn heimkehren wolle ins Vaterhaus, und derjenigen Jungfrau die Hand reichen wolle, die der Vater für ihn ausersehen habe, und die ihrem Stande, ihrer Bildung und ihrem Vermögen nach zu ihm passe?

Darauf hat der Sohn geantwortet, daß der Vater an ihm jederzeit einen gehorsamen Sohn haben werde, aber die Liebe seines Herzens zu Fräulein Clara Eller sei zu tief gewurzelt, als daß sie könne herausgerissen werden. Deshalb könne er nicht heimkehren, so lange die Vergebung, die er erbitte, an diese Bedingung geknüpft werde.

Drei Jahre sind dahingeeilt. Friedrich von Gerts füllt seinen Platz aus und wußte sich die Zufriedenheit der Gutsheerrschaft in hohem Grade zu erwerben. Clara Eller wohnt noch immer am Ende des Dorfes im allerliebsten Häuschen. Ihre Wangen sind bleich geworden, und selbst die fröhliche Viktoria kann den Scherz der vergangenen Jahre nicht wieder aus dem Munde der Freundin herauszaubern. Manchmal streichelt die Mutter ihr die bleichen Wangen und fragt sie seufzend:

„Wie lange willst Du es ertragen, mein Herzenskind?“

„So lange, mein Mütterchen, bis ich aus dem Leid der Erde die Stimme des Herrn heraustönen höre: Amen — ja, ja, es soll also geschehen.“

„Kind, Kind, Du traust Deiner Kraft zu viel zu. Ich glaube, es wäre besser, wenn ihr beide alle

Hoffnung fahren liebet, und Herr von Gerts in das Erbe seiner Väter eine Braut heimführte, die imstande ist, die zerrissenen Bande wieder anzuknüpfen.“

„Mutter, Du weißt selbst, wie Friedrich zu solchem Vorschlage steht.“ Und dann fügte sie mit mattem Lächeln hinzu: „Mutter, wir beiden jungen Leute sind auch kräftiger als Du meinst. Schau, Deine Tochter wird ein wenig Sturmweather schon eine Weile ertragen, und wird der Hoffnung leben, daß auch für uns der Himmel sich einmal klären wird.“

„Kind, solche Hoffnung willst Du mir ins Herz reden, Du selber hast sie nicht.“

Dann und wann schrieb Friedrich von Gerts. Vierzehn Tage darauf pflegte Clara zu antworten. Einmal hatte sie ihm geschrieben, sie wolle entsagen. Er hatte sofort geantwortet und hatte sie gefragt, ob ihr Wort bedeuten solle, daß sie die Liebe zu ihm aus ihrem Herzen tilgen wolle? Selbst wenn ihr Wort diesen Sinn haben sollte, was er nicht annehme, so müsse er ihr dennoch mitteilen, daß er nie und nimmer entsagen werde.

Drei Jahre sind verflossen; da kam ein Herbst ins Land mit viel Sturm und Wetterwolken. Im Norden ballten sie sich zusammen. Der Dänenkönig war gestorben und als die Weihnachtsglocken über die Lande klangen, zog viel Gerede über nahen Krieg durch das Friedensgeläute hindurch.

Bald kamen auch die Reiter aus dem Sachsen- und Hannoverlande über die Elbe, um die Hand schirmend über den verlassenen Bruderstamm zu halten. Die Dänen warfen sich ins Holstenland hinein und ließen die Soldaten in den Städten Quartier beziehen; als aber das Preußenheer seine Adler über die Elbe flattern ließ und das froststarre Erdreich unter dem schweren Geschütz erbebte, da wichen die Söhne Jütlands und Seelands über die Eider zurück. Die kriegerischen Scharen der Preußen zogen ihnen nach. Das Blut der Helden färbte den Schnee. Die kleine Schar mußte der Übermacht weichen und lagerte sich in den Düppeler Schanzen, jenen festen Höhen, die nach der einen Seite hinaus schauen ins blaue Meer und nach der anderen auf die fruchtbaren Fluren.

Die Frühlingssonne sandte ihre ersten Strahlen über die grüne Weizensaat und predigte von neuem Leben, das aus dunklem Erdreich erstehen solle. Die Dorfleute haben den Pflug ins Feld gebracht. Die Lerche jubiliert über den dunklen Furchen. Da kommt wieder eine Schar der dunkelblauen Krieger mit Sang und Klang durch den Wald gezogen. Immer größere Massen ziehen gen Norden, den starken Panzer, darin das Dänenheer sich geborgen hat, mit eisernem Ring zu umschließen. Jetzt hat die erste Kompagnie der Krieger den Waldessaum erreicht. Ein Offizier ist der Kolonne wohl zweihundert Schritt vorausgeeilt. Sein Helm blitzt in den Strahlen der Mittagssonne. Rascher, immer rascher eilt der Mann vorwärts. Jetzt

steht er vor dem Dornzaun, der das Gärtchen des ersten Hauses im Dorf umzäunt: ein allerliebstes Häuschen ist's. — Vor der Haustür steht eine Jungfrau: schön ist die Gestalt, bleich sind die Wangen. Aber weiß wie der Kalk an der Wand wird das blasse Antlitz, als das Auge auf den Krieger fällt.

„Frie — drich!“ — War's ein Seufzer? War's ein Jubelschrei, der sich aus tiefer Brust emporgerungen hat? Kaum ist der Name über ihre Lippen gekommen, da wankt die bleiche Gestalt; aber schon ist der Krieger durch das Gärtchen geeilt, und seine starken Arme haben sie umschlungen und tragen sie ins Haus.

Länger als drei Jahre ist's her, seitdem sich die Geliebten gesehen haben. Jetzt dürfen sie drei kurze Minuten lang einander in die Augen schauen. Schon schlägt der Sang und Klang der Krieger von draußen her ihnen ins Ohr.

„Clara,“ flüstern seine Lippen, „das Lied gilt uns auch,“ und von draußen hallt es brausend ihnen durch die Herzen:

„Gott ist stark auch in dem Schwachen,
Wenn sie gläubig ihm vertraun,
Fahre sicher und dein Nachen
Wird trotz Sturm den Hasen schaun“ —

Dann verhallte der Sang. Der Krieger drückt einen Kuß auf die bleichen Lippen. Wird es der letzte sein?

„Gott schütze Dich!“

„Sein ist das Reich, und die Kraft und die Herrlichkeit! — In seinem Schutz steht meine Hand und Dein Herz, Clara — Amen.“

„Lebe wohl.“ — „Lebe wohl.“

Es war ein kurzer Gruß. Der Krieger war verschwunden, und ihr war's, als ob das Ganze ein Traum gewesen sei.

Vorwärts stürmt das Preußenheer, vorwärts in Krieg und Sieg. Am Ostseestrande entlang hörte man den Hall der Kanonen. Um Düppels Höhen wogt der Kampf. Schon füllen sich die Lazarette der nahen Stadt. Clara Eller legt der Mutter den Arm um den Hals und flüstert ihr ins Ohr: „Mutter, was stehen wir müßig und klagen über den Kugelregen und über die blutenden Wunden? Weißt Du nicht, daß ich seit Jahren an allen Krankenbetten des Dorfs gestanden habe, und daß der alte Doktor mir das Lob erteilt hat, ich verstehe es fast ebenso gut wie er selbst, den Verband auf die Wunde zu legen? Mutterherz, ich weiß es, daß Du mich gern einige Wochen entbehren wirst; und mir ist's, als hörte ich den Schrei der Verwundeten und das Todesröcheln der Sterbenden, die mich fragen: „Warum kommst Du nicht herüber und hilfst uns? Siehe, in den großen Lazaretten ist viel Raum für Dich!“

Da küßte die Mutter ihr Kind und erwiderte: „Clara, ich weiß es wohl, daß das Mitleid mit den armen Verwundeten Dir solche Gedanken in das

Herz gibt; aber ich weiß auch, daß zu dem Mitleid für viele die Angst und das Bangen kommt um den einen, den Dein Herz lieb hat. Ziehe hin, mein Kind: der liebe alte Freund des seligen Vaters wird Dir einen Platz an den Betten anweisen, und ich helfe mir leicht mit der Magd."

So zog die Clara hinaus. Als sie acht Tage an den Betten gestanden und hier mit ihrer lindenden Hand die Wunden verbunden und dort mit ihrem milden Wort die Herzen getröstet hatte, da drang wieder der Kanonendonner von Norden her zu ihnen herüber, und nach einigen Stunden durchzog die Kunde die Stadt: „Düppel ist gefallen!“ Und wiederum nach wenigen Stunden kamen sie in langer Reihe dahergefahren — Wagen hinter Wagen. Langsam zogen sie die Straße entlang, Stöhnen und Wimmern drang aus dem Stroh und aus den Betten hervor, davon die Wagen gefüllt waren. Am großen Lazarett hielt der lange Zug still. Die Krankenwärter hoben die Verwundeten aus dem Wagen heraus. Sorgfältig wurden die bleichen Gestalten in das Haus getragen, vorsichtig wurden sie in die weiß überzogenen Betten gelegt. Frauen und Jungfrauen traten heran und reichten ihnen Erquickung. Siehe, da steht eine schlanke Gestalt am Bette und küßt einem Krieger die brennende Stirn. Ihre Hand müht sich um den Kranken, aber ihr Auge ist nach der Tür gewandt. Sie blickt forschend die bleichen Gestalten an, welche hereingetragen

werden. Jetzt setzen sie vor der Türe eine Tragbahre nieder. Der Lazarettaufseher tritt heran:

„Wer ist's, den ihr hier bringt?“

„Herr Leutnant von Gerts.“

„Nicht hierher: — erste Türe rechts!“

Die beiden Träger heben langsam und vorsichtig ihre Last auf und tragen sie weiter.

Drinne im Saal an dem Bette des kopfkranken Soldaten hat man einen Schrei gehört. Eine Jungfrau wankt zur Türe. Draußen trifft sie den Arzt.

„Erste Türe rechts, — Herr Doktor, — bitte, sehr rasch.“ Sie treten in die Türe. Sie treten ans Bett. In tiefer Ohnmacht liegt der Verwundete. Der Arzt untersucht die Wunde.

„Der Schenkel zer schlagen von Granatsplittern, — sehr schwerer Fall, — starke Knochenverletzung.“

Totenblässe überzieht das schöne Antlitz der Jungfrau. Sie sinkt auf den Stuhl neben dem Bette nieder.

Jetzt schlägt der Verwundete die Augen auf. Sein Blick fällt auf das bleiche Antlitz der Jungfrau. Ein Strahl der Seligkeit leuchtet ihm aus dem Auge: „Clara,“ hauchen seine Lippen, — „Friedrich,“ flüstert sie lieblosend.

IV.

Himmelsblau.

Nach oben schau!
Auf Gott vertrau!
Nach Wolken wird der Himmel blau.

„Eine Amputation des linken Beins wird nötig sein,“ hatte der Arzt erklärt.

„Wann gedenken Sie die Operation vorzunehmen?“ hatte sie gefragt.

„In drei oder vier Tagen,“ hatte er geantwortet.

„In drei oder vier Tagen kann der Vater hier sein, und da Sie einen günstigen Ausgang nicht in Aussicht stellen können —“

„Ich bitte, mich nicht mißverstehen zu wollen, mein Fräulein,“ hatte er sie unterbrochen, ich habe nur auf die große Gefahr hingewiesen bei dem gewaltigen Blutverlust und der großen Schwäche des Verwundeten, habe aber nicht gesagt, daß es unmöglich sei, daß der Kranke genehe“.

„Ich habe Sie gewiß nicht mißverstanden, Herr Doktor. Aber weil die Gefahr sehr groß sein wird, werden Sie es billigen, daß ich ausführlich an die Seinen schreibe und sie hierherberufe, bevor die Amputation vorgenommen wird.“

„Ihr Vorschlag entspricht völlig meinen Wünschen,“ hatte jener erwidert.

Da hat die Clara Eller einen langen Brief an den Vater des Herrn von Gerts geschrieben.

Sie schrieb ihm, daß vor vier Jahren ihre jungen Herzen einander nicht gesucht, aber doch gefunden hätten.

Sie bedauere es sehr, daß sie ein Vaterherz durch ihre Liebe betrübt habe; sie habe es stets gefühlt und eingesehen, daß das Opfer zu groß sein würde, wenn sie, die Bürgerliche und Arme, hat hoffen wollen, jemals als Tochter in das Haus des Herrn von Gerts aufgenommen zu werden. Von ihrer Liebe habe sie nicht lassen können, aber schon vor Jahren habe sie den Geliebten gebeten, sie zu verlassen und das Haus und Herz seines Vaters durch eine andere Wahl glücklich zu machen. Jetzt habe sie den Mann ihrer Liebe wiedergefunden, da sie ihn nicht gesucht habe, und doch müsse sie bekennen, daß Angst und Bangen um sein Leben sie hierhergeführt habe. Jetzt sitze sie an seinem Schmerzenslager und pflege ihn.

Sie beschrieb dann ganz genau den Zustand des Verwundeten und meldete das Vorhaben und die Befürchtungen des Arztes. Sie bat dringend, daß, wenn der Vater nicht selber die Reise machen könne, doch einer der Brüder sofort herüber kommen möge, da der Verwundete offenbar die größte Sehnsucht nach den Seinen habe, und man vielleicht den letzten Wunsch eines Sterbenden erfülle. So schwer es

ihr auch sein werde, gerade im entscheidenden Augenblick den geliebten Mann zu verlassen, so werde sie doch gerne abreisen, wenn einer der Verwandten des Herrn von Gerts es wünsche.

Kaum waren drei Tage vergangen, da wurde die Jungfrau in das Zimmer des Arztes gerufen. Der Letztere öffnete ihr die Thür; sie stand einem fremden Herrn gegenüber. Der Blick seiner Augen war forschend auf ihr errötendes Antlitz gerichtet: die hohe stattliche Gestalt verbeugte sich höflich. Der Mann schien Worte suchen zu wollen und dieselben nicht finden zu können. Sie wußte es, wer sie so kalt und vornehm begrüßte. Die flammende Röthe ihrer Wangen wich. Das bleiche Antlitz schaute ihn fragend an.

„Sie sind der Vater des Herrn von Gerts,“ sagte sie mit zitternder Stimme, „Sie wünschen jetzt den Platz am Bette Ihres Kindes einzunehmen. Es wird Ihnen nicht lieb sein, wenn ich in diesem Hause bleibe; aber gestatten Sie mir vielleicht, daß ich bei einer Verwandten in der Stadt die Entscheidung erwarte?“ Wiederum richtet er den Blick auf ihr Antlitz: staunt er über die Schönheit der Züge, die aus dem dunklen Kleide sich wunderlieblich herausheben? Staunt er über das sichere und taktvolle Auftreten der jungen Dame? Sucht er nach einem Worte, damit er sie in einer anständigen Weise abweisen kann?

Er tritt ihr einen Schritt näher und sagt im ernst-vornehmen Ton:

„Sie haben bisher den Platz am Bette meines Sohnes inne gehabt, und ich bitte Sie, auch um meines Kindes willen, grade jetzt diesen Platz nicht zu verlassen. Der Arzt bereitet meinen Sohn auf mein Kommen vor. Es wird an seinem Bette Raum für uns beide sein.“

„Ich danke Ihnen,“ erwiderte sie, sich verbeugend. Sie wollte mehr sprechen: da öffnete sich die Thür, und der Arzt führte den Vater an das Bett seines Kindes.

Da steht der stolze Mann demjenigen gegenüber, der früher sein Stolz und dann sein Herzleid gewesen war. Durch sein Angesicht zieht ein mächtiges Zucken. Wie hat die Zeit gearbeitet an dem Angesicht des Vaters und des Sohnes! Dort hat sie ihre tiefen Furchen gezogen und hat die Sorgensaaten hineingestreut, und hier hat sie ihre dunklen Wolken auf die hohe freie Stirn gelagert. Der Vater beugt sich zu dem Kinde hernieder, und eine Träne gleitet dem Verwundeten auf die Hand. Das ist ihm genug. Er weiß es: die Eisrinde ist gebrochen. Er schlingt den Arm um den Hals des Vaters und fleht: „Vergieb — mein Vater — vergieb.“

„Jetzt reden wir davon nicht, mein Sohn.“

„Ach, nur eine Bitte: laß sie — sie an meinem Bette sitzen, wenn ich sterbe.“

„Sie wird neben mir an Deinem Bette sitzen, und wir wollen der Hoffnung leben, daß der treue Gott Dir Genesung schenkt.“

Ein mattes Lächeln zog durch das Angesicht des Leidenden. Dann falteten sich seine Hände, und der Blick richtete sich in die Höhe.

„Morgen früh wollen sie die Amputation vornehmen — dann — werde ich ein Krüppel — oder — ein — Himmelsbürger sein — Herr, Dein Wille geschehe!“

Am Abend jenes Tages saßen sie beide an seinem Bette. Der Verwundete hatte offenbar viele Schmerzen, aber er unterhielt sich lebhaft mit dem Vater: er fragte nach den Geschwistern und den Bekannten; er erzählte von den Kameraden und den Erlebnissen in Kriege. Der Vater gab ihm Antwort auf seine Fragen; die Jungfrau saß schweigend am Fußende des Bettes und blickte ihm ernst ins Angesicht. Plötzlich ergriff er die Hand des Vaters und sagte mit flehender Stimme:

„Verzeihe es mir, mein Vater, daß ich Dir wehe getan habe. Ich trage die Schuld, Clara nicht; erfülle mir die letzte Bitte: grolle ihr nicht, wenn — sie einst alleine stehen wird in der Welt — —“

Der Vater neigte sich über das Bett, drückte dem Sohn die Hand und schloß ihm mit einem Kusse den Mund:

„Jetzt sollst Du ruhen, mein Sohn.“

„Soll Dein Kuß die Antwort auf meine Frage sein?“

„Ja, Friedrich.“

„Ich danke Dir, mein Vater.“

Der neue Tag brach an. Hell strahlte die Früh-

lingssonne in das Studierstübchen des Arztes hinein. Der Arzt war unverheiratet. Clara Eller steht in der Studierstube am Fenster. Der alte Herr von Gerts ist noch nicht aus seinem Hôtel gekommen. Die Jungfrau weiß, daß die Operation schon jetzt vollzogen wird. Weder sie noch der Vater darf dabei sein; deshalb tun die Aerzte ihre Arbeit so früh, bevor der Vater des Verwundeten kommt. Die Jungfrau steht am Fenster. Sie hat die Hand auf die wogende Brust gelegt, aber das arme Herz will nicht stille werden. Da sinkt sie in die Kniee und redet halb laut mit ihrem Gott. — — —

— „Nicht um meinewillen flehe ich um sein Leben, mein Herr und Helfer, — sondern um seines Vaters willen. Du weißt, daß sie dennoch einander lieb haben, — ob auch ihre Wege auseinander gegangen sind. O Herr, laß nicht das graue Haupt mit Herzleid in die Grube fahren! — —“

Durch die Türspalte hat ein altes Angesicht ins Stübchen geblickt und auf die Worte gelauscht. Es zieht sich eilig zurück und schließt leise die Thür.

Draußen auf dem Korridor geht der alte Herr von Gerts auf und ab, wohl eine Stunde lang. Dann kommt der Arzt. Er ergreift die Hand des Alten und sagt in ernstem Ton:

„Das Bein haben wir Ihrem Sohne abgenommen; das Erdenleben hoffen wir ihm zu erhalten.“

Er hat den alten Herrn eilig in seine Stube führen müssen: dort sinkt die zitternde Gestalt auf

einen Stuhl. Die Jungfrau eilt herzu. Sie sieht dem Arzt ins Angesicht.

„Ich sehe es, daß Sie Hoffnung haben.“

„Ja, ich habe Hoffnung.“

„Herr, Du erhörst Gebet, darum kommt alles Fleisch zu Dir,“ jauchzen ihre Lippen.

Am nächsten Sonntag schien die Frühlingssonne so freundlich auf die Betten der Kranken, als wollte sie ihnen Frühlingsblumen auf die Wangen malen und neue Lebenskraft ins Herz zaubern. Die Kirchenglocken läuteten über die Stadt hinüber: Rogate, betet! und das Evangelium des Tages mahnt und jauchzet: So ihr den Vater etwas bitten werdet in meinem Namen, so wird er es euch geben. — Bittet, so werdet ihr nehmen, daß eure Freude vollkommen sei.

„Amen —“ flüstern zitternde Lippen, und ein graues Haupt beugt sich über das Evangelium, es beugt sich sehr tief. Eine Träne gleitet ihm über die durchfurchte Wange, und noch eine. Neben ihm sitzt eine Jungfrau. Sie sitzen am Bette eines Leidenden.

Der Alte ergreift die Hand der Jungen:

„Clara,“ spricht er, „ich bin Deiner nicht wert: ich bin stolz und hart gegen Dich gewesen — und — Du hast für mich gebetet.“

Er erhebt sich, legt die Hand der Jungfrau in die Hand des Leidenden, breitet seine beiden Hände über sie aus, und segnet sie mit seinem reichen Vatersegnen.

Die Frühlingssonne strahlt in die Fenster, und Frühlingswonne leuchtet ihnen aus den Augen.

Seit jenem Frühlingstage sind viele Frühlingstage über die Erde gezogen. Friedrich und Clara wohnen in dem schönen Herrenhaus hinterm Walde an der blauen See, nicht weit von Hartenholz. Das väterliche Gut hat der erstgeborene Sohn nicht übernehmen wollen, und in Liebe und Frieden hat er's mit dem Vater beredet. Die alte Frau Eller ist zu ihnen ins Haus gezogen, und Großvater kommt alle Jahr hinüber, um nach seinem Patenkinde, dem erstgeborenen Enkel und seinen drei Geschwistern zu sehen. Im Winter aber verleben die jungen Eheleute drei Wochen im Kreise ihrer Familie auf Schloß Tannenburg. Obgleich die Wiege der jungen Frau nicht auf der Bergeshöhe gestanden hat, und obgleich der Mann mit seinem künstlichen Bein oft mühsam daherpilgert — ist es ihnen doch immer noch, so lange sie mit einander im heiligen Ehestand gelebt haben, so vorgekommen, als ob sie immerdar im Sonnenschein des Frühlings pilgerten.

Von demselben Verfasser sind in meinem Verlage ferner erschienen:

Am Sinai.

Erzählungen zu den heiligen zehn Geboten. Zweite Auflage.
Preis: In elegantem Einband nur noch 3 Mk.

Inhalt: Heimat und Fremde. Nachbarskinder. Die Perle der Tage. Der Doppelbauer und sein Kind. Schloß und Hütte. Am toten Meer. Abwärts und aufwärts. Ein Wort. Die Lehrerin.

Gottes heilige Gebote werden hier durch Bilder gleichsam illustriert, die mit fester, sicherer Hand nach dem Leben gezeichnet sind.

Am Throne Gottes.

Erzählungen zum heil. Vaterunser. Zweite Auflage. Preis:
In elegantem Einbande nur noch 3 Mk.

Inhalt: Fluten und Felsen. Krieg und Friede. Zwischen Himmel und Erde. In Leid und Liebe. Von Gott beschert. Am Waldestrand. König und Königin. Im Palmenschatten. Frühlingstage.

Alle neun Erzählungen sind außerordentlich anziehend, so rechte Geschichten aus dem Leben, innig, sinnig und wahrhaft volkstümlich geschrieben. Wir können das Buch, das auch äußerlich sehr gut ausgestattet ist, nur auf das Wärmste empfehlen. Es eignet sich auch trefflich als Weihnachtsgeschenk.

Gnadenquellen.

Vier Erzählungen zu den beiden Hauptstücken von den heiligen Sakramenten. Dritte Auflage. Preis: In elegantem Einbande 3 Mk.

Die „Gnadenquellen“ liefern vier liebliche und doch tief-ernste Erzählungen zu den beiden Sakramenten.

Glockenklänge.

Festgeschichten. Zweite Auflage. Preis: Geheftet 3 Mk., eleg. geb. 4 Mk., mit Goldschnitt 4 Mk. 50 Pfg.

Inhalt: Advent. Dunkle Tage und helles Licht. — Weihnacht. Seltsame Liebe. — Kalte Nacht. — Neujahr. Mutter Reinholds Chlbestergeschichte. — Epiphania. Zu Gott. — Palmaram. Konfirmationsjeden. — Gründonnerstag. Am Brunnlein Gottes. — Karfreitag. Am Schatten des Kreuzes. — Ostern. Unter den Osterglocken. — Himmelfahrt. Himmelan. — Pfingsten. Pfingstrosen. — Totenfeier. Unter der Trauereise.

In den „Glockenklängen“ bewährt der Verfasser seine bekannte Meisterschaft, ergreifend und fesselnd, tief aus dem christlichen Leben für das christliche Leben zu schreiben, und die meisten Geschichten tragen das Gepräge, daß sie aus dem Leben gegriffen sind. Wir können nur jedem in Bezug auf dieselben das Wort zurufen: „Nimm und lies!“

Rogate.

Erzählung. Zweite Auflage. Preis: Geheftet 1 Mk. 60 Pfg., eleg. kartoniert 1 Mk. 80 Pfg., eleg. geb. 2 Mk. 40 Pfg.

Inhalt: Behütet wie ein Augapfel. Glühendes Eisen und kaltes Wasser. Bekennnislose Säulen und bekennnisvolle Stunden. Scheiden und Weiden mit weh. Ihr seid teuer erkauft, werdet nicht der Menschen Knechte. Es ist das Herz ein trostig und verzagtes Ding. Er wird keinen Fuß nicht gleiten lassen. Eine Hütte Gottes bei den Menschenkindern.

In einer kurzen Vorrede erörtert der Verfasser den Zweck und Titel seines Buches Rogate, d. i. betet, und führt uns dann in einer hübschen Erzählung das Haus und Leben des alten, braven und frommen Schullehrers Clausen vor, der mit seinem treuen Weibe und der Pflegetochter Elfrieda in ihren Lebensschicksalen ein trautes, liebliches Bild davon gibt, wie des Christen Gebet der Herzschlag des Menschen zu Gott ist.

Dom Berge der Seligkeiten.

Erzählungen zu den Seligpreisungen des Herrn. Zweite Auflage. Preis: Geheftet 3 Mk., eleg. geb. 4 Mk., mit Goldschnitt 5 Mk.

Inhalt: Klein und groß. Der Herr an Bord. Der Wilderer. Ehehand — Wehstand. In die neue Welt. Im Walde. Aus der großen Zeit. Die Großeltern.

Diese neue Sammlung von Erzählungen ist eine gediegene und empfehlenswerte Gabe für den Weihnachts- und Geburtstagstisch. Von ernstem Charakter und christlicher Grundlage werden uns Lebensbilder vorgeführt, welche uns nach Form und Inhalt fesseln und niemals ohne reiche Belehrung sind.

Blauweilchen und Sonnenblumen.

Erzählung. 128 Seiten.

Preis: Eleg. geb. 1 Mk. 20 Pf., eleg. geb. 1 Mk. 80 Pfg.

Inhalt: Herz, Pfeil und Krone im Wappen. Eines Feldherrn Kriegszug und eines Kindes Siegeszug. Goldene Worte über dem Strom des Lebens. Ohnmächtige Macht und mächtige Ohnmacht. Gestern noch auf stolzen Rossen — heute durch die Prust geschossen. Aus Briefen und Briefchen. Vom Sterben, Verderben und Erben.

„Es geh' uns wohl in unsern alten Tagen“, ist eine volkstümliche Redensart in der Eiderstädter Marsch aus der Zeit des Schwedenkrieges und der Kern der Erzählung auf historischem Grunde, es ist der Trinkspruch der Martjen Flors, des Blauweilchen, dargebracht den müden Kriegsgesellen, den Sonnenblumen. Das erste blüht bescheiden weiter; die letzten werden geknickt und verderben, da es ihnen an Halt gebricht.

Steinsmühlen.

Erzählung. Zweite Auflage. Preis: Geheftet 1 Mk. 60 Pfg., eleg. kartoniert 1 Mk. 80 Pfg., eleg. geb. 2 Mk. 40 Pfg.

Inhalt: Der Grüne Baum. Schenten, Denten und Danken. Nacht und Dinten. Nadeln vom Tannenbaum. Stall und strippe. Suchen und Finden. Nach Bethlehem. Auf grünen Zweigen.

„Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden“ ist das Motto dieser Erzählung, aber nicht nur das Motto, es ist auch der Grundton des Inhalts. Der Verfasser bietet uns hier eine volkstümliche, sehr ansprechende Erzählung, durch die er beweist, daß er den rechten Blick in die hellen und dunklen Tiefen des Volkslebens hat, sowie die Gabe, das im Volk Geschaute auch für das Volk zu erzählen.

Das Leben im Licht.

Vier Erzählungen zu den drei Artikeln des christlichen Glaubens. Zweite Auflage. Preis: Geheftet 3 Mk., eleg. geb. 4 Mk., mit Goldschnitt 4 Mk. 50 Pfg.

Inhalt: Dabeim. Durch Frühlingsfluren. Die Dorfönigin. Rosen und Dornen.

Der Name des Verfassers bürgt vollständig für den Wert dieses Buches; wer Evers als Schriftsteller kennt, wird ihn lieb gewonnen haben, und diesem neuen Werk aus seiner Feder volles Vertrauen entgegenbringen. Es sind ergreifende Erzählungen, die der Verfasser als Handzeichnungen zum apostolischen Glaubensbekenntnis in diesem Buche bietet und die nicht verfehlen werden, einen bleibenden Eindruck auf den zu machen, der sie liest.

Aus dem Verlage von Carl Hirsch, Konstanz.

Geschichte des Christentums

in seinem Gang durch die Jahrhunderte

von Friedrich Dehninger.

Sechste Auflage. Jubiläumsausgabe (49.—53. Tausend) einer billigen reich illustrierten Kirchengeschichte in volkstümlicher Darstellung.

Mit 145 Illustrationen, darunter 32 ganzseitigen Kunstdruck-Beilagen nach den besten Darstellungen hervorragender Künstler in feinsten Ausführung. — 549 Seiten. — Holzfrees Papier. — Prächtige Ausstattung. — Gr. 8^o Format. — Preis gebunden in eleganter Leinwende mit Relief-Prägung und Roschnitt nur 4 Mk., in hochelegantem Halbfranzband nur 5 Mk.

Aus den vielen anerkennenden Besprechungen von „Dehninger's Geschichte des Christentums“ hebe ich besonders folgende hervor: Herr Pastor Dr. theol. Otto Juncke schreibt dem Verleger: Das ist ein Buch, das uns fehlte. Wahrlich, die Kenntnis der Kirchengeschichte sollte zu den vornehmsten Stücken der Bildung eines Christen gehören; denn was ist die Kirchengeschichte anders, als der Kampf des Glaubens mit dem Unglauben und Aberglauben? Nächst dem Studium der Bibel ist nichts so erbaulich und belehrend wie das Studium der Geschichte des Christentums. Nun gibt es ja zahllose Bücher, die uns diese Geschichte vor Augen stellen. Und auch viele treffliche Bücher. Aber mir ist keines bekannt, das so populär, so frisch, so anschaulich und zugleich so glaubenswarm, so herzendringend geschrieben ist. Dazu ist dieses große Werk sehr billig. Obgleich es 540 große Seiten hat, glänzend ausgestattet und fein gebunden ist, kostet es nur 4 Mk. Ein besonderer Schmuck des Buches sind aber die vielen herrlichen Illustrationen, die allein den Preis wert sind. Ich bin fest überzeugt, daß besagtes Buch in kurzer Frist, diesseits und jenseits des Meeres, in vielen Tausenden von christlichen Häusern eine ebenso beliebte wie segenspendende Lektüre sein wird. Möge der Herr der Kirche ihm selbst den Weg bahnen!

Bremen, den 15. November 1897.

D. Juncke, Pastor Dr. theol.

Aus dem Verlage von Carl Hirsch, Konstanz.

Als ein vorzügliches Festgeschenk, wie auch zur Selbstanschaffung für jeden Pfarrer, Prediger, Stud. d. Theol. etc. empfehlen wir:

Hilfsbuch für die Feste der christlichen Kirche.

Allen Arbeitern im Weinberge des Herrn dargeboten

von

Rud. Wyss, Pfarrer in Wasen (Kt. Bern).

315 S. gr. 8^o.

Preis brosch. Mfr. 3,20, schön geb. in Halbfranzbd. Mfr. 4,80.

Das sehr reichhaltige Buch berücksichtigt außer den drei Hauptfesten einschließlich Karfreitag auch den Neujahrs-, Simeons- und Betttag. Predigtentwürfe, Aphorismen, Bilder und Gleichnisse, Beispiele und Geschichten als Illustrationen sind für jede Gruppe in guter Auswahl gesammelt, so daß jedermanns Geschmack Rechnung getragen ist. Jeden einzelnen Predigtentwurf zu prüfen ist nicht dieses Ortes; auch wünscht der Verfasser mit Recht keine wörtliche Benützung, sondern will nur Anregung geben, und dazu sind sie auch vortrefflich geeignet. Die Ausstattung ist gut. Das Buch wird den Predigern die trefflichsten Dienste leisten; es ist den sonst gebräuchlichen ähnlichen Schriften von Wölbling, Hübner etc. mit Recht an die Seite zu stellen. Man mag es vielleicht bedauern, daß es heute so leicht gemacht wird, in gewissem Sinne mit fremdem Kalbe zu pflügen; aber so lange die vielpredigende evangelische Kirche manchem Geistlichen zu einem Feste drei verschiedene Predigten aufsetzt, ist der Gebrauch solcher Hilfsmittel unumgänglich. (Theol. Literaturbl. 1892, Nr. 23. Herausgeg. v. Prof. Luthardt.)



U A N L

UNIVERSIDAD AUTÓNOMA DE NUEVO LEÓN
DIRECCIÓN GENERAL DE BIBLIOTECA